Alexandre Dumas

Die Drei Musketiere

scanned by ab
corrected by khap

Im Jahre 1625 verläßt der junge, aus verarmten Landadel stammende d´Artagnan seine gascognische Heimat und zieht nach Paris, um sich in den Dienst König Ludwigs XIII. zu stellen. In dessen Garde schließt er Freundschaft mit den drei unzertrennlichen Musketieren Athos, Porthos und Aramis. Gemeinsam bestehen sie im Kampf gegen den machthungrigen Kardinal Richelieu gefährliche Abenteuer. Als die Ehre der Königin durch eine infame Intrige des Kardinals und der teuflischen Lady Winter bedroht ist, stehen die Helden vor ihrer schwierigsten Aufgabe.

J. and H International (Europe) S.A., Belgium

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Autor:

Dumas, Alexandre d.Ä. (Dumas père, eigtl. A. Davy de la Pailleterie) frz. Schriftsteller *24.7.1802 Villers-Cotterets, †5.12.1870 Puys bei Dieppe, Belgien. *Die drei Musketiere*, 1844. *Der Graf von Monte Christo*, 1845/46. Alexandre Dumas d.Ä. wurde vor allem durch seine publikumswirksamen Abenteuerromane bekannt. Er gehörte in den 1830er Jahren mit ungefähr 300 Bänden zu den wichtigsten Romanlieferanten für Zeitungen, die Romane in Fortsetzungen druckten. Um die große Nachfrage bewältigen zu können, stellte er sogar anonyme Lohnschreiber an. Dumas, Sohn eines Generals aus der Revolutionszeit und einer aus dem Bürgertum stammenden Mutter, wuchs in bescheidenen Verhältnissen auf. Er arbeitete zunächst in einem Anwaltsbüro, kam 1822 nach Paris und wurde dort Schreiber des Herzogs von Orléans. Neben Victor R. Hugo wurde Dumas zum Mitbegründer des romantischen Theaters, nachdem er mit *Heinrich III. und sein Hof* (1829) einen ersten großen Erfolg erzielt hatte. Einem breiteren Publikum wurde er vor allem durch seine Romane *Die drei Musketiere* sowie *Der Graf von Monte Christo bekannt*. Durch seine Erfolge erwarb er sich ein ansehnliches Vermögen, bedingt durch den Misserfolg des Theaters aufgrund der Revolution 1848 geriet Dumas jedoch in finanzielle Schwierigkeiten. 1851 ging er auf der Flucht vor seinen Gläubigern für einige Jahre nach Brüssel. Dort schrieb er seine Autobiografie (*Memoiren*, 1852-54). Nach Reisen in den Kaukasus und nach Russland lebte Dumas vier Jahre lang in Neapel und kämpfte 1860 für die Republikaner im italienischen Unabhängigkeitskrieg. Als er im Alter von 68 Jahren starb, war er fast vergessen. Biografie: A. Maurois, Die drei Dumas, 1957.

Inhalt

Die drei Geschenke des Herrn d'Artagnan	4
Im Vorzimmer des Herrn von Tréville	22
Die Audienz	32
Athos' Schulter, Porthos' Wehrgehänge und Aramis' Taschentuch	45
Die Musketiere des Königs und die Leibgarde des Kardinals	53
König Ludwig der Dreizehnte	65
Die Musketiere zu Hause. / Intrige am Hofe	81
D'Artagnan im Zwielicht	94
Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert	102
Die Intrige verwickelt sich	110
George Villiers, Herzog von Buckingham	126
Herr Bonacieux	135
Der Mann von Meung	144
Männer des Rechts und Männer des Degens	154
Die Glocke des Groß-Siegelbewahrers	163
Herr Bonacieux in seinen vier Wänden	174
Liebhaber und Gatte	188
Feldzugsplan	196
Die Reise	205
Mylady Winter	216
Das Ballett der Merlaison – Das Stelldichein	225
»Der Pavillon«	243
Porthos	251
Aramis und seine These	265
Frau Athos	279
Rückkehr	297

Die drei Geschenke des Herrn d'Artagnan

Am ersten Aprilmontag des Jahres 1625 schien es im Marktflecken Meung so drunter und drüber zu gehen, als ob über Nacht die Hugenotten gekommen wären, um ein Bollwerk wie La Rochelle daraus zu machen. Zahlreiche Spießbürger hatten, als sie Weiber auf der Flucht durch die Hauptstraße sahen und Kinder auf den Schwellen schreien hörten, nichts Eiligeres zu tun, als sich den Küraß umzuschnallen und sich durch eine Muskete oder Partisane ein gewichtigeres Aussehen zu geben und zum Gasthof *Zum Freimüller* zu rennen, vor dem sich ein dichter Haufe sammelte, der wild lärmte und sich mit jeder Minute verstärkte. Damals war solche Panik keine Seltenheit, und es verstrich kaum ein Tag, ohne daß in der oder jener Stadt ein solcher Vorfall in der Ortschronik zu verbuchen war. Gab es doch hohe Herren vom Adel, die fortwährend Händel miteinander hatten; lag doch der König in ständiger Fehde mit dem Kardinal, und hatte doch Spanien erst eben wieder Frankreich den Krieg erklärt. An Diebsgesindel und Bettelvolk war kein Mangel, und Hugenotten, Wölfe und Lakaienpack sorgten auch dafür, daß das Land nicht zur Ruhe kam. Die Bürgerschaft schlug sich mit dem Diebsgesindel, den Wölfen und dem Lakaienpack herum, erhob die Waffen zuweilen wider die Herren vom Adel und wider die Hugenotten, nur selten einmal wider den König, niemals aber wider den Kardinal und die Spanier. Aus dieser Gepflogenheit ergab sich demzufolge, daß die Meunger Philister, als sie an besagtem Aprilmontag Spektakel hörten, ohne weder die gelb und rote Standarte, noch die Livree des Herzogs von Richelieu zu sehen, sich eilig nach dem Gasthof *Zum Freimüller* begaben.

Dort konnte ein jeglicher die Ursache dieses Lärmens sehen und kennenlernen, die niemand anders war als ein junger

Mensch – ein Don Quichotte von 18 Jahren, ohne Panzer und Beinschienen, aber in einem wollenen Wams, dessen blaue Farbe sich in eine unbestimmbare Schattierung von Weinhefe und Himmelblau verwandelt hatte; mit länglichem, braunem Gesicht, hervorspringenden Backenknochen als Merkmal von Pfiffigkeit, stark entwickelten Kiefern, dem untrüglichen Kennzeichen eines Gascogners, auch wenn er kein mit einer Feder geschmücktes Barett aufhatte. Das war bei dem jungen Mann jedoch der Fall; außerdem hatte er ein offenes, kluges Auge und eine Hakennase, und war von Figur für einen Jüngling zu groß, für einen ausgewachsenen Mann aber zu klein. Wäre nicht der lange Degen gewesen, der ihm am Wehrgehänge baumelte und ihm beim Gehen wider die Waden, beim Reiten wider das Fell seines Gaules schlug, so hätte ihn ein schwach geübtes Auge für einen unterwegs befindlichen Gutspächterssohn gehalten.

Unser junger Mann war aber beritten, und sein Gaul hatte ebenfalls ein so merkwürdiges Aussehen, daß er auf den ersten Blick in die Augen fiel: es war nämlich ein Klepper, der wenigstens seine zwölf bis vierzehn Jahre auf dem gelblichen Fell hatte, mit einem Stummel von Schweif ohne Haare, aber mit Beinen voller Schwären; ein Klepper, der beim Laufen den Kopf bis zu den Knien hinunterbaumeln ließ, immerhin aber noch gut und gern seine acht Meilen am Tage machte. Leider aber steckten die trefflichen Eigenschaften dieser Rosinante so tief unter ihrer absonderlichen Haut und hinter ihrem wackligen Trott, daß zu einer Zeit, wo jedermann mit Pferden Bescheid wußte, ihr Auftreten in Meung, kaum daß sie zum Tor herein war, ein so unliebsames Aufsehen machte, daß es nicht ohne Rückwirkung auf den Reiter selbst bleiben konnte.

Und für den jungen d'Artagnan – denn so hieß der Don Quichotte dieser wiedererstandenen Rosinante – war dieses Aufsehen um so peinlicher, als er sich über den lächerlichen Anstrich, den ihm als einem so stattlichen Kavalier ein solcher

Gaul geben mußte, durchaus nicht im unklaren war. Wußte er doch recht gut, daß ein solcher Gaul unter Brüdern seine zwanzig Livres, wenn auch knapp, wert war, während andrerseits die Worte, die dieses Geschenk begleitet hatten, sich jeglicher Schätzung entzogen... »Mein lieber Sohn«, hatte der gascognische Edelmann gesagt, der des Jünglings Vater war, »dies Pferd hat das Licht der Welt vor nunmehr dreizehn Jahren im Hause deines Vaters erblickt und hat seitdem einen Bestandteil von dessen festem Inventar gebildet: ein Grund also für dich, ihm deine Liebe zu schenken! Verkaufe es niemals, sondern laß es in Ruhe und Ehren alt werden und zu seinen Vätern eingehen. Ziehst du mit ihm ins Feld, dann gehe rücksichtsvoll mit ihm um wie mit einem greisen Diener. Und wenn du«, sprach Herr d'Artagnan weiter, »einmal die Ehre hast, bei Hofe zu erscheinen – eine Ehre, auf die dir übrigens dein alter Adel ein Anrecht gibt –, dann halte auch du den Namen, der von deinen Ahnen fünfhundert Jahre lang in Ehren geführt worden ist, in Ehren für dich wie für die Deinigen. Darunter verstehe ich nicht allein deine Verwandten, sondern auch deine Bekannten und Freunde. Laß nie etwas auf dir sitzen, außer von seiten des Kardinals und des Königs. Allein durch seinen Mut – verstehe mich recht –, nur durch seinen Mut kann es heute ein Edelmann zu etwas bringen. Wer auch nur eine Sekunde bebt, läßt vielleicht den Köder sich entwischen, den ihm das Glück just während dieser Sekunde hinhielt. Du bist jung und sollst tapfer werden aus zweierlei Gründen: erstens, weil du ein Gascogner, und zweitens, weil du mein Sohn bist. Fürchte nicht die Gelegenheiten und gehe keinem Abenteuer aus dem Wege! Den Degen zu führen, habe ich dich gelehrt; du hast eine Kniebeuge von Eisen und einen Handschuh von Stahl; schlage dich bei jeglichem Anlaß; schlage dich um so eifriger, als der Zweikampf verboten ist und es demgemäß doppelt soviel Mut erheischt, sich zu schlagen. Mehr als fünfzehn Taler kann ich dir nicht mitgeben, lieber Sohn, außer meinem Pferd und den eben

vernommenen Ratschlägen. Die Mutter wird dir noch das Rezept zu einer bestimmten Salbe beifügen, das sie von einer Zigeunerin bekommen hat und das die wunderbare Eigenschaft besitzt, jede Wunde zu heilen, außer solchen, die das Herz betreffen. Ziehe aus allem den rechten Nutzen, und lebe glücklich und lange! – Ein Wort noch! Ein Beispiel will ich dir noch vor Augen halten, nicht mein eigenes, denn ich bin niemals bei Hofe gewesen und habe die Religionskriege bloß als Freiwilliger mitgemacht – aber vom Herrn von Tréville laß dir erzählen, der ehedem mein Nachbar war und die Ehre gehabt hat, als kleines Kind mit unserm König Ludwig XIII., den Gott erhalten möge, zu spielen! Hin und wieder geschah es, daß ihre Spiele zu Kämpfen ausarteten, in denen der König nicht immer der Stärkere war. Die Prügel, die der König dann bekam, setzten Herrn von Tréville bei ihm in Respekt und weckten in seinem königlichen Herzen ein Gefühl von Freundschaft für ihn. Herr von Tréville hat sich auf seiner ersten Reise nach Paris fünfmal mit andern duelliert; seit dem Tod des hochseligen Königs bis zur Volljährigkeit des jungen Königs, die Kriege und Belagerungen nicht gerechnet, weitere siebenmal; und von der Volljährigkeit Seiner jetzt regierenden Majestät bis zum heutigen Tage vielleicht hundertmal!... Und heute ist er trotz aller Erlasse, Verordnungen und Verurteilungen Hauptmann der Musketiere. Das ist, mein Sohn, eine Cäsarenlegion, vor der Seine Majestät der König gewaltigen Respekt, und seine Eminenz der Kardinal gewaltige Furcht hat, wie männiglich im Lande weiß. Obendrein bekommt Herr von Tréville im Jahre bare zehntausend Taler, ist also ein hoher Herr. Angefangen hat er wie du; suche ihn mit diesem Schreiben auf und mache es wie er, damit es dir so gut gehe wie ihm!«

Damit schnallte der alte Herr d'Artagnan seinem Sohn seinen eigenen Degen um, küßte ihn zärtlich auf beide Wangen und gab ihm seinen Segen. Als der Sohn das väterliche Zimmer verließ, gab die Mutter ihm das berühmte Salbenrezept, das er, wenn er

nach den eben gehörten Ratschlägen zu handeln vorhatte, wahrscheinlich sehr oft brauchen mußte. Dieser Abschied wurde länger und zärtlicher als der erste, woraus aber nicht gefolgert werden darf, als ob Herr d'Artagnan keine Liebe zu seinem Sohn, dem einzigen Sprößling aus seiner Ehe, im Herzen getragen hätte: aber er war ein Mann und hätte es für seiner unwürdig gehalten, viel Rührung zu zeigen. Frau d'Artagnan dagegen war nicht bloß Frau, sondern in weit höherem Grade noch Mutter und schämte sich demgemäß der Tränen nicht... und zum Lobe des jungen Herrn d'Artagnan muß hier gesagt werden, daß er es zwar an Anstrengungen, fest zu bleiben, wie es sich für einen künftigen Musketier schickte, nicht fehlen ließ, der Natur aber doch nicht standhalten konnte, sondern auch zu weinen anfing, und daß es ihm schwer genug wurde, wenigstens den kleineren Teil seiner Tränen hinunterzuschlucken.

Ausgerüstet mit den drei väterlichen Geschenken: den fünfzehn Talern, dem Gaul und dem Brief für Herrn von Tréville, machte sich der junge Mann am nämlichen Tag auf den Weg; die guten Ratschläge waren ihm, wie man begreifen wird, dreingegeben worden. Mit solchem Viatikum stellte also der junge Herr d'Artagnan in moralischer und physischer Hinsicht ein getreues Konterfei des Cervantesschen Helden dar: und während der edle Don Quichotte Windmühlen für Riesen und Schafherden für Armeen hielt, faßte der edle d'Artagnan jedes Lächeln als einen Schimpf und jeden Blick als eine Herausforderung auf. Hieraus folgte, daß er von Tarbes bis Meung die Faust unentwegt geballt hielt und wenigstens zehnmal am Tage damit an den Degenknopf schlug. Indessen fuhr die Faust kein einziges Mal unter eine Kinnlade und der Degen kein einziges Mal aus der Scheide, wiewohl es an spöttischen Blicken auf die Rosinante, die er ritt, wahrlich nicht fehlte. Da aber über ihre Weichen ein Degen von stattlicher Größe herniederhing und über diesem Degen ein Auge, mehr wild als stolz, funkelte, verbissen sich die Passanten das Lachen

oder gaben sich, wenn ihre Lachlust ihrer Klugheit ein Schnippchen schlug, alle Mühe, nach Art der Masken des Altertums bloß mit der einen Gesichtsseite zu lachen. – Bis er den Fuß in den unglückseligen Marktflecken Meung setzte, wurde d'Artagnan in seinem hohen Selbstgefühl und seiner heiklen Empfindlichkeit nicht gekränkt. Als er aber am Tor des Freimüllers sich anschickte, von seiner Rosinante zu steigen, ohne daß sich weder Wirt noch Kellner noch Hausknecht sehen ließ, um ihm den Steigbügel zu halten, richtete d'Artagnan den Blick zu einem Fenster des Hauses hinüber und gewahrte dort einen Edelmann von stattlicher Figur und stolzer Haltung, dessen Gesicht aber von einigen Runzeln gefurcht war, im Gespräch begriffen mit zwei Personen, die ihm voll Ehrerbietung zuzuhören schienen. Wie es seinem ganzen Wesen nach nicht anders möglich war, meinte d'Artagnan natürlich, es sei von ihm die Rede und horchte. Diesmal hatte er sich auch nur halb geirrt, denn nicht um ihn, sondern um seine Rosinante drehte sich das Gespräch. Der Edelmann schien seiner Zuhörerschaft sämtliche Eigenschaften des Tieres herzuzählen, und da, wie schon gesagt, alles in Ehrfurcht vor ihm erstarb, erschallte jeden Augenblick eine richtige Lachsalve. Da aber schon ein etwas höhnisch verzogener Mund genügte, um den jungen Mann in Zorn zu setzen, kann man sich denken, welche Wirkung solche maßlose Heiterkeit auf ihn hervorbrachte.

Immerhin wollte sich d'Artagnan zunächst über die Physiognomie des ihm unbekannten frechen Menschen klarwerden, der sich derart über ihn lustig machte, und maß ihn mit dem stolzesten seiner Blicke. Da sah er, daß er einen Mann von 40-45 Jahren vor sich hatte, mit schwarzen, durchdringenden Augen, bleichem Teint, scharfgeschnittener Nase, schwarzem, gezwirbeltem Schnurrbart, in veilchenblauem Wams und gleichfarbiger Hose mit ebensolchen Schnüren. Von irgendwelchem anderen Zierat war an seiner Tracht nichts zu sehen. Wams und Hose waren wohl noch neu, sahen aber aus,

als seien sie von langem Tragen in einem Reisesack arg zerknüllt. D'Artagnan machte all diese Wahrnehmungen mit dem schnellen Blick des scharfen Beobachters und ohne Frage durch eine instinktive Empfindung getrieben, als müsse dieser Unbekannte auf die künftige Gestaltung seines Lebens einen großen Einfluß haben.

Aber im selben Augenblick brach das Gelächter wieder in verstärktem Maße los, und diesmal konnte d'Artagnan nicht länger im Zweifel sein, daß es darauf abgesehen war, ihn zu beleidigen. Ohne sich länger zu besinnen, rückte er sein Federbarett tief in die Augen und legte mit einer Miene, wie er sie bei vornehmen Herren beobachtet, die rechte Hand auf den Knauf seines Degens, während er die linke in die Seite stemmte. Leider wuchs mit jedem Schritt, den er auf den Fremden zu machte, sein Zorn, so daß er statt der würdigen Ansprache, die er sich vorgenommen hatte, mit einer derben Grobheit herausplatzte, die er durch eine grimmige Gebärde noch arg verschärfte.

»He, Sie da!« rief er, »kommen Sie doch mal hinter Ihrem Fensterladen vor und sagen Sie mir, warum Sie lachen. Wir wollen dann zusammen lachen.«

Der Edelmann ließ den Blick langsam vom Gaul zum Reiter gleiten, als brauche er eine gewisse Zeit, um zu verstehen, daß diese absonderliche Rede wirklich ihm gelte. Als er dann erkannte, daß von einem Irrtum keine Rede mehr sein könne, zogen sich seine Brauen zusammen, aber es verging noch eine geraume Weile, bis er mit einem Spott und einer Frechheit, die sich unmöglich schildern ließe, dem jungen d'Artagnan erwiderte: »Mit Ihnen, Herr, rede ich nicht!« – »Aber ich rede mit Ihnen!« schrie der Jüngling, außer sich über diese Mischung von Frechheit und guten Manieren, von Beachtung und Mißachtung.

Noch einen Augenblick lang maß ihn der Unbekannte mit seinem geringschätzigen Lächeln, dann trat er vom Fenster

zurück und langsamen Schrittes aus der Gaststube vor d'Artagnan hin, dicht neben seine Rosinante. Seine Ruhe und Ironie erhöhten die Lustigkeit der Umstehenden in nicht geringem Maße, zumal er ihnen noch allerhand Bemerkungen zuwarf. D'Artagnan zog, als er ihn auf sich zukommen sah, seinen Degen fußlang aus der Scheide.

»Wenn der Gaul in seiner Jugend kein Fuchs war, so ist er es doch jetzt,« sagte der Unbekannte wieder zu seinen Bekannten am Fenster, ohne sich um d'Artagnans Grimm irgendwie zu kümmern. »In der Botanik ist die Farbe ja zu Hause, aber bei Pferden sieht man sie nur selten.« – »Ihr seid auch einer, der wohl über ein Roß, nicht aber über seinen Herrn zu lachen wagt!« rief der grimmige Nebenbuhler Trévilles. – »Ich lache nicht oft, Herr,« erwiderte der Unbekannte, »wie Sie mir ja schon am Gesicht ansehen können; aber mein Recht, zu lachen, wenn's mir gefällt, lasse ich mir nicht schmälern.« – »Und ich,« schrie d'Artagnan, »ich dulde nicht, daß man lacht, wenn's mir mißfällt!« – »Ist das Ihr Ernst, Herr?« erwiderte der Unbekannte mit weit größerer Ruhe noch als bisher, »na, Sie haben ja vollkommen recht!« Damit drehte er sich auf den Hacken um, um durch das große Tor in die Gastwirtschaft zurückzutreten. Dort sah d'Artagnan ein frisch gesatteltes Pferd stehen. Aber er war nicht der Mann danach, jemanden laufen zu lassen, der sich frech über ihn lustig gemacht hatte, sondern riß seinen Degen ganz aus der Scheide und schickte sich an, hinter dem andern herzurennen. »Heda, Ihr! Hübsch kehrtgemacht, damit ich Euch nicht eins hinten aufbrenne!« – Der andere aber drehte sich wieder herum und maß den Jüngling mit einem Blick, aus dem Staunen und Verachtung in gleichem Maße sprachen. »Mir eins aufbrennen?« wiederholte er... »aber geht, geht, mein Lieber! Bei Euch scheint's hier oben nicht ganz richtig zu sein!« und dabei zeigte er spöttisch nach der Stirn... Dann aber fuhr er halblaut, wie zu sich selbst, fort: »Schade, schade! Das wäre doch was für Seine Majestät, die überall nach Rekruten für Ihre

Musketiergarde sucht!«

Aber noch hatte er nicht ausgeredet, als d'Artagnan einen so grimmigen Stoß nach ihm führte, daß er ohne einen schnellen Sprung zur Seite wahrscheinlich zum letztenmal in seinem Leben gespottet hätte. Er sah nun, daß die Sache ernst wurde, zog seinen Degen, salutierte dem Gegner und legte sich aus. Im selben Augenblick aber fielen die beiden Männer, die mit ihm am Fenster gestanden hatten, gemeinsam mit dem Wirt mit Stöcken, Schaufeln und Schüreisen über d'Artagnan her, was dem Auftritt im Handumdrehen ein so völlig anderes Gesicht gab, daß d'Artagnans Widersacher mit der größten Seelenruhe den Degen wieder einsteckte und aus einem Teilnehmer, zu welcher Rolle für ihn nur wenig gefehlt hatte, ein Zuschauer wurde, während d'Artagnan sich mit allen Kräften seiner neuen Feinde zu erwehren suchte.

»Hol der Teufel diese Gascogner!« brummte der Unbekannte durch die Zähne: »Setzt ihn wieder auf seinen orangefarbigen Gaul und laßt ihn sich scheren, wohin er will!« – »Was er aber nicht früher tun wird, als bis er dir Feigling den Degen zwischen die Rippen gejagt hat!« schrie d'Artagnan, indem er sich, so gut es ging, Luft zu machen suchte. – »Schon wieder eine solche gascognische Großmäuligkeit!« antwortete der Edelmann; »meiner Treu, diese Gascogner sind unverbesserlich! Da er's nicht anders will, spielt ihm nur weiter auf! Wenn ihm die Puste ausgeht, wird er's schon sagen.«

Aber er wußte nicht, mit was für einem Dickschädel er's zu tun hatte, denn d'Artagnan kam es nie in den Sinn, um Pardon zu betteln. Die Schlägerei dauerte also noch ein paar Sekunden; schließlich entfiel aber d'Artagnan der von einem Stockhieb zertrümmerte Degen, während ihn selbst ein anderer Schlag vor die Stirn traf und zu Boden streckte.

Das war der Augenblick, wo alle Bürger des Marktfleckens den Schauplatz der Handlung erreichten. Der Gastwirt, unliebsames Aufsehen fürchtend, trug den Verletzten mit seinen

Kellnern in die Küche und sorgte dort für angemessene Pflege. Der Edelmann seinerseits war auf seinen Platz am Fenster zurückgetreten und hielt mit Ungeduld die zusammengelaufene Menge im Auge, über deren Anwesenheit er lebhaften Verdruß zu empfinden schien... »Na, was macht denn dieser wilde Bär?« fragte er den zur Tür hereintretenden Wirt. – »Oh, Ihre Exzellenz sind doch heil und gesund?« fragte der Wirt. – »Jawohl, vollkommen heil und gesund, mein lieber Wirt, aber Sie hören doch, daß ich mich nach dem jungen Raufbold erkundige.« – »Mit dem geht's besser«, versetzte der Wirt, »er liegt in tiefer Ohnmacht.« – »Wirklich?« – »Vorher aber hat er noch einmal seine ganze Kraft zusammengerafft, um nach Ihnen zu schreien und Sie herauszufordern.« – »Ist der Kerl denn der Teufel in Person?« – »Keineswegs, Exzellenz«, versetzte mit verächtlicher Grimasse der Wirt, »denn während seiner Ohnmacht haben wir ihn durchsucht und in seinem Bündel weiter nichts als ein Hemd und in seinem Beutel nur elf Taler gefunden, was für ihn aber kein Hindernis war, zu rufen, ehe er in Ohnmacht sank, daß er's Ihnen, wenn der Vorfall in Paris passiert wäre, sofort heimgezahlt hätte, und daß die Sache Sie aber, wenn er Sie hier wieder träfe, noch teurer zu stehen käme.« – »Demnach ist es irgendein verkappter Prinz von Geblüt«, sagte der Unbekannte kalt. – »Ich gebe Ihnen bloß Kenntnis davon«, sagte der Wirt, »damit Sie auf Ihrer Hut sind.« – »Und hat er in seinem Zorn niemand genannt?« – »O doch! Er hat auf seine Tasche geklopft und gerufen: Nun, wir werden ja sehen, was Herr von Tréville über solchen, seinem Schutzbefohlenen angetanen Schimpf denken wird.« – »Herrn von Tréville hat er genannt?« fragte der Unbekannte, »und dabei auf die Tasche geklopft?... Ei, ei, mein lieber Wirt, Ihr habt doch sicher nicht unterlassen, während er in Ohnmacht lag, seine Tasche zu visitieren? Was hat er denn drin gehabt?« – »Einen Brief an Herrn von Tréville, Hauptmann der Musketiere.« – »Wirklich?« – »Wie ich Ihnen zu sagen die Ehre habe,

Exzellenz!«

Der Wirt gehörte nicht zu den überklugen Leuten und merkte infolgedessen nicht, welche Änderung seine Worte in dem Gesicht des Edelmannes hervorriefen, während dieser sich jetzt vom Fenstersims entfernte, auf das er sich bisher mit dem Arm gestützt hatte, und wie jemand, den ein unruhiges Gefühl beschleicht, die Stirn in Falten legte... »Schwerenot!« brummte er zwischen den Zähnen, »sollte mir Tréville diesen Burschen auf den Hals geschickt haben? Er ist noch sehr jung; aber ein Degenstoß bleibt ein Degenstoß, mag er von einem Alten oder von einem Jungen kommen, und gegen Kinder ist man weniger mißtrauisch als gegen andere Leute. Es ist schon mancher große Plan an einem kleinen Hindernis gescheitert.« – Darauf versank der Unbekannte in minutenlanges Sinnen. »Sagt mal, Wirt«, wandte er sich dann an diesen, »werdet Ihr mich von diesem Rasenden erlösen, oder nicht? So mir nichts, dir nichts kann ich ihn nicht umbringen, und doch«, setzte er mit einer Miene voll kalter Drohung hinzu, »ist er mir lästig... Wo steckt er jetzt?« – »In der Stube meiner Frau, im ersten Stock; sie verbindet ihn.« – »Sind seine Sachen und sein Mantelsack noch bei ihm?« fragte der Unbekannte. »Das Wams hat er nicht ausgezogen?« – »Das ist im Gegenteil alles unten in der Küche... Aber da dieser junge Tropf Exzellenz unbequem ist...« – »Gewiß ist er das, denn er verursacht in Eurem Gasthof ein Ärgernis, das allen rechtlichen Leuten zuwider sein muß. Geht hinauf, macht mir die Rechnung und ruft meinen Lakai.« – »Was? Exzellenz wollen uns schon verlassen?« – »Sie wissen das doch, denn ich habe Euch nicht umsonst geheißen, mein Pferd zu satteln... Ist man etwa meinem Befehl nicht nachgekommen?« – »O doch, und wie Exzellenz sehen können, steht Ihr Roß, gesattelt und bepackt, unter dem großen Tor.« – »Gut! besorgt das Weitere, wie ich befohlen habe.« – »Hm!« brummte der Wirt in den Bart, »sollte er sich etwa gar vor dem Jungen fürchten?«

Aber aus dem Auge des Unbekannten traf ihn ein

gebieterischer Blick, und sogleich verließ er mit tiefer Verbeugung die Stube.

»Mylady darf dieser Wicht nicht sehen,« sprach der Unbekannte zu sich, »und sie muß jeden Augenblick kommen, denn eigentlich sollte sie schon da sein... Auf alle Fälle ist's klüger, ich reite ihr entgegen. Wenn ich bloß dahinterkommen könnte, was in diesem Brief an Tréville steht!«... Der Unbekannte begab sich in die Küche. Der Wirt machte sich inzwischen klar, daß den unbekannten Herrn nichts weiter als die Anwesenheit des jungen Raufboldes aus seinem Gasthof vertreibe, und war zu seiner Frau hinaufgegangen. In ihrer Stube hatte er d'Artagnan im Vollbesitz seiner Besinnung angetroffen. Er säumte nicht, ihm zu verstehen zu geben, daß ihm sehr leicht die Polizei über den Hals kommen dürfte, weil er Händel mit einem Herrn vom hohen Adel gesucht hätte, denn seiner Meinung nach konnte der Unbekannte nichts anderes sein, und so bestand er darauf, daß d'Artagnan trotz der Schwäche, die ihn von neuem befiel, von seinem Lager aufstünde und seines Weges weiterzöge... D'Artagnan, noch im Zustand halber Betäubung, ohne Wams und den Kopf mit einer Binde umwickelt, stand also auf und schickte sich an, die Treppe hinunterzuschleichen. Das erste aber, was ihm, als er an der Küche vorbeikam, in die Augen fiel, war sein Widersacher, der auf dem Tritt einer schweren, mit zwei kräftigen normannischen Pferden bespannten Kutsche stand und gemütlich mit einer Dame von etwa zwanzig Jahren sich unterhielt, deren Kopf von dem Kutschenschlag gleichsam umrahmt erschien. Wir haben schon bemerkt, daß d'Artagnan die Fähigkeit besaß, ein Gesicht mit einem Blick abzuschätzen, und so erkannte er auch jetzt im Nu, daß die Dame jung und schön war, und ihre Schönheit stach ihm um so schärfer in die Augen, als ihre Art in den südlichen Landstrichen, wo er bislang sein Leben zugebracht, völlig unbekannt und fremd war. Es war nämlich eine blasse, blonde Dame mit langen Locken, die ihr tief über die Schultern

herabfielen, und großen, blauen, schmachtenden Augen, rosigen Lippen und Händen, weiß wie Alabaster. Die Dame befand sich in lebhafter Unterhaltung mit dem Unbekannten.

»Eminenz befehlen mir also...«, sagte sie. – »Auf der Stelle nach England zurückzukehren und durch Eilboten zu melden, ob der Herzog London verlassen hat.« – »Und meine weiteren Instruktionen?« fragte die schöne Reisende. – »Befinden sich in dieser Schatulle, die Sie jedoch erst öffnen dürfen, wenn Sie den Kanal hinter sich haben.« – »Gut! und was werden Sie tun?« – »Nach Paris zurückkehren.« – »Ohne den unverschämten Burschen zu züchtigen?«

Der Unbekannte schickte sich bereits zu einer Antwort an; aber gerade, als er den Mund dazu öffnete, schoß d'Artagnan, der alles mit angehört hatte, über die Schwelle... »Der unverschämte Bursche wird die anderen züchtigen«, rief er, »und hoffentlich drückt sich derjenige, der zunächst an die Reihe kommt, nicht wieder wie das erstemal.« – »Drückt sich?« wiederholte der Unbekannte, die Stirn runzelnd. – »Nein, in Gegenwart einer Dame wird er es sich wohl nicht getrauen!« – »Bedenken Sie«, rief die Dame, als sie den Edelmann blankziehen sah, »daß die geringste Verzögerung alles gefährden könnte!« – »Sie haben recht«, rief der Edelmann, »reisen Sie also ab, ich werde folgen.« Er nickte der Dame noch einmal zu und schwang sich auf sein Roß.

Im Galopp jagten Reiter und Karosse nach verschiedenen Richtungen davon...

»He, he! Ihre Zeche!« schrie der Wirt, dessen Respekt vor dem Reisenden sogleich auf den Nullpunkt sank, als dieser wegritt, ohne zu bezahlen. – »Tolpatsch, bezahle!« rief der Reiter, ohne in seinem Galopp nachzulassen, seinem Lakai zu, der dem Wirt ein paar Silbermünzen vor die Füße warf und seinem Herrn nachsprengte. – »Ha, die feige Memme!« schrie d'Artagnan, seinerseits hinter dem Lakai herjagend; »der Halunke! Der Bastard von einem Edelmann!« Aber um solche

Erschütterung auszuhalten, war der Verwundete noch zu schwach, und kaum hatte er zehn Schritte gemacht, da schlug er mit dem Ruf: »Halunke! Halunke!« mitten auf der Straße hin.

»Ein feiger Wicht ist er freilich!« brummte der Wirt, der zu d'Artagnan trat und sich durch diese Schmeichelei in besseres Licht bei dem Jüngling zu setzen suchte. – »Jawohl, feige, sehr feige!« lallte d'Artagnan, »aber sie – sie ist schön!« – »Wer? sie?« fragte der Wirt. – »Mylady«, lallte d'Artagnan, worauf er wieder in Ohnmacht sank. – »Das schert mich nicht«, sagte der Wirt, »zwei bin ich los, aber der da bleibt mir ja, und sicherlich auf ein paar Tage... Um elf Taler will ich ihn jedenfalls erleichtern.« – Und elf Taler waren es gerade noch, die d'Artagnan in seinem Beutel hatte...

Der Wirt hatte auf elf Tage zu je einem Taler gerechnet, aber diese Wirtsrechnung ohne seinen Gast gemacht, denn am andern Morgen, schon vor fünf Uhr, erhob sich d'Artagnan von seinem Lager, begab sich in die Küche, ließ sich, außer einigen anderen Ingredienzen, deren Verzeichnis nicht auf uns gekommen ist, Wein, Öl und Rosmarin geben und mischte dies alles nach dem Rezept seiner Mutter zu der berühmten Wundsalbe, mit der er sich seine zahlreichen Blessuren einrieb, um hierauf seine Binden selbst zu erneuern. Die Zigeunersalbe tat denn auch die Wirkung, daß er sich abends außer aller Gefahr befand und am andern Morgen fast ausgeheilt war. Als er aber den Rosmarin, das Öl und den Wein – das einzige, was er von dem Wirt entnommen hatte, bezahlen wollte, und in seinen Beutel griff, fand er wohl noch die elf Taler drin, aber nicht mehr das väterliche Schreiben an Herrn von Tréville.

Der Jüngling begann mit unsäglicher Geduld nach dem Brief zu suchen und wandte alle Taschen wohl zwanzigmal um, wühlte in Mantelsack und Börse wohl eine Viertelstunde lang; aber der Brief fand sich nirgends mehr vor... und nun verfiel er in den dritten Wutanfall, der ihm fast eine neuerliche Anwendung von Rosmarin usw. aufgedrungen hätte; denn als

der Wirt sah, daß der junge Hitzkopf wieder herumzurasen anfing und alles im Hause kurz und klein zu schlagen drohte, hatte er sich im Nu mit einem Spieß, die Frau mit einem Besenstiel bewaffnet, während seine Kellner zu den nämlichen Stöcken griffen, mit denen dem unwirschen Patron schon tags vorher das Fell verbleut worden war.

»Mein Brief!« schrie dieser, »mein Brief! Gottes Blut, oder ich spieße euch alle miteinander auf wie Krammetsvögel!«

Leider setzte sich der Ausführung dieser Drohung ein Umstand entgegen, und zwar der, daß sein Degen bei dem ersten Geplänkel entzweigeschlagen worden war. Das aber hatte er in seinem Grimm vergessen, und so sah er sich denn, als er nun blankziehen wollte, im Besitz eines bloßen Degenstumpfes von 8 bis 10 Zoll Länge, den der Wirt vorsorglich in die Scheide geschoben, während er das andere Stück auf die Seite gebracht hatte, in der Absicht, sich einen Bratspieß daraus zu machen. Nichtsdestoweniger hätte sich unser rasender Roland durch diese Enttäuschung wohl kaum abhalten lassen, seine Absicht auszuführen; der Wirt war aber zu der Einsicht gekommen, daß die von dem Reisenden erhobene Forderung durchaus recht und in Ordnung war... »Ja, wo ist denn Euer Brief?« sagte er, seinen Spieß senkend. – »Ja, wo ist der Brief?« schrie d'Artagnan... »Ihr müßt nämlich wissen, daß der Brief an Herrn von Tréville gerichtet war, und wenn er sich nicht wiederfindet, nun, dann wird ihn dieser schon zu suchen wissen!«

Diese Drohung schüchterte den Wirt vollständig ein. Nach dem König und dem Kardinal war Herr von Tréville der Mann, dessen Name von den Soldaten und Bürgern vielleicht am allerhäufigsten genannt wurde. Freilich war ja noch Pater Joseph da; dessen Name ward immer nur leise geflüstert, so groß war der Schrecken, den die »graue Eminenz«, wie man allgemein den Famulus des Kardinals nannte, allen Leuten in Frankreich einflößte. Der Wirt warf also seinen Spieß weg und hieß die Frau den Besenstiel beiseite stellen, die Kellner die Stöcke aus

den Händen legen, während er sich selbst daranmachte, den in Verlust geratenen Brief zu suchen... »War denn in dem Brief irgendwas Kostbares?« fragte er, nachdem er eine Weile vergeblich gesucht hatte. – »Gottes Blut! das will ich meinen!« rief der Gascogner, denn er versprach sich von dem Brief ja die beste Aussicht für seine Lebenslaufbahn... »Er barg doch mein ganzes Vermögen!« – »In spanischen Wertpapieren?« fragte der Wirt voll Unruhe. – »In Anweisungen auf die königliche Privatschatulle«, versetzte d'Artagnan, denn er rechnete ja zufolge dieser Empfehlung auf eine Anstellung im königlichen Dienst und meinte deshalb, volle Berechtigung zu solcher freilich etwas gewagten Rede zu haben, ohne sich damit einer Lüge schuldig zu machen.

»Schwerenot!« rief der Wirt, ganz außer sich. – »Aber aufs Geld kommt's in diesem Fall gar nicht so sehr an«, nahm d'Artagnan wieder das Wort, mit der ihm als Gascogner eigentümlichen Großtuerei; »bloß auf den Brief! den Brief! Lieber hätte ich tausend Pistolen verloren als den Brief!«

Plötzlich kam dem Wirt, der sich zu allen Geiern wünschte, als er trotz allem Suchen den Brief nicht fand, ein Gedanke... »Der Brief ist ja gar nicht verloren!« rief er. – »So?« machte d'Artagnan. – »Nein, verloren nicht, gestohlen ist er Euch!« – »Gestohlen? von wem?« – »Von dem Edelmann von gestern, denn er war ja in der Küche, wo Euer Wams lag; war allein dort, und ich möchte darauf wetten, daß er, und kein andrer, Euch den Brief gestohlen hat.« – »Meint Ihr?« erwiderte d'Artagnan, ohne sich für diese Ansicht besonders erwärmen zu können, denn er wußte doch recht gut, daß an dem Brief nichts war, was jemandes Habsucht hätte reizen können.

Immerhin fragte er: »So? Ihr habt also auf diesen unverschämten Menschen Verdacht?« – »Ich bin meiner Sache sogar ganz sicher«, erwiderte der Wirt, »denn als ich ihm gesagt hatte, Ihr seiet an Herrn von Tréville mit einem Schreiben empfohlen, also dessen Schützling, da verlor er mit einem Mal

die Ruhe und fragte, ob ich wüßte, wo der Brief sei, ging auch gleich darauf in die Küche hinunter, denn daß dort Euer Wams läge, wußte er.« – »Nun, dann ist er auch der Spitzbube«, versetzte d'Artagnan; »ich werde mich beim Herrn von Tréville beschweren, und der wird sich beim König beschweren.« Darauf zog er großartig seine Börse, nahm zwei blanke Taler heraus und gab sie dem Wirt, der ihn mit dem Hut in der Hand bis zur Tür begleitete. Dann bestieg er wieder seine gelbe Rosinante, die ihn ohne jeden weiteren Unfall bis an das Tor Saint-Antoine von Paris brachte. Dort verkaufte er die Rosinante um drei bare Taler, was immer noch ein guter Preis war. Und der Roßkamm sagte auch, er bezahle dieses schwere Stück Geld bloß deshalb, weil ihm die absonderliche Farbe des Gaules imponiere...

D'Artagnan betrat also Paris zu Fuß, mit seinem Bündel unterm Arm und lief ziemlich lange herum, bis es ihm glückte, eine seinen mageren Geldmitteln angemessene Stube zu finden. Endlich fand er sie in der unfern von dem Luxemburg-Palais gelegenen Rue des Fossoyeurs, bezahlte einen Teil der Miete voraus und quartierte sich ein. Er flickte sein Wams und nähte an die Beinkleider die Borte, die seine fürsorgliche Mutter von einem noch fast neuen Anzug seines Vaters abgetrennt und ihm mit in sein Bündel gesteckt hatte. Hierauf machte er einen Gang auf den Kai der Waffenschmiede, um sich an seinen Degenknauf eine neue Klinge machen zu lassen, fragte sich nach dem Louvre zurecht und erkundigte sich bei dem ersten Musketier, den er unterwegs traf, nach dem Palais des Herrn von Tréville, das in der Nähe der von ihm gemieteten Dachstube, in der Rue du Vieux-Colombier, lag. Dies schien ihm ein Umstand, den er als günstige Vorbedeutung für den glücklichen Erfolg seiner Reise auffaßte. Durchaus zufrieden mit seinem Verhalten im Marktflecken Meung, ohne Kummer wegen der Vergangenheit, voll Vertrauen auf die Gegenwart und voll Hoffnung für die Zukunft, legte er sich in sein Bett und schlief den Schlaf des Gerechten, und zwar, ganz noch wie es Brauch

und Sitte ist in der Provinz, bis in die neunte Morgenstunde. Da erst erhob er sich, wischte sich die Augen, wusch und kämmte sich und machte sich auf den Weg nach dem Palais des Herrn von Tréville, der nach der Schätzung seines Vaters der drittmächtigste Mann im Königreich Frankreich war.

Im Vorzimmer des Herrn von Tréville

Herr von Troisvilles, wie sich seine Familie noch in der Gascogne nannte, oder, wie er sich jetzt in Paris zu nennen liebte, Herr von Tréville, hatte seine Laufbahn nicht anders angefangen als d'Artagnan, nämlich ohne einen Sou Vermögen, aber mit jenem Vorrat von Kühnheit, Geist und festem Willen, der dem ärmsten gascognischen Landjunker ein reicheres Erbe in der Zukunft sichert als dem reichsten Edelmann im Perigord oder Berry in die Wiege gelegt wird. Seine verwegene Tapferkeit und sein noch unverschämteres Glück in einer Zeit, wo es Hiebe förmlich hagelte, hatte ihn so geschwind auf die oberste Sprosse jener steilen Leiter, die man Hofgunst nennt, geführt, daß man meinen konnte, er habe immer vier Sprossen auf einmal genommen.

Er war der Freund des Königs und bei ihm um so besser angeschrieben, als sein Vater schon Heinrich IV. in all seinen Kriegen treu gedient hatte, trotzdem er klingenden Lohn eigentlich niemals empfangen, denn unter Heinrich IV. war bekanntlich Geld immer das wenigste, sondern mit einem Wappen abgespeist worden war: einem goldnen Löwen in rotem Feld mit der Devise: »Treu und stark«. Viel Ehre, aber wenig Geld hieß es eben damals schon wie heute.

Daher war es denn gekommen, daß der berühmte Kamerad des großen Heinrich bei seinem Heimgang seinem Sohn außer seinem Degen und Wappen nichts hinterließ. Aber dieses Doppelerbe im Verein mit einem fleckenlosen Namen hatte Herrn von Tréville den Weg zum Hause des jugendlichen Prinzen erschlossen, wo er mit seinem Degen so gute Dienste tat und seinem Wappenspruch so treu blieb, daß Ludwig XIII., der eine der besten Klingen schlug, zu sagen pflegte, wenn sich ein Freund von ihm duellieren wolle, so rate er ihm, erst ihn selbst und dann Tréville, wenn nicht gar diesen noch vor ihm, zum

Sekundanten zu nehmen.

Ludwig XIII. hatte übrigens eine Vorliebe für Tréville. In jenen unglücklichen Zeitläufen war man lebhaft bemüht, sich mit Männern vom Schlage Trévilles zu umgeben. »Stark«, die zweite Hälfte des Trévilleschen Wappenspruches, konnten viele Edelleute für sich in Anspruch nehmen; nur wenige aber die erste: »treu«. Zu ihnen gehörte Tréville, einer jener seltenen Menschen, die folgsam und klug sind wie ein Hund, dabei blinde Tapferkeit, schnellen Blick, lose Hand und die Augen scheinbar nur dazu haben, um aufzupassen, ob der König Ursache zur Unzufriedenheit mit einem seiner Untertanen habe. Bisher hatte es Tréville schließlich noch an der Gelegenheit dazu gefehlt; aber er lauerte darauf und gelobte sich, sie beim Schopf zu fassen, sobald sie ihm in greifbare Nähe käme. Darum machte der König Herrn von Tréville zum Hauptmann seiner Musketiere, die für Ludwig XIII., was Hingebung und Treue, oder vielmehr Fanatismus angeht, dasselbe bedeuteten wie für Ludwig XI. seine schottische Leibgarde.

Der Kardinal seinerseits stand in dieser Hinsicht hinter dem König nicht zurück. Sobald er merkte,. mit welch stattlicher Leibgarde sich Ludwig XIII. umgab, wollte dieser andere oder vielmehr erste König von Frankreich gleiches für sich haben. Er nahm sich also auch Musketiere wie jener, und nun erlebten es die Zeitgenossen dieser beiden mächtigen Nebenbuhler, daß jeder von ihnen in allen Provinzen Frankreichs, ja auch in allen möglichen fremden Ländern auf ständiger Suche nach Männern war, die in dem Ruf standen, eine gute Klinge zu schlagen. Daraus ergab sich, daß Richelieu und Ludwig XIII. sich oft, wenn sie bei ihrer Schachpartie saßen, über Wert und Vorzüge ihrer Dienstmannen herumstritten. Jeder brüstete sich mit der Führung und dem Mut der seinen, und während sie laut gegen Duelle und Krawalle predigten, hetzten sie im stillen dazu und wurmten sich niederträchtig, wenn ihren Leuten eins ausgewischt wurde, freuten sich aber unmäßig, wenn sie andern

eins ausgewischt hatten.

Tréville hatte seinen Herrn bei seiner schwachen Seite zu fassen gewußt, und dieser Geschicklichkeit verdankte er die lange und beständige Gunst eines Königs, der nicht den Ruf eines treu zu seinen Freunden haltenden Mannes hinterlassen hat. Er verstand sich ausgezeichnet auf die Kriegstechnik jenes Zeitalters, in dem der Soldat, wenn nicht auf Feindes-, so doch auf Landeskosten lebte; seine Soldaten bildeten eine richtige Satansgarde, die nur er in Disziplin zu halten vermochte. Außer Rand und Band, trieben sie sich in den Kneipen und Schenken und anderen öffentlichen Lokalen umher, randalierten und ließen ihre Degen auf dem Pflaster klirren, rempelten die Leute an und lagen mit den Kardinalsmusketieren in ständiger Fehde. Hin und wieder geschah es wohl, daß einer von ihnen sein Leben lassen mußte, weit öfter aber, daß sie andere ums Leben brachten; im ersteren Fall durften sie rechnen, bedauert und gerächt zu werden, im letzteren, nicht im Kerker zu vermodern, denn ihr Kommandant war ja da und unterließ es in keinem Falle, sie für sich zurückzufordern.

Herr von Tréville hatte diesen mächtigen Hebel in erster Reihe für den König und für Freunde des Königs angesetzt – in zweiter Linie jedoch auch für sich persönlich und seine Freunde. Aber in keiner aus jener Zeit auf uns gekommenen Schrift ist etwas darüber zu finden, daß er sich jemals für Geld zu irgendeiner ehrwidrigen Handlung hätte bereit finden lassen. So sehr er zu Intrigen neigte, so ist er doch immer Ehrenmann geblieben. Der Hauptmann der Musketiere war also gefürchtet, vergöttert und geliebt, und von den zweihundert kleinen Zirkeln, die neben denen des Königs und des Kardinals in Paris noch ihre Rolle spielten, war derjenige des Herrn von Tréville, wenn nicht der gesuchteste, so doch einer der gesuchtesten.

Der Hof seines in der Rue du Vieux-Colombier gelegenen Palastes hatte Ähnlichkeit mit einem Kriegslager, und zwar zur Sommerszeit von sechs Uhr, zur Winterszeit von acht Uhr

morgens an. Fünfzig bis sechzig Musketiere waren dort immer in Bewegung, scheinbar, um die Stärke der Besatzung recht imposant zu machen, wohl aus demselben Grunde auch immer in voller Kriegsrüstung und immer zu allen Schand- oder andern Taten bereit. Auf einer der großen Treppen seines Palastes, deren Raum unsern jetzigen Baumeistern zum Bau eines ganzen Hauses reichen würde, stiegen Pariser Bittgänger, die etwas zu ergattern strebten, Edelleute aus der Provinz, die in die Musketierrolle aufgenommen sein wollten, und buntscheckiges Lakaienvolk, das von seiner Herrschaft an Herrn von Tréville etwas auszurichten hatte, herauf und hinab. Im Vorzimmer saßen auf langen, rings an den Wänden herumlaufenden Bänken »die Erwählten«, nämlich solche, die hergeladen oder kommandiert waren. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend summte es hier wie in einem Bienenstock, während Herr von Tréville in seinem anstoßenden Kabinett Besuche empfing, Klagen anhörte, Befehle erteilte und, wie der König auf seinem Balkon im Louvre, sich bloß an das Fenster zu begeben brauchte, wenn ihn mal die Lust anwandelte, Menschen und Waffen zu sehen.

An dem Tage, da d'Artagnan sich vorstellte, befand sich eine stattliche Versammlung in diesem Vorzimmer: stattlich zumal für einen eben aus der Provinz in Paris abgestiegenen Landjunker, wenn er auch aus der Gascogne war, deren Bewohner sich bekanntlich nicht so leicht imponieren lassen. Hatte man das mit dicken Nägeln beschlagene Haupttor passiert, so geriet man mitten unter eine Schar Bewaffneter, die sich im Hof drängten, stießen, stritten, wohl auch zusammen ein Spielchen machten. Durch dieses Gewühl arbeitete sich d'Artagnan klopfenden Herzens, während er seinen langen Degen gegen die mageren Beine drückte und die Hand am Rand seines Filzhuts hielt, mit jenem halben Lächeln des verlegenen Provinzlers, der so recht nach etwas aussehen will.

Hatte er eine Gruppe hinter sich, dann atmete er jedesmal auf!

Aber es entging ihm nicht, daß man sich umdrehte und ihm nachsah, und zum erstenmal in seinem Leben kam sich unser d'Artagnan, der bislang von sich eine ziemlich gute Meinung gehabt hatte, recht albern vor.

Auf der Treppe wurde es noch schlimmer, denn da standen Weiber umher und schwatzten über allerhand, was bei Hofe passiert war... War er auf der Treppe rot geworden, so fing es ihn aber im Vorzimmer zu frösteln an, denn in seiner gascognischen Einbildungskraft meinte er, für jede Zofe ein verführerisches Objekt darzustellen, und als er nun inne wurde, daß man sich um ihn wenig oder gar nicht bekümmerte, sondern nur alle möglichen politischen Fragen durchhechelte, sich nebenbei gar noch über das Privatleben des Kardinals unterhielt, da kostete es ihn nicht wenig Überwindung, den Fuß nicht rückwärts zu setzen; wie konnte man, da doch so viele hochgestellte Personen schon deshalb bestraft worden waren, noch immer wagen, über König und Kardinal auf solche Weise loszuziehen? Wie konnten Musketiere so keck sein, sich über den hohen Rücken und die Säbelbeine eines so hochgestellten Mannes zu mokieren, den ihm sei Vater als ebenso mächtig wie der König genannt hatte? Ja, sogar von seiner Maitresse, der Frau von Aiguillon, wurde ganz laut gesprochen, und er war doch Kardinal! Das waren Dinge, die dem jungen Menschen, der noch nie die Provinz verlassen hatte, tatsächlich über den Horizont gingen, die ihm als geradezu grause Unmöglichkeiten erschienen. Eins fiel ihm indessen dabei auf: daß nämlich, wenn in diesem Gerede über den Kardinal der Name des Königs fiel, plötzlich Stillschweigen eintrat, gerade, als wenn den losen Mäulern ein Knebel zwischen die Zähne gedrängt worden wäre. Und nun kam es ihm so vor, wie wenn man sich gewissermaßen vor ihm in acht nehmen zu müssen meinte, als wenn man zu dem Privatkabinett des Herrn von Tréville doch nicht das rechte Vertrauen hätte. Immer aber fiel dann wieder irgendeine lose Anspielung auf Seine Eminenz, und dann wurde wieder gelacht

nach Herzenslust, und alles, was er tat und getan hatte, wurde durchgehechelt, bewitzelt und verspottet.

Wie man sich denken kann, gewann es d'Artagnan nicht über sich, an solcher Unterhaltung sich auch nur mit einem Wort zu beteiligen; er hielt aber die Augen offen, spitzte die Ohren und gab sich alle Mühe, von allem, was um ihn her vorging, nicht das Geringste zu verlieren, denn trotz aller Zuversicht auf die ihm vom Vater gegebenen Winke und Ratschläge hatte er doch die Empfindung, als dürfe er nicht so ohne weiteres über all diese Dinge, so unerhört sie ihm auch vorkamen, den Stab brechen. Es blieb auch nicht aus, daß man ihn mit Fragen behelligte, was er hier suche, denn von der ganzen Schar Höflinge, die sich hier herumdrückten, war er keinem einzigen bekannt, und er wurde hier ja auch zum erstenmal gesehen. D'Artagnan nannte sich nun mit aller Bescheidenheit, stützte sich auf seine Eigenschaft als Franzose und Gascogner und ersuchte den Diener, an den er daraufhin gewiesen wurde, Herrn von Tréville seine Anwesenheit zu melden, mit der Bitte, ihm eine kurze Audienz zu gewähren, was ihm, sobald sich Zeit und Gelegenheit dazu fände, mit hohem Protektorton gnädig bewilligt wurde.

D'Artagnan hatte sich mittlerweile von seiner ersten Beklommenheit einigermaßen befreit und fand nun Muße, Kostüme und Gesichter ein bißchen zu studieren. Im Mittelpunkt der lebhaftesten Gruppe stand ein Musketier, der durch lange Figur, stolze Miene und wunderliches Kostüm die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Er trug im Augenblick nicht die Musketieruniform, wozu er übrigens in jener Zeit beschränkterer Freiheit, aber unbeschränkterer Unabhängigkeit auch keineswegs gezwungen war, sondern einen himmelblauen, schon ziemlich verschossenen und zerschlissenen, prall sitzenden Oberrock, darüber ein prächtiges, reich mit Gold gesticktes, lebhaft glitzerndes Wehrgehänge, das aber, wie auch der lange Degen, durch einen von den Schultern

niederwallenden roten Mantel halb verdeckt wurde.

Dieser Musketier war gerade von der Wache gekommen, beschwerte sich über einen garstigen Schnupfen, der ihn nie mehr verlassen wolle, und hustete ein paarmal recht affektiert. Deshalb hatte er auch den Mantel umgehangen, wie er nicht ermangelte, seiner Umgebung gegenüber zu bemerken, und während er das große Wort führte und geringschätzig den Schnurrbart kräuselte, bewunderte jedermann, und d'Artagnan nicht am wenigsten, das gestickte Wehrgehänge.

»Was denn?« sagte der Musketier, »es wird eben Mode! Albern ist's ja, das weiß ich, aber Mode. Verbraucht muß doch auch das Geld werden, das man mal erbt.« – »Ach, Porthos!« rief einer aus der sich um ihn drängenden Menge, »mach uns bloß nicht weis, du hättest väterlicher Noblesse dies Wehrgehänge zu verdanken. Hast's doch sicher von der verschleierten Dame, mit der ich dich letzten Sonntag am Saint-Honoré-Tor gesehen habe?« – »Nein, auf Ehre! Auf Edelmannswort! Ich hab's gekauft, hab's mit meinem eigenen Geld bezahlt!« erwiderte der als Porthos angesprochene Musketier. – »Ja doch«, rief ein anderer Musketier, »gerade wie ich die neue Börse da auch mit dem Geld bezahlt habe, das mir meine Liebste in die alte getan hat!« – »Ihr könnt mir's glauben«, erwiderte Porthos, »daß ich zwölf Pistolen dafür berappt habe. Nicht wahr, Aramis?« setzte er hinzu, indem er sich an einen andern Musketier wandte, der zu ihm in krassem Gegensatz stand.

Er war nämlich ein junger Mann von höchstens zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Jahren, mit harmlosem, weichlichem Gesicht, schwarzen, aber milden Augen und rosigen Wangen, die von einem Samthauch überflogen waren, wie ihn Pfirsiche zur Herbstzeit haben. Auf seiner Oberlippe zog ein zierliches Schnurrbärtchen eine gerade Linie; seine Hände schienen Scheu vor dem Herabhängen zu haben, weil dann die Adern schwellen könnten, und zeitweilig kniff er sich in die

Ohren, um sie bei zarter, durchsichtiger Färbung zu halten. Es war seine Gewohnheit, wenig und langsam zu sprechen, viel Komplimente zu machen, still vor sich hin zu lachen, damit seine schönen Zähne sichtbar wurden, auf die er, wie auf seine ganze Person, die größte Sorgfalt zu verwenden schien. Der Aufforderung seines Kameraden entsprach er durch ein zustimmendes Nicken, das alle Zweifel betreffs des Wehrgehänges aus der Welt schaffte. Die Bewunderung dieses Gegenstandes dauerte also fort; es wurde aber nicht mehr darüber gesprochen, und die Unterhaltung wandte sich anderen Dingen zu.

»Was denkt ihr über die Geschichte, die Chalais' Stallmeister auftischt?« fragte wieder ein anderer Musketier, ohne sich an eine bestimmte Person der Anwesenden zu richten. »Was für eine Geschichte ist denn das?« fragte Porthos anmaßend. – »Er will in Brüssel Rochefort, den bösen Geist des Kardinals, als Kapuziner gesehen haben; und in dieser Verkleidung soll der vermaledeite Rochefort Herrn de Laigues an der Nase herumgeführt haben.« – »Der Esel verdiente es nicht besser«, sagte Porthos; »aber ist's denn wahr?« – »Mir hat's Aramis erzählt«, erwiderte der Musketier. – »Was du sagst!« – »Aber, Porthos, du weißt's doch recht gut«, versetzte Aramis, »ich hab's dir ja gestern selbst erzählt. Doch reden wir nicht weiter davon!« – »Reden wir nicht weiter davon! Das meinst du!« versetzte Porthos. »Pest! Du bist flink mit deinen Konsequenzen. Ha! Der Kardinal läßt einen Edelmann ausspionieren, läßt seine Briefschaften durch einen Verräter, Banditen, Galgenvogel mausen, macht Chalais mit Hilfe dieses Spions und auf Grund dieser Briefschaften einen Kopf kürzer unter dem blöden Vorwand, er habe den König umbringen und den Bruder des Königs mit der Königin verheiraten wollen! Kein Mensch fand den Schlüssel zu diesem Rätsel. Du kommst gestern abend dahinter, und während wir alle miteinander baff über diese Affäre sind, sagst du: Reden wir nicht mehr davon.«

»Nun, dann reden wir doch darüber«, versetzte Aramis geduldig, »wenn du es so haben willst.« – »Dieser Rochefort«, rief Porthos, »hätte mit mir, wäre ich Stallmeister des armen Chalais, einen harten Stand haben sollen!« – »Und du hättest eine trübe Viertelstunde mit dem roten Herzog!« erwiderte Aramis. – »Ha! mit dem roten Herzog?... Bravo, dem roten Herzog, bravo!« nickte Porthos und klatschte in die Hände. »Roter Herzog ist ausgezeichnet, das Wort bringe ich in die Mode, mein Lieber, verlaß dich darauf! Ist das ein geistvoller Patron, dieser Aramis! Schade, schade, daß du nicht bei deinem Beruf geblieben bist! Hättest doch einen brillanten Abbé abgegeben!« – »Oh, aufgeschoben ist nicht aufgehoben!« versetzte Aramis. »Du weißt doch, Porthos, daß ich noch immer mein theologisches Studium fortsetze.« – »Und er wird's auch durchsetzen«, antwortete Porthos, »früher oder später, denn er ist ganz der Kerl danach!« – »Und eher früher als später«, meinte Aramis. – »Bloß eins wartet er noch ab«, meinte ein anderer Musketier, »um die Entscheidung zu treffen und wieder in die Soutane zu kriechen.« – »Und was wartet er ab?« fragte ein anderer. – »Daß die Königin Frankreichs Krone einen Erben beschert!« – »Spottet nicht darüber, ihr Herren!« rief Porthos; »zum Glück ist die Königin noch in dem Alter, das zu können!« – »Es heißt, der Herr von Buckingham sei in Frankreich«, versetzte Aramis mit ironischem Lächeln, das diesen anscheinend harmlosen Worten einen recht ärgerlichen Nebensinn lieh. – »Aramis«, sagte Porthos, »diesmal bist du auf dem Holzweg, denn deine Sucht, geistreich zu sein, läßt dich über das Ziel hinausschießen. Hörte dich Herr von Tréville, so möchtest du schön angehen!« – »Lies mir bloß nicht die Leviten, Porthos!« rief Aramis, in dessen sanften Augen es wie ein Blitz aufleuchtete. – »Mein Lieber, sei Musketier oder Abbé, eins oder das andere, aber nicht beides!« versetzte Porthos. »Weißt du, erst gestern noch hat Athos gesagt, du fräßest aus jeder Raufe... Oh, sei nicht böse deshalb, mein Lieber, denn das

hätte wahrlich keinen Sinn! Du weißt ja, was zwischen dir, Athos und mir gilt. Lauf du zu Madame von Aiguillon und mach ihr den Hof, auch zur Kusine der Madame von Chevreuse, bei der du ja einen großen Stein im Brett haben sollst. Du meine Güte, brauchst dein Glück nicht an die große Glocke zu hängen, kümmert sich ja niemand um dein Geheimnis. Man weiß doch, daß du verschwiegen bist. Aber da du einmal glücklicher Besitzer dieser Tugend bist, so bringe sie zur Geltung in betreff Ihrer Majestät. Mag sich mit König und Kardinal befassen, wer Lust hat und wie es ihm beliebt; aber die Königin ist geheiligt, und wenn auf sie die Rede kommt, dann darf es nur im guten sein!«

»Porthos, du bist anmaßend wie Narziß, das muß man sagen«, erwiderte Aramis. »Daß ich Moral nicht vertrage, außer sie wird von Athos gepredigt, ist dir bekannt. Von dir aber muß ich sagen, daß du, um in dieser Hinsicht anzutreten, ein viel zu schönes Wehrgehänge hast. Abbé werde ich sein, wenn's mir paßt; bis dahin bin ich Musketier, und in dieser Eigenschaft sage ich, was mir behagt, und im Augenblick behagt's mir, dir zu verstehen zu geben, daß du mir zu nahe trittst.« – »Aramis!« – »Porthos!« – »Heda, ihr Herren, ihr Herren!« erklang es um sie her. – »Herr von Tréville erwartet Herrn d'Artagnan!« unterbrach der Lakai den Lärm, indem er die Tür öffnete, und inmitten allgemeiner Stille durchschritt der junge Gascogner das Vorzimmer und trat ein bei dem Hauptmann der Musketiere, sich von ganzem Herzen gratulierend, daß er diesem wunderlichen Zwist noch kurz vor seinem Ablauf entwischte.

Die Audienz

Herr von Tréville befand sich gerade in sehr schlechter Stimmung, unterließ es jedoch nicht, den jungen Mann, der sich vor ihm bis zur Erde verneigte, höflich zu begrüßen, und lächelte über die Komplimente des Jünglings, die ihm seine Jugend und Heimat ins Gedächtnis riefen: eine doppelte Erinnerung, die jedem Menschen, gleichviel in welchem Alter, das Herz wieder jung macht. Aber fast zur gleichen Zeit machte er einen Schritt zum Vorzimmer hin und winkte d'Artagnan mit der Hand, als wenn er ihn bitten wollte, ihn erst die andern abfertigen zu lassen, bevor er sich ihm widme. Dann rief er dreimal hintereinander, jedesmal die Stimme verstärkend, daß sie alle Phasen vom Befehlston bis zum Ton des Ärgers und Zorns durchlief: »Athos! Porthos! Aramis!«

Die beiden Musketiere, die auf die beiden letzten Namen hörten, verließen auf der Stelle die Gruppen, bei denen sie standen, und traten auf das Kabinett zu, dessen Tür sich hinter ihnen schloß, sobald sie die Schwelle überschritten hatten. Ihre Haltung, obwohl sie weit entfernt von Ruhe war, weckte durch ihre zugleich Würde und Untertänigkeit bekundende Ungezwungenheit d'Artagnans Bewunderung, der in diesen beiden Menschen Halbgötter, in ihrem Vorgesetzten aber einen mit all seinen Blitzen bewaffneten Jupiter erblickte.

Als die Tür sich hinter den beiden Musketieren geschlossen, als das Summen, das im Vorzimmer herrschte und dem der dreimalige Namensaufruf augenscheinlich neue Nahrung gegeben, wieder angehoben, als endlich Herr von Tréville drei-, viermal, schweigsam und mit finsteren Brauen, das Kabinett in seiner vollen Länge durchschritten hatte, jedesmal an Porthos und Aramis vorbeigehend, die stumm und starr dastanden wie bei der Parade, machte er plötzlich ihnen gegenüber halt und rief, sie vom Kopf bis zu den Füßen mit zornigem Blick

messend: »Wissen Sie, meine Herren, was mir der König gesagt hat, und zwar gestern abend – wissen Sie das, meine Herren?« – »Nein«, antworteten sie nach kurzer Pause, »nein, Herr, wir wissen es nicht.« – »Sie erweisen uns aber hoffentlich die Ehre, es uns mitzuteilen«, setzte Aramis hinzu, im höflichsten Ton der Welt und einer höchst anmutigen Verbeugung. – »Daß er von jetzt ab seine Musketiere aus der Leibgarde des Herrn Kardinal nehmen werde!« – »Aus der Garde des Herrn Kardinal, und warum?« fragte Porthos lebhaft. – »Weil er wohl eingesehen hat, daß sein saurer Wein durch Mischung mit einem guten Tropfen aufgefrischt werden muß.«

Die beiden Musketiere wurden rot bis hinter die Ohren. D'Artagnan wußte nicht, wie er daran war, und wäre am liebsten hundert Fuß unter die Erde gesunken.

»Jawohl«, fuhr Herr von Tréville fort, sich in Feuer redend, »und Seine Majestät hatte recht, denn, auf Ehre: die Musketiere spielen bei Hofe eine traurige Rolle. Der Herr Kardinal hat erst gestern mit einer Beileidsmiene, die mich sehr verdrossen hat, beim Spiel Seiner Majestät erzählt, daß diese vermaledeiten Musketiere vorgestern – diese Teufelsbrut, und eine hämische Ironie legte er in diese Worte, die mich schier außer mir brachte – diese Bratspießhelden, sagte er noch und schielte mich dabei mit seinen Tigerkatzenaugen an – sich in der Rue Pérou in einer Schenke herumgetrieben hätten, und daß eine Runde seiner Leibgarde – ich habe wirklich gemeint, er wolle mir ins Gesicht lachen – sich genötigt gesehen, diese Skandalmacher zu arretieren... Mord und Brand! Davon müssen Sie doch etwas wissen? Musketiere verhaften. Leugnen Sie nicht! Sie sind mit dabei gewesen, Sie sind erkannt worden, der Kardinal hat Sie namhaft gemacht!... Mich trifft die Schuld, niemand als mich, weil ich meine Mannschaft rekrutiert habe! Sagen Sie mal, Aramis, wozu, Sackerment! haben Sie mich gebeten, Sie in die Kasacke zu stecken, da Sie sich doch vorzüglich für die Soutane eigneten? Und Sie, Porthos, haben Sie ein so schönes goldenes

Wehrgehänge bloß, um einen Strohdegen daran zu baumeln? Und Athos? Ich sehe ja Athos nicht! Wo steckt er?«

»Er ist krank, Herr«, erwiderte Aramis traurig, »sehr krank.« – »Krank, sagen Sie? Sehr krank? Und was fehlt ihm denn?«. – »Er soll die Blattern haben, wird befürchtet, Herr«, antwortete Porthos, der auch ein Wort mitreden wollte, »und das wäre recht verdrießlich, weil ihm doch das hübsche Gesicht verunstaltet würde.« – »Blattern? Seh einer an! Da melden Sie mir ja eine schöne Sache, Porthos! Blattern? In seinem Alter?... Reden Sie nicht! Verwundet wird er sein, vielleicht gar tot?... Ha, wenn ich das wüßte! Sackerment, meine Herren Musketiere, ich kann nicht verstehen, aus welchem Grunde man sich so umhertreibt in verrufenen Kneipen, Skandal auf der Straße macht und in jedem Winkel vom Leder zieht! Ich will's nicht haben, daß man der Leibgarde des Herrn Kardinal Stoff zum Lachen gibt, denn es sind wackere, ruhige Leute, die sich niemals in die Lage, arretiert zu werden, bringen und sich auch nicht festnehmen ließen, die nicht! Das weiß ich! Lieber blieben sie auf dem Platz, als daß sie einen Schritt zurück machten... Das Hasenpanier ergreifen, ausreißen, den Rücken zeigen: das taugt bloß für die Musketiere des Königs! Haha!«

Porthos und Aramis bebten vor Wut. Am liebsten hätten sie Herrn von Tréville an der Gurgel gefaßt, wenn sie nicht gemerkt hätten, daß ihm bloß die große Liebe, die er für seine Musketiere im Herzen trug, diese Worte in den Mund legte. Draußen hatte man, wie gesagt, nach Athos, Porthos und Aramis rufen hören, und an Herrn von Trévilles Stimme erkannt, daß er sich in der schlechtesten Laune befand. Ein Dutzend neugierige Köpfe lehnten an der Tapete und wurden käseweiß vor Wut, denn ihren Ohren war keine Silbe von Trévilles Worten entgangen, und im Nu war der ganze Palast von der Kabinettstür bis zum Haustor Feuer und Flamme...

»Ha! die Musketiere des Königs lassen sich von der Garde des Herrn Kardinal arretieren!« fuhr Herr von Tréville fort, der,

im Herzen genau so ergrimmt wie seine Soldaten, die Worte hervorstieß, so abgerissen, daß sie seinen Zuhörern wie ebenso viele Dolchstiche in die Brust fuhren... »Ha! die Garden Seiner Eminenz verhaften ein halbes Dutzend Musketiere Seiner Majestät! Mord und Brand! Ich weiß jetzt, was ich mache... Ich gehe direkt in den Louvre und reiche meinen Abschied ein, um mich bei der Kardinalsgarde als Leutnant einstellen zu lassen. Und wenn der Kardinal mich nicht als Soldat nehmen will – Mord und Brand –, dann werde ich Abbé!«

Bei diesen Worten wurde das Gemurmel draußen zu einem Höllenlärm, so daß man außer Schwüren und Flüchen kein Wort vernahm. Es hagelte förmlich von Gottesblut und Sakrament, von Mord und Brand und Tod und Teufel. D'Artagnan suchte sich hinter einer Tapetenwand zu verstecken und wäre, da er keine fand, am liebsten unter den Tisch gekrochen.

»Nun denn, Kapitän«, nahm Porthos, außer sich, das Wort, »in Wahrheit steht die Sache so, daß wir sechs gegen sechs standen, aber wir sind hinterlistig überfallen worden. Ehe wir Zeit fanden, unsere Degen zu ziehen, lagen schon zwei von uns am Boden, und Athos, schwer verwundet, rechnete nicht mehr mit, denn Sie kennen ihn ja, den Athos! Zweimal hat er sich aufgerappelt, und zweimal ist er wieder umgefallen. Aber ergeben haben wir uns nicht, nein! mit Gewalt hat man uns weggeschleppt! Unterwegs haben wir uns wieder Luft gemacht. Athos hatte man für tot gehalten und ruhig auf dem Schlachtfeld liegenlassen, in der Meinung, es lohne der Mühe nicht mehr, ihn wegzuschaffen. So hat sich's verhalten! Sackerment, Kapitän, alle Schlachten lassen sich nun einmal nicht gewinnen! Der große Pompejus hat die von Pharsalus verloren, und König Franz I., der doch auch, wie es heißt, seinen Mann gestellt hat, die von Pavia.«

»Und ich habe die Ehre, Ihnen zu versichern«, erklärte Aramis, »daß ich einen von den Kerlen mit seinem eigenen Degen aufgespießt habe, denn meiner war schon bei der ersten

Parade geborsten... Erschlagen oder erstochen, wie es Ihnen genehm ist, Herr!« – »Davon war mir nichts bekannt«, erwiderte Herr von Tréville, schon um einiges sanfter, »der Herr Kardinal hat, wie ich sehe, aufgeschnitten.« – »Aber, halten zu Gnaden, Herr«, fuhr Aramis fort, da er sah, daß sein Kapitän sich beruhigte, »es soll nichts darüber verlauten, daß Athos verwundet ist; er wäre außer sich, wenn es dem König zu Ohren käme, und da die Blessur schwer ist, denn der Degenstoß ist durch die Schulter nach der Brust gegangen, so wäre am Ende zu befürchten...«

Im selben Augenblick wurde der Vorhang gelüftet und ein edles, schönes, aber schrecklich bleiches Gesicht erschien unter der Franse.

»Athos!« schrien die beiden Musketiere. – »Athos!« rief auch Herr von Tréville. – »Sie haben mich herbefohlen, Herr von Tréville«, sagte Athos mit matter, aber völlig ruhiger Stimme, »wie mir unsere Kameraden meldeten, und ich beeile mich, Ihrem Befehl zu gehorchen. Da bin ich, Herr. Was wünschen Sie von mir?« – Und mit diesen Worten trat der Musketier in untadelhafter Haltung, gewappnet wie sonst, festen Schrittes in das Kabinett. Herr von Tréville, über diesen Beweis von Mut im innersten Herzen froh, eilte auf ihn zu. »Ich wollte den Herren gerade noch sagen«, setzte er hinzu, »daß ich meinen Musketieren verbiete, ihr Leben ohne Not aufs Spiel zu setzen, denn tapfere Leute sind dem König viel wert, und der König weiß, daß seine Musketiere die tapfersten Leute auf Erden sind. Ihre Hand, Athos!« – Und, ohne zu warten, bis der zuletzt gekommene Musketier auf diesen Beweis von Huld reagieren werde, ergriff er dessen Rechte und drückte sie aus Leibeskräften, merkte aber nicht im geringsten, daß Athos, so fest er sich auch in der Gewalt hatte, eine schmerzliche Bewegung nicht unterdrücken konnte und noch bleicher wurde, als er schon war – so wenig man dies für möglich hätte halten sollen.

Die Tür stand halb offen, denn, daß Athos schwer verwundet war, wußte, trotzdem es geheimgehalten worden war, jedermann. Sein Erscheinen hatte daher allgemeines Aufsehen erregt. Den letzten Worten des Kapitäns wurde laut zugejubelt, und durch die Öffnung zwischen Tür und Vorhang kamen, von der Begeisterung hingerissen, mehrere Köpfe zum Vorschein. Jedenfalls wollte Herr von Tréville sich diesen Verstoß gegen die Vorschriften der Etikette durch ein paar lebhafte Worte verbitten, als er plötzlich die in der seinen ruhende Musketiershand krampfhaft zucken fühlte und, den Blick auf Athos richtend, wahrnahm, daß dieser einer Ohnmacht nahe war. Im nächsten Augenblick schlug Athos, der alle Kräfte aufgeboten hatte, gegen den Schmerz anzukämpfen, wie tot auf die Dielen. – »Einen Arzt!« schrie Herr von Tréville, »meinen, den königlichen, den ersten besten, oder – Mord und Brand – mein tapferer Athos geht ins Jenseits!«

Alles stürzte nun in das Kabinett, ohne daß Herr von Tréville daran dachte, die Tür zu schließen, und umringte den Verwundeten. Doch dieser Eifer hätte nichts gefruchtet, wenn sich der verlangte Arzt nicht im Palais selbst befunden hätte; er brach sich Bahn durch die Menge, trat zu dem noch immer ohnmächtig auf den Dielen liegenden Musketier. Da ihm der Lärm und das Gedränge lästig waren, forderte er vor allem, daß dieser in ein benachbartes Zimmer geschafft würde. Herr von Tréville riß eine Tür auf und zeigte Porthos und Aramis, die ihren Kameraden auf die Arme luden, den Weg. Hinter dem Arzt schloß sich die Tür.

Nun wurde Herrn von Trévilles Kabinett, dieser in der Regel so heilig gehaltene Ort, auf der Stelle zu einem zweiten Vorzimmer, worin alles durcheinander schrie, wetterte, fluchte und den Kardinal mitsamt seiner Leibgarde zu allen Teufeln wünschte. Kurz nachher kehrten Porthos und Aramis zurück. Der Verwundete war wieder zum Bewußtsein gekommen. Der Arzt erklärte, daß sein Zustand keine Ursache zur Besorgnis

gäbe, da seine Schwäche nur durch Blutverlust entstanden sei. Dann kam auch Herr von Tréville wieder herein, und auf einen Wink von ihm zog sich jedermann zurück. Ausgenommen d'Artagnan, der nicht vergessen hatte, daß ihm Audienz erteilt worden war, und der mit echt gascognischer Zähigkeit nicht vom Platz gewichen war. Herr von Tréville drehte sich jetzt um und sah sich allein mit dem Jüngling. Das eben erlebte Ereignis hatte ihn ein wenig aus dem Konzept gebracht. Er fragte d'Artagnan, was er hier wolle. Der hartnäckige Bittsteller nannte seinen Namen, und Herr von Tréville, in dessen Geist die Vergangenheit wiederauflebte, war sofort auf dem laufenden.

»Verzeihen Sie, lieber Landsmann«, sagte er lächelnd, »ich hatte Sie wirklich ganz vergessen. Aber ich bitte Sie! So ein Kapitän ist ja nichts weiter als ein Familienvater, dem bloß eine viel größere Verantwortung als jedem andern Hausvater obliegt.

Soldaten sind eben große Kinder. Da ich aber streng darauf halte, daß die Befehle des Königs, vor allem aber die des Kardinals, prompt ausgeführt werden...«

D'Artagnan konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, und aus diesem Lächeln ersah Herr von Tréville, daß er es mit keinem Dummkopf zu tun habe. Plötzlich das Thema wechselnd, steuerte er unmittelbar auf den Zweck los, der den Jüngling hergeführt... »Ihr Vater ist mir immer ein lieber, gar lieber Freund gewesen«, sagte er, »was kann ich für seinen Sohn tun? Bitte, sagen Sie es schnell, denn meine Zeit gehört nicht mir.« – »Gnädiger Herr«, erwiderte d'Artagnan, »ich bin, auf Ihre Freundschaft für meinen Vater vertrauend, von Tarbes hierhergekommen mit der Absicht, um eine Musketierjacke zu bitten; aber nach allem, was ich in den letzten zwei Stunden hier gesehen habe, merke ich wohl, daß eine solche Gunst etwas Großes wäre, und es bangt mir, ihrer nicht würdig zu sein.«

»Eine Gunst ist's freilich, junger Mann«, erwiderte Herr von Tréville, »aber so hoch, wie Sie meinen, oder sich wenigstens das Aussehen danach geben, kann sie doch wohl nicht über

Ihnen stehen. Indessen hat ein Dekret Seiner Majestät solchen Fall vorgesehen, und zu meinem Bedauern muß ich Ihnen eröffnen, daß niemand Musketier wird, der sich nicht zuvor in einem Feldzug, durch gewisse Bravourstücke oder durch zweijährigen Dienst in einem andern, minder bevorzugten Regiment die Sporen verdient hat.« – D'Artagnan verneigte sich, ohne ein Wort zu erwidern. Seit er innewurde, daß die Erfüllung seines Wunsches so große Schwierigkeiten machte, wurde er um so erpichter darauf. – »Aber«, fuhr Tréville fort, auf seinen Landsmann einen so durchdringenden Blick heftend, daß man hätte meinen können, er wolle ihm im innersten Herzen lesen, »aber, um Ihres Vaters willen, der mir, wie gesagt, immer ein lieber Freund gewesen ist, will ich etwas für Sie tun, mein junger Freund. Unsere Bearner Jungen sind in der Regel nicht mit irdischem Gut gesegnet, und daß es dort seit meiner Zeit viel anders geworden sei, kann ich mir kaum denken. Was Sie an Schätzen mit nach Paris gebracht haben, wird wohl kaum weit reichen.« – D'Artagnan richtete sich mit einer stolzen Miene, die ausdrücken wollte, daß er niemand um ein Almosen anginge, in die Höhe. – »Schon gut, schon gut, junger Herr«, fuhr Tréville fort, »solches Wesen kenne ich. Bin ja selbst mit vier Talern in der Tasche nach Paris gekommen und hätte jeden auf Pistolen und Degen gefordert, der mir gesagt hätte, ich sei nicht in der Lage, den Louvre zu kaufen.« – D'Artagnan richtete sich noch kerzengrader auf, hatte er doch seinen Klepper verkauft und sich dadurch in den Stand gesetzt, seine Laufbahn mit etlichen Talern mehr als Herr von Tréville zu beginnen! – »Sie müssen mithin Ihr bißchen Habe scharf zusammenhalten, wie gesagt, mag's auch noch so viel sein; aber dabei dürfen Sie nicht versäumen, sich in den für einen Edelmann geziemenden Exerzitien zu vervollkommnen. Ich werde noch heute an den Direktor der Königlichen Kriegsakademie schreiben, so daß Sie von morgen ab dort unentgeltliche Aufnahme finden. Schlagen Sie das kleine Entgegenkommen nicht aus! Söhne aus unsern

besten und reichsten Familien bewerben sich zuweilen umsonst um diese Vergünstigung. Sie werden dort Reit-, Fecht-, Tanzunterricht bekommen, werden vorteilhafte Bekanntschaften schließen und dann und wann bei mir vorsprechen, um mich auf dem laufenden zu halten über Ihre Fortschritte, auch darüber, ob ich weiteres für Sie zu tun vermag.«

Obwohl d'Artagnan von den Manieren, wie sie bei Hofe herrschten, noch keinerlei Kenntnis hatte, merkte er doch recht gut die Kälte des ihm bereiteten Empfanges heraus... »Ach, ich merke, gnädiger Herr«, sagte er, »wie sehr mir heute der Empfehlungsbrief fehlt, den mir mein Vater für Sie mitgegeben hatte.« – »Ich muß allerdings sagen«, versetzte Herr von Tréville, »daß es mich wundert, wie Sie eine so weite Reise ohne solch notwendiges Viatikum, das einzige, was uns Bearner Kindern im Grunde bleibt, haben wagen können.« – »Ich hatte es mit«, rief d'Artagnan, »und es war sicher so abgefaßt und ausgestellt, daß sich kein Tadel daran gefunden hätte, aber es ist mir auf gemeine Weise gestohlen worden.« – Er erzählte nun, was ihm in Meung passiert war, schilderte den unbekannten Edelmann aufs genaueste und mit einem Feuer, einer Wahrheit, die Herrn von Tréville begeisterten.

»Sonderbar!« rief dieser, überlegend, »Sie hatten also laut von mir gesprochen?« – »Allerdings, Herr, beging ich diese Unklugheit; aber ich bitte Sie! mußte ich denn nicht meinen, daß ein so angesehener Name, wie der Ihre, mir unterwegs als Schild dienen könnte?«

Schmeichelei war damals Mode, und Herr von Tréville liebte Weihrauch so gut wie der König und der Kardinal. Er konnte sich also eines Lächelns nicht erwehren, das von seiner Befriedigung deutlich Zeugnis ablegte, kam aber gleich wieder auf das Meunger Abenteuer zurück... »Der Edelmann hatte an der Backe eine leichte Narbe, wie?« fragte er. – »Ja, als wenn ihn eine Kugel gestreift hätte.« – »Er sah aber recht hübsch aus?« – »Ja.« – »War auch groß?« – »Ja.« – »Blaß und braunes

Haar?« – »Jawohl! Aber, Herr, ist Ihnen der Mann denn bekannt? Ha! wenn ich ihn wiederfinde – und wiederfinden werde ich ihn, und wenn's in der Hölle sein sollte!« – »Er wartete auf eine Dame?« fragte Tréville weiter. – »Wenigstens ist er erst abgereist, nachdem er mit der, auf die er gewartet, eine Weile gesprochen hatte.« – »Worüber die beiden gesprochen haben, wissen Sie nicht?« – »Er gab ihr ein Schächtelchen, sagte, darin sei ihre Instruktion befindlich, und nahm ihr das Wort ab, es erst in London zu öffnen.« – »Es war eine Engländerin?« – »Er nannte sie Mylady.« – »Er ist's!« murmelte Tréville, »und ich glaubte ihn noch in Brüssel!« – »Oh, Herr, wenn Sie wissen, wer der Mann ist«, rief d'Artagnan, »so sagen Sie mir auch, wo ich ihn finde, und Sie sollen jedes Versprechens quitt gegen mich sein, denn mir geht nichts über die Rache!« – »Nehmen Sie sich hübsch in acht, junger Mann!« rief Tréville, »und gehen Sie ihm säuberlich aus dem Wege. An solchen Felsen stößt man sich nicht, denn er möchte einen wie Glas zerschmettern.« – »Das soll mich nicht hindern, wenn ich ihn treffe!« rief d'Artagnan. – »Darf ich Ihnen raten«, versetzte Tréville, »dann unterlassen Sie wenigstens, ihn aufzusuchen.«

Plötzlich hielt Tréville, von jähem Argwohn befallen, inne. Verbarg sich etwa in dem starken Haß, den der jugendliche Landfahrer gegen diesen Mann so laut ausposaunte, der ihm wahrscheinlich den Brief seines Vaters entwendet hatte, irgendwelche Hinterlist? War der junge Mensch etwa von Seiner Eminenz ausgeschickt? Zu dem Zweck etwa, ihm eine Falle zu stellen? War dieser mutmaßliche d'Artagnan ein Sendbote des Kardinals, den man bei ihm einzuschmuggeln suchte und in seine Nähe bugsierte, um sich in sein Vertrauen zu schleichen und ihn dann zu vernichten, wie es ja in zahlreichen anderen Fällen geschehen war?... Er faßte jetzt d'Artagnan wieder ins Auge, aber schärfer als bisher; und diese von pfiffigem Verstand und geheuchelter Demut sprühende Physiognomie konnte ihn kaum beruhigen.

»Ich weiß freilich, daß er Gascogner ist«, dachte er, »aber er kann Gascogner ebensogut für den Kardinal wie für mich sein. Stellen wir ihn doch einmal auf die Probe!... Mein Lieber«, sprach er, die Worte langsam wägend, »ich will Ihnen, als dem Sohn meines alten Freundes, denn ich glaube Ihnen die Geschichte von dem entwendeten Brief, als Entschädigung für die Kälte, die Sie in dem Ihnen bereiteten Empfang bemerkt zu haben meinen, einen Einblick in die Geheimnisse unserer Politik geben. Der König und der Kardinal sind die besten Freunde; ihre scheinbaren Zerwürfnisse dienen nur dazu, Dummköpfe irrezuführen. Es liegt mir fern, einen Landsmann und feinen Kavalier, auch tapferen Jungen, der das Zeug dazu hat, etwas zu werden, auf solchen Heuchelkram reinfallen und daran zugrunde gehen zu sehen, wie so viele vor ihm. Erwägt also, daß ich den beiden allmächtigen Herren ergeben bin, und daß sich mein ganzes Verhalten lediglich danach richtet, dem König und dem Kardinal, einem der erlauchtesten Geister, die Frankreich hervorgebracht hat, zu dienen. Danach also richten Sie sich, junger Freund, und wenn Sie, ob nun von Haus aus oder infolge von Beziehungen oder auch instinktiv, wider den Kardinal eine jener feindseligen Regungen fühlen sollten, wie wir sie bei den Edelleuten oft entstehen sehen, dann verabschieden Sie sich von mir und wir wollen einander nicht weiter behelligen. In tausenderlei Dingen will ich Sie gern unterstützen, aber ohne Sie an meine Person zu fesseln. Jedenfalls hoffe ich, Sie mir durch meinen Freimut als Freund zu gewinnen, denn Sie sind bis jetzt der einzige junge Mensch, mit dem ich so gesprochen habe.«

Bei sich aber dachte er: »Hat mir der Kardinal diesen jungen Fuchs auf den Leib gehetzt, so weiß er doch viel zu gut, wie verhaßt er mir ist, um seinem Spion nicht das beste Mittel zu verraten, wie er mir um den Bart gehen kann, nämlich indem er mir das Schlimmste von ihm meldet. Darum wird mir der verschlagene junge Mann, trotz meiner Beteuerungen, sicherlich antworten, daß er von Eminenz nichts wissen möge.«

Es kam aber ganz anders, als Tréville mutmaßte, und d'Artagnan versetzte mit größer Einfalt: »Euer Gnaden, ich komme mit ganz den gleichen Absichten nach Paris. Mein Vater hat mir ans Herz gelegt, mir von niemand etwas gefallen zu lassen, als vom König, vom Kardinal und von Ihnen, denjenigen Männern, die er für die drei ersten in Frankreich hält.« – D'Artagnan setzte, wie man merkt, den beiden anderen den Herrn von Tréville bei, und zwar in der Meinung, daß er sich damit keinen Schaden tun könne... »Ich habe also«, fuhr er fort, »vor dem Herrn Kardinal persönlich die größte Ehrfurcht und vor seinem Tun und Lassen allen Respekt. Um so besser also für mich, wenn Euer Gnaden, wie Sie sagen, offen und ehrlich mit mir reden, denn Sie werden mir dann die Ehre antun, diese Geschmacksverwandtschaft zu schätzen; haben Sie hingegen eine übrigens ganz erklärliche Portion Mißtrauen gehegt, so ersehe ich freilich, daß ich mich durch Wahrheit verderbe; das wäre aber um so schlimmer, als mir gerade an Ihrer Achtung alles gelegen ist.«

Herr von Tréville war im höchsten Maße überrascht. Soviel Scharfsinn und auch Freimütigkeit verursachte Bewunderung, behob aber seine Zweifel noch immer nicht völlig, denn er meinte, je mehr der Jüngling anderen voraus habe, desto mehr müsse man sich vor ihm in acht nehmen, wenn man sich in ihm irre; indessen drückte er ihm die Hand und sagte: »Sie sind ein ehrlicher Bursche; aber zur Zeit kann ich leider nicht mehr, als ich Ihnen bot, für Sie tun. Mein Haus soll Ihnen jederzeit offenstehen. Da ich Ihnen immer zugänglich und hoffentlich auch gewogen bleibe, dürften Sie, was Sie zu erreichen wünschen, wohl später auch erreichen.« – »Das heißt, Euer Gnaden«, versetzte d'Artagnan, »Sie warten ab, ob ich mich dessen würdig zeigen werde. Nun, seien Sie ruhig«, setzte er mit gascognischer Vertraulichkeit hinzu, »Sie werden so lange nicht zu warten brauchen.« Damit verbeugte er sich, um sich zu verabschieden, als ginge alles Weitere bloß ihn an.

»Aber so warten Sie doch!« rief ihm Herr von Tréville nach, »ich habe Ihnen ja einen Brief für den Direktor der Kriegsakademie versprochen. Sie werden wohl nicht zu stolz sein, junger Edelmann, ihn anzunehmen?« – »Nein, Euer Gnaden«, erwiderte d'Artagnan, »und ich verbürge mich, daß es damit nicht so gehen soll wie mit dem andern. Er wird, das schwöre ich, an die richtige Adresse gelangen, und wehe dem, der es versuchen sollte, ihn mir zu stehlen!«

Herr von Tréville lächelte über diese Prahlerei, ließ seinen jungen Landsmann in der Fensternische zurück, wo er diese Unterhaltung mit ihm geführt hatte, und setzte sich an einen Tisch, um den Empfehlungsbrief zu schreiben. Unterdes trommelte d'Artagnan, da er nichts Besseres vorhatte, einen Marsch an den Fensterscheiben und sah den Musketieren nach, die einer nach dem andern den Palast verließen, um hinter der Straßenbiegung zu verschwinden.

Herr von Tréville versiegelte den Brief und erhob sich, um ihn seinem Schützling zu geben; im Augenblick aber, als dieser die Hand danach ausstreckte, machte er zur nicht geringen Verwunderung des Herrn von Tréville einen Satz in die Luft, puterrot vor Grimm und Zorn, und stürzte mit dem Ruf: »Mord und Brand! Diesmal soll er mir nicht entwischen!« aus dem Zimmer. – »Wer denn?« rief ihm Herr von Tréville hinterher. – »Er, mein Dieb! Halunke, steh!« und damit war er verschwunden. – »Närrischer Teufel!« murmelte Herr von Tréville; »vorausgesetzt«, setzte er in Gedanken hinzu, »daß es keine schlaue Manier ist, sich davonzumachen, weil er gesehen hat, daß sein Stoß fehlgegangen ist.«

Athos' Schulter, Porthos' Wehrgehänge und Aramis' Taschentuch

D'Artagnan war wie ein Wilder mit drei Sätzen zum Vorzimmer hinaus auf der Treppe, die er, immer vier Stufen auf einmal, hinunterzusausen dachte, als er mit dem vorgebeugten Kopf einem Musketier, der gerade durch eine Seitentür aus Herrn von Trévilles Zimmer kam, so heftig gegen die Schulter rannte, daß dieser vor Schmerz aufschrie oder vielmehr aufheulte. »Bitte um Entschuldigung!« rief d'Artagnan, in der Absicht, weiterzulaufen, »ich habe Eile.« – Doch kaum hatte er die ersten vier Stufen hinter sich, als ihn eine schwere Hand mit eisernem Griff an der Schärpe packte und festhielt. – »Ihr habt's eilig?« schrie der Musketier, bleich wie ein Leichentuch, »und unter diesem Vorwand rennt Ihr mich über den Haufen und denkt, die Sache sei mit einer Bitte um Entschuldigung abgetan? Bildet Euch keine Schwachheiten ein, Jüngling! Ihr meint wohl, wir ließen uns alles bieten, weil Ihr heute ein paar geringschätzige Phrasen aus Herrn von Trévilles Mund über uns gehört habt? Aber, Ihr seid nicht Herr von Tréville, junger Mann! Laßt Euch solchen Zahn also ziehen!« –, »Meiner Treu«, versetzte d'Artagnan, der an dem Schulterverband Athos erkannte, der, vom Arzt entlassen, auf dem Heimweg nach seiner Wohnung begriffen war, »absichtlich ist's nicht geschehen, und mit einer Bitte um Entschuldigung könnten Sie sich, meine ich, zufrieden geben. Ich wiederhole – und diesmal, auf Ehre! ist's vielleicht zu spät –, daß ich Eile habe, höchste Eile. Lassen Sie mich los, bitte, und dorthin, wo ich zu tun habe.« – »Herr, höflich sind Sie nicht«, sagte Athos, ihn loslassend, »und man merkt's, daß sie weither sind.«

D'Artagnan war schon die nächsten vier Stufen hinunter, aber die Bemerkung des Musketiers bewog ihn, jäh stehenzubleiben. »Mord und Brand, Herr!« rief er, »ich mag Gott weiß woher

sein, so erkenne ich Ihnen doch kein Recht zu, mir Anstandsregeln zu geben, das lassen Sie sich gesagt sein!« – »Vielleicht doch,« versetzte Athos. – »Ha, wenn ich es nicht so eilig hätte und nicht hinter jemand her wäre...« – »Mein Herr Windhund«, versetzte Athos, »Sie treffen mich, auch ohne zu rennen, verstehen Sie?« – »Und wo, bitte?« – »Bei den Karmelitern.« – »Wann, bitte?« – »Gegen Mittag.« – »Schön, ich werde dort sein.« – »Aber lassen Sie mich nicht warten, denn um ein Viertel auf eins säble ich Ihnen im Laufen die Ohren ab.« – »Schön!« rief d'Artagnan, »also zehn Minuten vor zwölf bin ich da.«

Er fing wieder an zu laufen, als wenn der Teufel hinter ihm her sei, noch immer in der Hoffnung, seinen Unbekannten zu treffen, der bei dem ruhigen Tempo, in dem er ihn hatte gehen sehen, noch nicht weit weg sein konnte. Aber an der Haustür stand Porthos, im Gespräch mit einem auf Wache befindlichen Soldaten. Zwischen beiden war knapp so viel Platz, daß ein Mensch durchschlüpfen konnte. D'Artagnan meinte, das Kunststück versuchen zu dürfen, und schoß wie ein Pfeil zwischen Musketier und Soldat hindurch, hatte aber die Rechnung ohne den Wind gemacht, der sich in dem Augenblick, als er vorbeischoß, in Porthos' langem Mantel verfing, so daß d'Artagnan gerade in diesen hineinrannte. Ohne Zweifel hatte Porthos guten Grund, diesen wesentlichen Bestandteil seiner Kleidung nicht schießen zu lassen, sondern zog ihn heftig an sich, so daß d'Artagnan sich vollständig darin verhedderte. Der Musketier fluchte; d'Artagnan suchte sich unter dem Mantel, der ihn am Sehen hinderte, hervorzuarbeiten, geriet aber dadurch erst recht in die weiten Falten und hatte nun die größte Angst davor, daß er die Politur des stattlichen Wehrgehänges verderben würde, das wir dem Leser bereits geschildert haben. Aber als er jetzt schüchtern die Augen aufschlug, fand er, daß er mit der Nase zwischen den beiden Schultern des Musketiers steckte, also unmittelbar auf dem Wehrgehänge. Ach, wie alles

in der Welt zumeist Schein ist, so auch dies kostbare Ding, das nur vorn Gold, hinten aber mit Büffelleder abgefüttert war. Da Porthos, als echter Prahlhans, sich ein ganzes Wehrgehänge aus Gold nicht leisten konnte, hatte er es wenigstens zur Hälfte daraus: ein Umstand, der das Rätsel seines ewigen Schnupfens löste: denn wer an Schnupfen leidet, darf nicht ohne Mantel gehen, und ein Mantel verdeckte solche Lederabfütterung eines nur vorn goldenen Gehänges!

»Tod und Teufel!« schrie Porthos, indem er alles mögliche versuchte, sich von d'Artagnan frei zu machen, der ihm auf dem Buckel herumkrabbelte, »Sie sind wohl toll, sich so auf Leute zu stürzen!« – »Bitte um Entschuldigung«, sagte d'Artagnan, unter der Schulter des Riesen langsam zum Vorschein kommend, »aber ich habe Eile, renne hinter jemand her...« – »Sie vergessen wohl, wenn Sie hinter jemand herrennen, daß Sie Augen im Kopf haben?« – »Nein«, erwiderte ärgerlich d'Artagnan, »Gott sei Dank nicht; verdanke ich ihnen doch, daß ich Dinge gesehen habe, die anderen Leuten unsichtbar bleiben.« – Ob nun Porthos verstand oder nicht, worauf sich diese Worte bezogen, kurz, er rief zornentbrannt: »Herr, man wird Euch striegeln, versteht Ihr, wenn Ihr Euch an Musketieren zu reiben wagt.« – »Striegeln, Herr!« wiederholte d'Artagnan, »ein hartes Wort!« – »Das sich aber für jemand gehört, der gewöhnt ist, seinen Feinden ins Auge zu schauen!« – »Ha, ich weiß es ohnehin, daß Sie den Ihrigen nicht die Hinterfront weisen!«

Und aus vollem Hals über seinen Witz lachend, entfernte sich der Jüngling. Porthos aber schäumte vor Wut und schickte sich an, hinter d'Artagnan herzustürzen. Der aber rief: »Später, später! Wenn Sie mal Ihren Mantel nicht umhaben!« – »In einer Stunde also, hinterm Luxemburg.« – »Sehr gut, in einer Stunde«, antwortete d'Artagnan, um die Straßenecke biegend.

Aber weder auf der Straße, von der er kam, noch auf der, die er vor sich sah, war jemand. So langsam der Unbekannte gegangen war, so hatte er doch einen Vorsprung gewonnen;

vielleicht war er auch in irgendein Haus gegangen. D'Artagnan befragte sich nach ihm bei allen Leuten, die er traf, ging bis zur Fähre, dann wieder durch die Rue de la Seine und die Rue de la Croix rouge, aber er sah nichts. Immerhin war ihm der Lauf insofern nützlich, als sich im gleichen Verhältnis, wie ihm der Schweiß von der Stirn rann, der Zorn aus dem Herzen wich. Er begann, die Ereignisse zu überdenken, die sich eben abgespielt hatten; es waren ihrer viel, und wenig Gutes war für ihn dabei herausgekommen. Es war kaum elf, und schon hatte ihm der Morgen Herrn von Trévilles Ungnade gebracht, denn es ließ sich nicht gut anders annehmen, als daß dem Herrn die Art, wie sich d'Artagnan bei ihm eingeführt hatte, nicht eben recht ritterlich vorgekommen war. Dann hatte er sich noch zwei Duelle auf den Hals geladen mit Leuten, die es dreist mit dreien von d'Artagnans Schlag aufnehmen konnten... Die Dinge standen also recht ungünstig. Sicher, von Athos umgebracht zu werden, scherte er sich nicht sonderlich um Porthos, dem er weit weniger zutraute als dem andern, und war bis knapp vor das Palais d'Aiguillon gelangt, als er Aramis erblickte, der mit drei Edelleuten von der Leibwache des Königs vergnügt schwatzte. Auch Aramis sah ihn. Eingedenk der ungeschminkten Reden, die Herr von Tréville in d'Artagnans Gegenwart über die Musketiere des Königs geführt hatte, und unangenehm davon berührt, daß es jemand auf der Welt gebe, der davon wußte wie er, stellte er sich, als sähe er d'Artagnan nicht. Dieser aber, auf den gerade Aramis einen vortrefflichen Eindruck gemacht hatte, wollte die Gelegenheit, die Bekanntschaft zu erneuern, nicht vorübergehen lassen, und trat nach einer tiefen Verneigung auf die Gruppe zu. Aramis nickte zwar, erwiderte aber d'Artagnans Entgegenkommen in keiner Weise. Ja, die Unterhaltung wurde, als dieser hinzutrat, jäh abgebrochen.

So dumm war d'Artagnan jedoch nicht, daß er nicht merkte, er sei hier zu viel; aber er besaß doch noch nicht vornehmen Schliff genug, um sich aus der schiefen Lage mit Geschick

herauszuziehen, und ging eben mit sich zu Rate, wie er sich dabei am besten verhielte, als er bemerkte, daß Aramis sein Taschentuch hatte fallen lassen und, wohl aus Versehen, den Fuß darauf hielt. Da ihm der Augenblick günstig zu sein schien, seine Unschicklichkeit gutzumachen, bückte er sich, zog das Taschentuch unter Aramis' Fuß vor, der Mühe, die sich dieser gab, es festzuhalten, nicht achtend, und reichte es Aramis mit der liebenswürdigsten Miene, die er aufsetzen konnte... »Ich glaube doch, Herr, es wäre Ihnen leid um das Tuch, wenn Sie es verlieren sollten.«

Es war tatsächlich ein reich gesticktes Tuch, das in der einen Ecke eine Krone und ein Wappen zeigte. Aramis wurde puterrot und riß es dem Gascogner unwirsch aus der Hand. – »Aha!« rief einer von der Königsleibgarde, »verschwiegener Aramis, willst du noch immer behaupten, du seiest mit Frau von Bois-Tracy auseinander, wenn sie doch so liebenswürdig ist, dir Taschentücher zu leihen?«

Aramis warf d'Artagnan einen jener Blicke zu, die einen nicht im unklaren darüber lassen, daß man sich einen Todfeind zugezogen hat, um sich hierauf mit sauersüßer Miene an die mit ihm in Unterhaltung begriffenen Herren zu wenden... »Sie sind im Irrtum, denn dies Taschentuch geht mich nichts an, und ich weiß nicht, was den Herrn auf den Einfall bringt, es mir zu geben, statt irgendeinem von Ihnen; bitte, hier haben Sie den Beweis dafür!« und dabei zog er sein eigenes Taschentuch aus der Tasche, ein ebenfalls elegantes Batisttuch, sehr wertvoll, denn Batist war damals eine teure Ware, jedoch ohne Stickerei und Wappen, und nur mit dem Namenszuge seines Besitzers versehen.

Diesmal sagte d'Artagnan kein Wort, denn er hatte seinen Schnitzer erkannt; aber Aramis' Freunde ließen sich durch sein Leugnen nicht irremachen, und einer von ihnen wandte sich mit erheucheltem Ernst an den jungen Musketier: »Wenn es wirklich so ist, wie du behauptest, dann müßte ich es von dir

zurückverlangen, teurer Aramis, denn wie du weißt, ist Bois-Tracy ein Freund von mir, und ich leide nicht, daß aus Dingen, die seiner Frau gehören, Siegestrophäen gemacht werden.« – »Das Tuch kann doch ebensogut aus deiner Tasche gefallen sein, mein Lieber«, sagte Aramis. – »Nein, auf Ehre, das nicht!« rief der Gardist Seiner Majestät. – »Du schwörst bei deiner Ehre und ich bei meinem Wort. Also muß notwendigerweise einer von uns lügen. Halt, ein Einfall, Montaran, nehmen wir jeder davon die Hälfte.« – »Von dem Taschentuch?« – »Jawohl.« – »Wahrhaftig, das Urteil Salomos! Aramis, du bist wirklich der Weisheit voll!«

Die jungen Leute lachten hellauf, und die Affäre hatte, wie man wohl verstehen wird, keine weiteren Folgen. Ein Weilchen später ging die Unterhaltung zu Ende, und die drei Gardisten verabschiedeten sich von dem Musketier, dem sie herzlich die Hand drückten. Sie gingen ihres und Aramis seines Weges.

»Jetzt ist der Augenblick da«, dachte d'Artagnan, der sich während des letzten Teils der Unterhaltung abseits gehalten hatte, »mit diesem ritterlichen Mann Frieden zu schließen«, und er trat zu Aramis, der sich, ohne ihm weitere Aufmerksamkeit zu schenken, entfernte... »Sie werden mich hoffentlich entschuldigen, Herr«, sagte er. – »Ah, Herr«, unterbrach ihn Aramis, »Sie müssen sich schon sagen lassen, daß Sie sich bei diesem Vorfall nicht benommen haben, wie es einem galanten Mann zukommt.« – »Was, Herr, Sie meinen...« rief d'Artagnan. – »Ich nehme doch an, daß Sie kein Tölpel sind, Herr, und, wenn Sie auch direkt aus der Gascogne kommen, recht gut wissen, daß man nicht ohne Ursache auf Taschentüchern herumläuft! Teufel auch! Mit Batist ist doch Paris nicht gepflastert!« – »Herr, es ist nicht recht von Ihnen, daß sie mich decken wollen,« versetzte d'Artagnan, bei dem die angeborene Streitlust die friedlichen Vorsätze aufhob. »Ich bin allerdings aus der Gascogne, und da Sie das wissen, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen, daß die Gascogner nicht viel Geduld

besitzen. Haben sie sich, sei es auch einer Dummheit halber, einmal entschuldigt, so meinen sie, schon um die Hälfte mehr getan zu haben, als notwendig gewesen wäre.« – »Was ich Ihnen darüber gesagt habe, Herr«, versetzte Aramis, »geschah keineswegs in der Absicht, Streit zu suchen. Gott sei Dank, ich bin kein Raufbold, und da ich nur vorübergehend Musketier bin, duelliere ich mich nur, wenn ich dazu gezwungen werde, und auch dann nur mit Widerstreben; diesmal aber ist die Sache ernst, denn eine Dame ist durch Sie kompromittiert worden.« – »Durch uns, wollen Sie sagen!« rief d'Artagnan. – »Warum haben Sie die Taktlosigkeit begangen, mir das Taschentuch zu geben?« – »Warum ließen Sie es fallen?« – »Ich habe bereits gesagt und wiederhole, daß dies Taschentuch nicht aus meiner Tasche gefallen ist.« – »Nun, Sie haben damit zweimal gelogen, Herr, denn ich habe es doch aus Ihrer Tasche fallen sehen.« – »Ah, Herr Gascogner, soll es in dieser Tonart gehen? Nun, ich will Ihnen Anstand beibringen.« – »Und ich, Herr Abbé, will Sie zu Ihrer Messe zurückspedieren. Ziehen Sie vom Leder, und zwar auf der Stelle!« – »Nicht doch, bitte, mein schöner Freund, wenigstens nicht hier. Sehen Sie nicht, daß wir uns gerade gegenüber vom Palais d'Aiguillon befinden, worin es von Kreaturen des Kardinals wimmelt? Wer sagt mir, daß nicht Seine Eminenz Sie mit der Aufgabe, ihm meinen Kopf zu verschaffen, betraut hat? Nun, da mir mein Kopf ziemlich fest zwischen den Schultern zu sitzen scheint, liegt mir wahrlich nichts daran, ihn zu verlieren. Ich will Ihnen also ganz gern das Licht ausblasen, aber pianissimo, an einem heimlichen, stillen Ort, wo Sie sich Ihres Todes gegen niemand rühmen können.« – »Mir schon recht, aber bauen Sie nicht zuviel darauf und nehmen Sie auch Ihr Taschentuch mit, mag es Ihnen gehören oder nicht. Vielleicht können Sie es ganz gut brauchen.« – »Der Herr ist Gascogner?« fragte Aramis. – »Ja. Der Herr verschiebt aus Klugheit kein Duell.« – »Die Klugheit, Herr, ist eine bei Musketieren ziemlich überflüssige, aber bei Leuten der Kirche

unerläßliche Tugend; und da ich nur vorübergehend Musketier bin, so halte ich mich eben an die Klugheit. In zwei Stunden werde ich die Ehre haben, Sie im Palais Tréville zu erwarten. Dort werde ich Ihnen die geeigneten Örtlichkeiten angeben.«

Die beiden Jünglinge grüßten einander, dann entfernte sich Aramis, indem er die zum Luxemburg heraufführende Straße einschlug, während d'Artagnan, der vorgerückten Zeit Rechnung tragend, sich zum Karmeliterkloster begab... »Auf frohe Wiederkunft von dort«, dachte er, »darf ich entschieden nicht rechnen. Aber wenn ich mein Leben einbüße, so verliere ich es doch wenigstens durch einen Musketier.«

Die Musketiere des Königs und die Leibgarde des Kardinals

D'Artagnan kannte niemand in Paris. Er ging also ohne Sekundanten zu dem Stelldichein, willens, sich mit denen, die der Gegner ausgesucht hatte, zu begnügen. Zudem hatte er sich vorgenommen, dem tapferen Musketier jede angemessene Entschuldigung zu sagen, soweit es anging, ohne sich einer Schwäche schuldig zu machen, denn er fürchtete für dieses Duell den Verdruß, der bei solchen Vorgängen, wenn sie sich unter solchen Bedingungen abspielen, nicht ausbleiben kann; daß er als Sieger über einen kranken, verwundeten Gegner nicht viel Ehre ernten, als Besiegter aber dessen Triumph um das Doppelte steigern werde.

Er sagte sich einerseits, daß sein Tod unvermeidlich sei, anderseits fühlte er jedoch nicht die geringste Lust, sang- und klanglos abzutreten, wie es andere an seiner Stelle getan hätten, die nicht über so viel Mut und nicht über so wenig Bescheidenheit verfügten wie er. Er erwog die verschiedenen Charaktere der Männer, mit denen er sich schlagen wollte, und gewann nach und nach ein klares Bild von seiner Lage. Durch die loyalen Entschuldigungen, die er im Sinn hatte, hoffte er, sich Athos, dessen vornehme Art und strenge Miene ihm nach dem Herzen waren, zum Freund zu machen; Porthos dagegen hoffte er durch das Abenteuer mit dem Wehrgehänge einzuschüchtern, das er ja, falls er nicht auf dem Platz blieb, ausposaunen könnte, so daß Porthos unweigerlich dem Fluch der Lächerlichkeit anheimfallen mußte; den duckmäuserischen Aramis endlich, vor dem er keine sonderliche Furcht hatte, nahm er sich vor, falls er ihm wirklich auf den Leib rückte, nach dem Rezept abzutun, das Cäsar seinen Leuten empfohlen hatte, als er zum Kampf wider den großen Pompejus auszog: den Feinden das Gesicht gehörig zu zeichnen, damit sie nicht mehr

als schöne Herren gelten könnten.

Übrigens besaß d'Artagnan jene unverwüstliche rasche Entschlossenheit, die ihm seines Vaters Ratschläge ins Herz gepflanzt hatte, die in dem Satz gipfelten: »Laß dir von niemand etwas bieten, außer vom König, vom Kardinal und von Herrn von Tréville.« Demzufolge ging er nicht, sondern flog zum Kloster der barfüßigen Karmeliter, jenem auf Brachfeld erbauten Gebäude ohne Fenster, das zur damaligen Zeit von Kavalieren gern als Ort gewählt wurde, um ihre Duelle auszufechten... Als d'Artagnan in Sehweite des Gebäudes gelangte, sah er bereits Athos dort stehen, der schon volle fünf Minuten wartete. Eben kündete der Glockenschlag die Mittagsstunde, d'Artagnan war also pünktlich, und der strengste Duellrichter hätte keine Ursache zu einer Rüge finden können.

Athos, noch immer von argen Schmerzen geplagt, trotzdem seine Wunden vom Arzt des Herrn von Tréville verbunden worden, saß auf einem Brunnen und wartete auf seinen Widersacher. Mit jener friedfertigen Haltung und würdigen Art, die in keiner Lebenslage von ihm wichen, erhob er sich, als er seiner ansichtig wurde, und ging ihm artig ein paar Schritte entgegen. D'Artagnan seinerseits meinte, sich nicht anders als mit dem Hut in der Hand, so daß dessen Feder bis auf den Boden hinunterhing, nähern zu dürfen.

»Mein Herr«, redete Athos ihn an, »ich habe zwei Freunde von mir bitten lassen, mir als Sekundanten zu dienen, aber sie sind noch nicht zur Stelle, zu meiner nicht geringen Verwunderung, denn zu spät zu kommen, ist sonst ihre Sache nicht.« – »Ich bringe keine Sekundanten mit, Herr«, versetzte d'Artagnan, »denn da ich erst gestern nach Paris gekommen bin, kenne ich keinen Menschen als Herrn von Tréville, an den ich von meinem Vater empfohlen bin, der die Ehre hat, halb und halb als sein Freund zu gelten.« – Athos überlegte einen Augenblick. – »Sie kennen nur Herrn von Tréville?« fragte er. –

»Ja, nur ihn.« – »Sapperlot!« brummte er vor sich hin, halb zu sich selbst, halb zu d'Artagnan gewandt, »sapperlot! Wenn ich Sie umbringe, komme ich womöglich in den Geruch eines Kinderfressers!« – »Vielleicht auch nicht«, antwortete d'Artagnan, ein Kompliment schneidend, dem es an gewisser Würde nicht mangelte, »vielleicht auch nicht, denn Sie erweisen mir ja die Ehre, sich mir trotz Ihrer schweren Wunde zu stellen!« – »Beschwerlich ist sie mir allerdings« versetzte Athos, »und ich muß sagen, Sie haben mich nicht gerade mit Seidenpfötchen angefaßt; aber ich werde die linke Hand nehmen, wie ich es immer zu tun pflege, wenn die rechte nicht in Ordnung ist. Meinen Sie nicht, daß ich Ihnen damit eine besondere Gnade erweise, denn ich bin auf beide Hände dressiert und möchte im Gegenteil sagen, daß Sie auf diese Weise schlechter wegkommen; ein Linkshänder ist gegen einen, der bloß rechtshändig ist, allemal im Vorteil. Recht schade, daß ich Ihnen davon nicht schon früher Kenntnis gegeben habe.« – »Sie erweisen mir wirklich so viel Höflichkeit, Herr«, erwiderte d'Artagnan, sich von neuem verbeugend, »daß ich mich gar nicht dankbar genug erweisen kann.« – »Und Sie, mein Herr«, versetzte Athos, »setzen mich in Verlegenheit; bitte, reden wir von etwas anderm, sofern es Ihnen, heißt das, nicht unangenehm ist... Ha, da zwickt's wieder! Sakrament, Sie haben mich doch hundsföttisch traktiert! Mir brennt die Schulter wie helles Feuer!« – »Sie erlauben vielleicht, Herr«, begann d'Artagnan schüchtern. – »Was denn, Herr?« – »Ich bin im Besitz einer Wundsalbe, Herr, die mir die Mutter mit auf den Weg gegeben hat und die ich schon an mir probiert habe... mit sehr gutem Erfolg.«

»Na, und?« – »Ich denke, die Salbe könnte Sie in knapp drei Tagen kerngesund machen, und wenn es Ihnen nichts ausmachte, Herr, dann ließe sich ja unser Handel bis dahin vertagen.«

D'Artagnan sprach mit einer Einfalt, die seiner Biederkeit

Ehre machte, ohne seinem Mut Eintrag zu tun.

»Alle Achtung, Herr!« rief Athos, »ein Vorschlag, der mir gefällt, nicht, weil er mir gelegen kommt, sondern weil er auf eine Meile nach Edelmannssinn riecht... Mord und Brand! Kommen denn diese Bummler noch nicht?« – »Wenn es Ihnen so eilig ist, mich abzutun«, sagte d'Artagnan wieder mit der gleichen Schlichtheit wie vorhin, »dann legen Sie sich, bitte, keinen Zwang auf!« – »Wieder eine Rede, die mir gefällt«, sagte Athos, indem er d'Artagnan huldvoll zunickte, »der junge Mensch ist wirklich nicht ohne Grips und ganz sicher ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Leute von Ihrem Schlage, Herr, sind nach meinem Geschmack, und ich merke, daß mir, falls wir einander nicht die Hälse brechen, noch manches Vergnügen aus Ihrer Unterhaltung erwachsen wird. Warten wir bitte auf die beiden Herren; ich habe Zeit, und die Sache wird korrekt erledigt... Ach, da kommt, glaube ich, schon einer.«

Am Ausgang der Rue de Vaugirard kam wirklich der riesenhafte Porthos allmählich in Sicht...

»Was?« rief d'Artagnan, »Herr Porthos ist Ihr erster Zeuge?« – »Jawohl. Haben Sie etwas wider ihn einzuwenden?« – »Nein, durchaus nicht.« – »Ei, und da kommt auch Nummer zwei.« – »Was?« rief d'Artagnan, sich nach der Seite drehend, wohin Athos zeigte, mit einem Ton, der noch erstaunter klang als das erstemal, »Ihr zweiter Zeuge ist Aramis?« – »Gewiß«, erwiderte Athos, »wissen Sie denn nicht, daß man uns drei niemals einer ohne den andern sieht und bei den Musketieren der Kardinalsgarde, bei Hofe und in der Stadt nie anders nennt als die drei Unzertrennlichen? Wenn Sie nun freilich aus Aix kommen oder meinetwegen aus Pau...« – »Aus Tarbes, bitte«, bemerkte d'Artagnan. – »Dann muß man Ihnen schon solche Unkenntnis nachsehen«, schloß Athos. – »Meiner Treu«, rief d'Artagnan, »Das Wort *unzertrennlich* paßt trefflich auf Sie drei Herren, und mein Abenteuer, so geringes Aufsehen es machen

wird, dürfte wenigstens Beweis dafür sein, daß Ihr Dreibund nicht auf persönlichen Gegensätzen beruht.«

Inzwischen war Porthos herangekommen und hatte Athos durch eine Handbewegung begrüßt; als er sich umdrehte und d'Artagnan erblickte, wurde er ganz verdutzt... Nebenbei möge bemerkt sein, daß er ein anderes Wehrgehänge umgetan und den Mantel abgelegt hatte... »Ah, ah!« rief er, »was heißt denn das«? – »Der Herr, mit dem ich mich schlage«, erklärte Athos, ihn auf die gleiche Weise begrüßend. – »Mit ihm schlage auch ich mich«, sagte Porthos. – »Aber erst in einer Stunde«, bemerkte d'Artagnan. – »Und ich«, rief Aramis, seinerseits auf dem Platz erscheinend, »ich schlage mich gleichfalls mit ihm.« – »Aber erst um zwei«, sagte d'Artagnan mit der gleichen Ruhe wie vorhin. – »Warum schlägst du dich denn, Athos?« fragte Aramis. – »Meiner Treu, so recht weiß ich es selbst nicht«, antwortete dieser, »er hat mich an der Schulter gepackt; und du, Porthos?« – »Meiner Treu«, antwortete Porthos, »ich schlage mich, weil ich mich schlage!«

Athos, dem nichts entging, bemerkte auf den Lippen des Gascogners ein feines Lächeln. – »Wir sind über eine Toilettenfrage aneinandergeraten«, sagte der Jüngling. – »Und du, Aramis?« fragte Athos. »Ich schlage mich aus theologischen Gründen«, antwortete Aramis, indem er d'Artagnan durch einen Wink bat, den eigentlichen Grund des Duells nicht zu verraten. Athos sah ein zweites Lächeln über d'Artagnans Lippen huschen. – »Wirklich?« fragte er. – »Ja, über einen Fall mit dem heiligen Augustin, über den wir nicht einig sind«, sagte der Gascogner. – »Entschieden einer, der auch den Kopf auf dem rechten Fleck hat!« meinte Athos bei sich.

»Und nun, meine Herren«, rief d'Artagnan, »da wir beisammen sind, gestatten Sie mir wohl, Ihnen meine Entschuldigungen vorzubringen?« – Bei diesen Worten glitt über Athos' Stirn eine trübe Wolke, über Porthos' Lippen huschte ein stolzes Lächeln, und ein verneinendes Zeichen war

Aramis' Antwort. – »Sie verstehen mich nicht richtig, meine Herren«, sagte d'Artagnan, den Kopf erhebend, der von einem Sonnenstrahl umspielt war, so daß die scharfen, kühnen Konturen wie vergoldet erschienen... »Ich bitte Sie um Entschuldigung, falls ich nicht meine Schuld an alle drei abtragen könnte, denn Herrn Athos steht das Recht, mich abzutun, zuerst zu, ein Umstand, der Ihrer Forderung an mich viel Abbruch tut, Herr Porthos, und die Ihrige, Herr Aramis, auf den Nullpunkt niederdrückt. Und nun, meine Herren, wiederhole ich meine Bitte um Entschuldigung, doch nur in diesem Sinn; jetzt aber – heraus mit dem Degen!«

Mit der ritterlichsten Gebärde, die sich erwarten ließ, zog d'Artagnan den Degen. Das Blut war ihm zu Kopf geschossen, und er hätte in diesem Augenblick gegen alle Musketiere des Königreichs blankgezogen, wie soeben gegen Athos, Porthos und Aramis. Es war ein Viertel auf eins. Die Sonne stand in ihrem Zenith und brannte auf den für den Zweikampf ausersehenen Platz mit all ihrer Glut... »Sehr warm heute«, sagte Athos, seinerseits den Degen ziehend, »und doch werde ich mein Wams nicht ablegen können, denn meine Wunde hat, wie ich merke, eben noch geblutet, und, wollte ich dem Herrn hier Blut zeigen, das er nicht vergossen hat, müßte ich doch fürchten, ihn zu genieren.« – »Richtig, mein Herr«, sagte d'Artagnan, »der Anblick von Blut, ob durch meinen oder einen anderen Degen vergossen, wird immer Bedauern erwecken, sobald es ein wirklicher Edelmann verliert.«

»Bitte, bitte«, rief Porthos, »der Komplimente sind genug gewechselt! Vergessen Sie nicht, daß wir auch darauf rechnen, an die Reihe zu kommen.« – »Führen Sie das Wort bloß für sich, Porthos, falls Sie weitere derartige Ungereimtheiten auf Lager haben«, unterbrach ihn Aramis. »Ich meinerseits finde, was die beiden Herren einander sagen, vortrefflich und zweier Edelleute für durchaus würdig.« – »Wenn Sie bereit sind, mein Herr«, rief Athos, sich auslegend, »dann bitte!« – »Ich habe nur

auf Sie gewartet«, erwiderte d'Artagnan, die Klinge kreuzend.

Aber die beiden Rapiere hatten einander kaum gestreift, als eine Patrouille von der Leibgarde Seiner Eminenz unter dem Kommando des Herrn von Jussac um die Ecke des Klostergebäudes schwenkte. – »Die Wache, meine Herren!« riefen Porthos und Aramis wie aus einem Mund. »Die Degen in die Scheide! Die Degen in die Scheide!« – Aber es war zu spät, denn die beiden Duellanten waren bereits erblickt worden, zudem in einer Stellung, die an ihren Absichten keinen Zweifel ließ. – »Holla!« rief Jussac, mit einem Wink an seine Mannschaft, ihm zu folgen. »Holla! Musketiere, man schlägt sich also hier? Und die Verbote... wie steht's denn damit?« – »Sehr edel von Ihnen, meine Herren Gardisten«, sagte Athos, erfüllt von Grimm, denn Jussac war bei dem vorgestrigen Angriff auf sie dabei gewesen; »sollten wir Sie in gleicher Lage treffen, so würden wir uns, darauf können Sie Gift nehmen, in acht nehmen, Sie daran zu hindern. Lassen Sie uns freie Hand, und Sie sollen das Vergnügen haben ohne eine Spur von Mühe.« – »Meine Herren«, erwiderte Jussac, »zu meinem Bedauern muß ich erwidern, daß das nicht angeht, denn mein Grundsatz ist: die Pflicht vor allem! Steckt also eure Degen ein und bequemt euch, uns zu folgen!«

»Mein Herr«, versetzte Aramis, Jussac parodierend, »es würde uns gewiß ein Vergnügen sein, Ihrer liebenswürdigen Einladung zu folgen, wenn das von uns abhinge; leider aber geht's nicht an, denn Herr von Tréville hat's verboten. Entfernen Sie sich also! Das ist das beste, was Sie tun können!« – Dieser Spott brachte Jussac außer sich. – »Wenn ihr euch widersetzt«, rief er wild, »so brauchen wir Gewalt!« – »Es sind ihrer fünf«, sagte Athos halblaut, »und wir nur drei; wir werden abermals unterliegen und auf dem Platz bleiben müssen, denn ich wenigstens lasse mich als Besiegter nicht noch einmal vor dem Kapitän blicken.«

Während Jussac seine Leute in Reih und Glied stellte, rückten

auch Athos, Porthos und Aramis enger zusammen. Dieser kurze Augenblick war für d'Artagnan genügend, sich über die Rolle, die ihm anheimfiel, klarzuwerden: einer jener Fälle trat hier ein, die über ein Menschenleben entscheiden, denn es galt, zwischen dem König und dem Kardinal seine Wahl zu treffen, und, war sie getroffen, dabei zu beharren. Duellierte er sich, so handelte er wider das Gesetz, brachte seinen Kopf in Gefahr und machte sich mit einem einzigen Schlag einen Minister zum Feind, der mächtiger war als der König selbst; das durchschaute der Jüngling mit einem einzigen Blick, und doch zauderte er, wie hier zu seinem Lob gesagt werden muß, keine Sekunde... Zu Athos und seinen Freunden gewandt, erklärte er: »Meine Herren, wenn's erlaubt, so stelle ich Ihre Worte in Abrede. Sie äußerten eben, Sie seien nur zu dritt, mir scheint jedoch, wir seien unser vier.« – »Aber Sie gehören doch nicht zu uns«, sagte Porthos. – »Sehr richtig«, versetzte d'Artagnan, »das Kleid fehlt mir, nicht aber der Geist. Mein Herz gehört den Musketieren, Herr, und reißt mich fort.« – »Schert Euch, junger Fant«, rief Jussac, der ohne Zweifel d'Artagnans Absicht an seinen Gebärden und seinem Gesichtsausdruck erraten hatte; »wir haben nichts dawider, daß Ihr Eure Haut in Sicherheit bringt. Bloß tummelt Euch!« – Aber d'Artagnan rührte sich nicht. – »Sie sind entschieden ein braver Bursche«, sagte Athos, d'Artagnan die Hand drückend. – »Marsch, marsch! Kommen wir zu einem Entschluß!« rief Jussac. – »Bitte, tun wir das!« riefen Porthos und Aramis. – »Der Herr ist der Edelmut in Person«, sagte Athos.

Aber alle drei trauten der Jugend d'Artagnans nichts zu. Er verstand ihre Unschlüssigkeit. »Probieren Sie es nur, meine Herren«, sagte er, »ich schwöre, das Feld nicht zu räumen, falls wir besiegt werden.« – »Ihr Name, mein Tapferer?« fragte Athos. – »D'Artagnan, Herr.« – »Nun denn! Athos, Porthos, Aramis und d'Artagnan, drauf und dran!« schrie Athos. – »Also, meine Herren«, rief Jussac zum drittenmal, »Ihr Entschluß?« –

»Ist getroffen, meine Herren«, versetzte Athos. – »So gilt's denn?« – »Jawohl, es gilt!« – »Was, Sie leisten Widerstand?« rief Jussac. – »Gottesblut! Das wundert Sie?«

Mit einer Wut, die jedoch Methode nicht ausschloß, stürzten sich die neun Kämpfer aufeinander. Athos nahm es mit Cahusac, einem Günstling des Kardinals, auf; Porthos mit Biscarat, und Aramis sah sich zwei Feinden gegenüber, während d'Artagnan es mit Jussac zu tun bekam... Das Herz schlug dem jungen Gascogner, nicht aus Furcht, denn davon wohnte, Gott sei Dank, kein Schatten in seiner Brust, sondern aus Kampfbegierde. Wie ein rasender Tiger ging er auf den Feind los, zehnmal ihn umkreisend, zwanzigmal Stellung und Terrain wechselnd. Jussac war ein sehr gewandter Schläger, und doch mußte er sich tüchtig zusammennehmen, einem Gegner standzuhalten, der, beweglich und behend, jeden Augenblick von den bestehenden Regeln abwich, aus allen Himmelsrichtungen zugleich angriff, und doch so prompt parierte, wie nur jemand, der für sein Fell die ärgste Sorge hat.

Endlich riß Jussac darüber die Geduld. Außer sich vor Wut, sich von einem Menschen in Schach gehalten zu sehen, den er noch für ein Kind ansah, fing er an, Böcke zu schießen; d'Artagnan dagegen, der die geringe Übung durch stramme Lehre wettmachte, verdoppelte Geschicklichkeit und Achtsamkeit, und als Jussac jetzt, um den Kampf zu beenden, einen furchtbaren Hieb in der Senkrechten wider d'Artagnan führte, parierte dieser so gewandt, daß Jussac seine Waffe eine Sekunde lang gesenkt halten mußte. Diese kurze Zeitspanne nützte d'Artagnan, wie eine Schlange unter dem Eisen des Gegners hinzugleiten und, ehe dieser sich aufrichtete, ihm den Degen durch den Leib zu rennen. Wie ein Klotz schlug Jussac auf den Boden.

D'Artagnan warf nun einen raschen, unruhigen Blick über das Schlachtfeld. Aramis hatte einen seiner Widersacher zu Boden gestreckt; aber der andere setzte ihm heftig zu; seine Lage war

indessen nicht schlecht, da er sich noch verteidigen konnte.

Biscarat und Porthos hatten beide Blut geleckt. Porthos einen Stoß durch den Arm, Biscarat einen durch den Schenkel bekommen; aber da keine der beiden Wunden ernst war, fochten sie ingrimmig weiter... Athos, durch Cahusac von neuem verwundet, wurde sichtlich blässer, wich aber um keinen Fuß; bloß in die andere Hand hatte er den Degen genommen und kämpfte links.

Nach den damaligen Duellgesetzen durfte d'Artagnan jedem beispringen. Während er sich umsah, wem seine Hilfe am nötigsten sei, erhaschte er einen Blick von Athos, erhabener Beredsamkeit voll. Athos wäre, ehe er um Hilfe gerufen, lieber in den Tod gegangen; aber sie durch einen Blick erflehen, dessen war sein Auge fähig. D'Artagnan erriet, was Athos begehrte, war mit einem Satz an seiner Seite und rief Cahusac zu: »Achtung, Herr Gardist, oder ich spieße Sie!« – Cahusac wandte sich um; es war hoch an der Zeit, denn Athos, den nur höchster Mut noch aufrechterhalten, sank auf ein Knie... »Gottesblut!« rief er d'Artagnan zu, »töten Sie ihn nicht! Ich habe eine alter Rechnung mit ihm zu begleichen, wenn ich wieder kuriert bin. Entwaffnen Sie ihn nur! Binden Sie ihm den Degen! So ist's recht! Bravo, bravissimo!«

Cahusacs Degen flog im nächsten Augenblick zwanzig Fuß weit weg, und diesem Kunststück d'Artagnans galt der Bravoruf aus Athos Mund. Die beiden Kämpfer jagten hinter der Waffe her, aber d'Artagnan war der flinkere von beiden und setzte seinen Fuß darauf. Cahusac rannte zur Leiche des von Aramis erschlagenen Gardisten, riß den neben ihr liegenden Degen von der Erde auf und wollte wieder auf d'Artagnan eindringen; aber Athos war in der kurzen Frist, die ihm d'Artagnan verschafft hatte, wieder zu Kräften gekommen und stellte sich Cahusac in den Weg. D'Artagnan begriff, daß es sich mit dem ritterlichen Anstand nicht vertrüge, Athos vorzugreifen, und trat zurück; nur wenige Sekunden, und er erkannte, wie recht er gehandelt hatte,

denn Cahusac sank, mit durchbohrtem Hals, tot zu Boden. Im nämlichen Augenblick stützte auch Aramis den Degen gegen die Brust seines niedergeworfenen Gegners und zwang ihn, um Pardon zu bitten... Verblieben Porthos und Biscarat; Porthos machte tausenderlei großspurige Mätzchen, fragte Biscarat, welche Zeit es sein möge, beglückwünschte ihn zu der Kompanie, die sein Bruder eben im Regiment Navarra bekommen hatte, aber bei allem Gespött gewann er keinen Schritt Terrain, denn Biscarat war einer jener Menschen von Stahl und Eisen, die nur tot umfallen. Aber zu einem Ende mußte es kommen, da die Wache jeden Augenblick nahen und alle Kämpfer, königliche wie kardinalistische, abführen konnte. Athos, Aramis und d'Artagnan umringten Biscarat und bestürmten ihn, sich zu ergeben. Aber obgleich er allein gegen alle stand und ihm der Schenkel durchbohrt war, wollte Biscarat doch nichts von Ergebung wissen. Da richtete Jussac sich auf den Ellbogen und befahl ihm, den Kampf einzustellen. Biscarat aber war Gascogner wie d'Artagnan: er stellte sich taub und lachte aus vollem Halse, fand zwischen zwei Paraden Zeit, mit der Degenspitze eine Stelle auf der Erde zu bezeichnen, und rief, einen Bibelvers parodierend: »Hier wird Biscarat sterben allein von denen, die mit ihm sind.« – »Aber wider dich stehen ihrer vier! Mach ein Ende, ich befehle es dir!« – »Na, wenn du befiehlst, ist's was anderes!« rief Biscarat; »da du mein Hauptmann bist, muß ich gehorchen!« Und mit einem Sprung rückwärts zerbrach er den Degen, um ihn nicht übergeben zu müssen, über dem Knie, warf die Stücke über die Mauer und kreuzte, ein Kardinalslied summend, die Arme über der Brust... Tapferkeit wird immer geachtet, auch beim Feind. Die Musketiere salutierten mit den Degen und schoben sie in die Scheiden. D'Artagnan machte es ebenso; dann trug er mit Biscarat, dem einzigen, der noch auf den Beinen war, Jussac, Cahusac und denjenigen von Aramis' Gegnern, der bloß verwundet war, unter die Klosterhalle. Der vierte war, wie schon

gesagt, tot. Hierauf läuteten sie, um sodann als Sieger, zu viert über fünf, die Schritte nach dem Palais des Herrn von Tréville zu lenken, Arm in Arm, die ganze Straßenbreite einnehmend, jeden Musketier, der ihnen in den Weg kam, mit sich nehmend, so daß sie schließlich einen richtigen Triumphzug bildeten. D'Artagnan hüpfte das Herz im Leibe, als er zwischen Athos und Porthos, sie sanft unterfassend, einherschritt.

»Bin ich auch noch nicht Musketier«, sagte er zu seinen neuen Freunden, als sie die Schwelle von Trévilles Palais überschritten, »so werde ich doch wenigstens als Anwärter aufgenommen, nicht wahr?«

König Ludwig der Dreizehnte

Der Fall erregte großes Aufsehen. Herr von Tréville schimpfte laut auf seine Musketiere und gratulierte ihnen heimlich; da er aber keine Zeit verlieren durfte, dem König darüber Meldung zu machen, begab er sich schleunig in den Louvre, kam aber doch zu spät, denn der König konferierte bereits mit dem Kardinal, und Tréville bekam Bescheid, jetzt nicht eintreten zu dürfen... Abends fand sich Tréville zum Spiel bei Majestät ein; Majestät gewannen, und da Majestät sehr habgierig waren, waren sie in ausgezeichneter Stimmung. Kein Wunder, daß Majestät schon von weitem Tréville zuriefen: »Bitte, herein, Kapitän, daß ich Ihnen tüchtig den Pelz wasche! Sie wissen doch, daß Seine Eminenz sich über Ihre Musketiere bei mir beschwert hat, und zwar mit solchem Eifer, daß sie jetzt krank darniederliegt?... Ha! Es sind aber auch vermaledeite Hundsfötter, Ihre Musketiere, die richtigen Galgenvögel!« – »Nein, Sire«, erwiderte Tréville, der sofort erkannte, wie sich die Sache gestalten würde; »nein, ganz im Gegenteil, Sire! Meine Musketiere sind die gutmütigsten Köpfe, sanft wie Lämmer, die keinen anderen Wunsch im Herzen tragen – darauf lege ich die Hand ins Feuer –, als mit ihrem Degen einzig und allein Euer Majestät zu dienen. Was soll man da sagen? Die Garden Seiner Eminenz suchen in einem fort Streit mit ihnen, und die armen jungen Leute sind doch, schon aus Korpsgeist, zur Verteidigung gezwungen.«

»Da höre einer diesen Tréville!« rief der König; »sollte man nicht glauben, er spräche von einer religiösen Gemeinschaft? Fürwahr, Kapitän, ich möchte Ihnen Ihr Patent nehmen und es dem Fräulein von Chemerault geben, der ich eine Abtei versprochen habe! Aber denken Sie ja nicht, daß ich Ihnen aufs bloße Wort glaube. Man heißt mich Ludwig den Gerechten, Tréville, und sofort wollen wir sehen, im Augenblick!« – »Oh, Sire, eben weil ich auf diese Gerechtigkeit baue, harre ich mit

Geduld und Ruhe Eurer Majestät gütiger Entscheidung.«

Da der König zu verlieren anfing, was er gewonnen hatte, war er nicht ungehalten, daß sich ihm ein Vorwand bot, das Spiel zu unterbrechen. Er stand auf, schob das vor ihm liegende, zumeist gewonnene Geld in seine Tasche und wandte sich an den anwesenden Herrn von Vieuville mit der Aufforderung, sich an seinen Platz zu setzen. »Ich habe in einer wichtigen Angelegenheit mit Herrn von Tréville zu konferieren. Vieuville, ich hatte achtzig Louis daliegen. Setzen Sie den gleichen Betrag, damit keiner von denen, die verloren haben, sich beklagen können. Die Gerechtigkeit vor allem!« Dann wandte er sich zu Herrn von Tréville und zog ihn in eine Nische... »Ei, ei, mein Herr«, fuhr er fort, »Sie behaupten also, die Garden Seiner Eminenz hätten mit Ihren Musketieren Händel angefangen?« – »Jawohl, Sire, wie immer.« – »Und wie hat sich der Fall zugetragen bitte? Sie wissen doch, Kapitän, eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede!«

»Du lieber Gott, auf die einfachste Weise von der Welt! Drei meiner besten Soldaten, Eurer Majestät den Namen nach bekannt, von Eurer Majestät mehr denn einmal gelobt, Athos, Porthos, Aramis, hatten mit einem jungen Gascogner, den ich am selben Morgen an sie empfohlen, eine kleine Lustpartie veranstaltet, nach Saint-Germain, glaube ich, und hatten beim Karmeliterkloster Station gemacht, als es den Herren Jussac und Cahusac beliebte, mit Biscarat und zwei anderen Gardisten sie dort anzurempeln. Daß die Herren in so stattlicher Kopfzahl gekommen sein sollten, ohne schlimme Absicht, möchte wohl kein Kind glauben.« – »Ei, ei, Tréville,« rief der König, »Sie bringen mich auf einen Gedanken... die Herrschaften sind sicher mit der Absicht, sich zu schlagen, ausgerückt?« – »Ich will sie nicht anklagen, Sire; aber seltsam ist es, daß sie sich, fünf Mann hoch, und bewaffnet, an einen so einsamen Ort, wie das Karmeliterkloster, begeben hatten.« – »Gewiß, Tréville, Sie haben recht.« – »Als sie dann meine Musketiere sahen, sind sie

auf andere Gedanken gekommen und haben ihren persönlichen Haß vergessen, denn Majestät wissen doch recht gut, daß die Musketiere, die bloß dem König dienen, die natürlichen Feinde der Garden sind, die dem Herrn Kardinal dienen.« – »Jawohl, Tréville«, antwortete der König melancholisch, »und Frankreich auf diese Weise in zwei feindliche Lager geschieden zu sehen, ist wirklich, glauben Sie mir, eine recht traurige Sache! Aber es wird ja alles anders werden, Tréville, alles! Also die Garde, sagen Sie, hat Händel mit den Musketieren angefangen?« – »Ich sage, so und nicht anders haben sich die Dinge wahrscheinlich zugetragen, aber beschwören mag ich es nicht, Sire. Sie wissen, wie schwer es ist, die Wahrheit zu ermitteln, und wer nicht gerade mit dem erstaunlichen Scharfblick begabt ist, die Ludwig dem Dreizehnten den Beinamen der Gerechte verschafft hat...« – »Richtig, Tréville, richtig! Aber Ihre Musketiere waren nicht allein? Es war ein Kind bei Ihnen?« – »Jawohl, Sire, und ein Mann war verwundet, so daß also drei Königsmusketiere, von denen einer blessiert war, und ein Kind nicht nur fünf der furchtbarsten Gardisten Seiner Eminenz wacker standgehalten, sondern vier davon zu Boden gestreckt haben.« – »Aber das ist ja ein Sieg, ein vollständiger Sieg!« rief der König strahlend; »und ein Kind, sagen Sie, hat ihn mit erfochten?« – »Ein Jüngling, Sire, fast noch ein Kind, der sich bei der Affäre so hervorgetan hat, daß ich mir die Freiheit nehme, ihn Eurer Majestät zu empfehlen.« – »Sein Name?« – »D'Artagnan, Sire, Sohn eines meiner ältesten Freunde, eines Mannes, der mit dem König, Ihrem Herrn Vater glorreichen Angedenkens, den Bürgerkrieg mitgemacht hat.« – »Und Sie sagen, der junge Mann habe sich gut geführt?« – »Sire, wie gesagt, d'Artagnan ist fast noch ein Kind, und da er nicht die Ehre hat, Musketier zu sein, trug er sein Bürgerhabit; die Gardisten forderten ihn wegen seiner Jugend und weil er nicht zu unserm Korps gehörte, auf, sich zu entfernen, bevor sie losschlugen.« – »Also sehen Sie doch,« fiel ihm der König ins Wort, »daß sie die Angreifer

gewesen.« – »Sehr richtig, Sire! Aller Zweifel in dieser Hinsicht ist ausgeschlossen; der Jüngling erwiderte indessen, er sei dem Herzen nach Musketier und Seiner Majestät bis in den Tod ergeben, und deshalb bliebe er bei den Herren Musketieren.« – »Wackerer Junge!« murmelte der König. – »Er blieb auch wirklich, und Majestät dürfen sich zu solchem Helden fürwahr gratulieren, der Jussac einen so schrecklichen Degenstoß versetzte, daß sein Herr, der Kardinal, vor Wut noch jetzt außer sich ist.« – »Er also hat Jussac verwundet?« rief der König, »und ist noch ein Kind? Tréville, das kann nicht sein!« – »Wie ich Eurer Majestät zu versichern die Ehre hatte, so verhält es sich.« – »Jussac, einer der ersten Degen im Königreich?« – »Er hat seinen Meister gefunden, Sire!« – »Den Mann will ich sehen, Tréville, und wenn sich etwas für ihn tun läßt, so wollen Wir Uns gern damit befassen.« – »Wann wird Majestät geruhen, ihn zu empfangen?« – »Morgen mittag, Tréville.« – »Soll ich ihn allein herführen?« – »Nein, bringen Sie alle vier her! Ich will meinen Dank gleich im ganzen abstatten. Ergebene Leute sind rar, und Ergebenheit darf nicht unbelohnt bleiben.« – »Zu Mittag, Sire, werden wir im Louvre sein.« – »Über die kleine Treppe, Tréville, Sie verstehen? Der Kardinal braucht's nicht zu sehen.« – »Jawohl, Sire!« – »Gesetz bleibt Gesetz, Tréville, und Duellieren ist nun mal verboten.« – »Aber im vorliegenden Fall kann von Duell keine Rede sein; es ist doch ein regelrechter Streit. Beweis: fünf Gardisten gegen drei Musketiere!« – »Ganz richtig, Tréville,« sagte der König, »aber immerhin, bleiben wir bei der kleinen Treppe.«

Tréville lächelte verstohlen; da er aber für seinen Schützling genug erreicht zu haben meinte, verbeugte er sich ehrerbietig und empfahl sich. Noch am nämlichen Abend wurden die Musketiere von der Ehre unterrichtet, die ihrer wartete; da ihnen der König aber nichts Neues war, gerieten sie über die Mitteilung nicht weiter in Erregung., D'Artagnan hingegen mit seiner gascognischen Phantasie wähnte sein Glück gemacht und

verbrachte die Nacht in goldenen Träumen. Von acht Uhr früh an war er bei Athos. Er traf den Musketier bereits in voller Uniform, zum Ausgehen bereit. Da man erst zu Mittag beim König sein sollte, hatte er sich mit Porthos und Aramis vorgenommen, in einer dicht bei den Luxemburg-Marställen gelegenen Schenke eine Partie Ball zu spielen, und d'Artagnan erklärte sich bereit, mitzumachen, trotzdem er von dem Spiel keine Ahnung hatte. Athos spielte mit d'Artagnan gegen Porthos und Aramis; aber Athos, sonst in allen Leibesübungen sehr gewandt, erkannte schon bei den ersten Schlägen, daß er noch zu schwach war, und trat ab; d'Artagnan konnte, mit den Spielregeln nicht vertraut, die Partie allein nicht halten und hatte eben erklärt, auch abzutreten, als ein von Porthos mit herkulischer Kraft geschleuderter Ball ihn fast an den Kopf getroffen hätte, was ihn natürlicherweise um so mehr erschrecken mußte, als er mit zerschundenem Gesicht sich vor dem König nicht hätte sehen lassen können. Da nun aber in seiner Phantasie von der Audienz beim König sein Lebensglück abhing, hielt er es für das gescheiteste, seinen Rückzug aus dem Ballspielhaus zu beschleunigen, und eilte, nach kurzer Verbeugung vor Porthos und Aramis, auf die Galerie hinauf. Leider saß dort einer von der Leibgarde Seiner Eminenz, der noch wütend über die seinen Kameraden tags zuvor beigebrachte Schlappe war und sich vorgenommen hatte, jede Gelegenheit, den Musketieren eins auszuwischen, sorgfältig wahrzunehmen. Zu seinem Nachbar spöttelte er nun, als er d'Artagnan auf die Galerie rennen sah: »Gewiß ein Musketierlehrling, sonst hätte er vor einem Ball nicht soviel Dampf!«

Wie von einer Natter gestochen, drehte d'Artagnan sich um und maß den Mann, der sich das kecke Wort erlaubt hatte, mit herausforderndem Blick... »Teufel, Herrchen«, rief der Gardist, sich den Schnauzbart zwirbelnd, »gafft mich an, soviel Ihr wollt. Was ich gesagt habe, habe ich gesagt.« – »Dann bitte ich den

Herrn, mir zu folgen!« erwiderte d'Artagnan zornig. »Wann?« – »Auf der Stelle, wenn's beliebt.« – »Ihr scheint nicht zu wissen, Herrchen, wen Ihr vor Euch habt, denn sonst hättet Ihr's sicher nicht so eilig!« – »So nennt mir Euren Namen, Herr!« – »Bernajoux, zu dienen.« – »Nun denn, Herr Bernajoux, ich erwarte Euch vor der Tür«, rief d'Artagnan. – »So gehen Sie voran, Herr, ich folge Ihnen.« – »Bitte, nicht allzu dicht hinter mir«, sagte d'Artagnan, »es braucht niemand zu sehen, was wir miteinander vorhaben; Zeugen sind bloß lästig bei solchem Geschäft.« – »Schön!« erwiderte der Gardist, nicht wenig verwundert, daß sein so bekannter Raufboldname dem jungen Menschen so wenig zu imponieren schien.

Porthos und Aramis waren so vertieft in ihr Ballspiel, und Athos schaute ihnen so eifrig zu, daß keiner von ihnen den Jüngling das Ballspielhaus verlassen sah. Nach einer kurzen Weile folgte ihm Bernajoux. D'Artagnans Audienz war auf zwölf Uhr bestimmt; er hatte also keine Zeit mehr zu verlieren. Es war ihm deshalb sehr lieb, auf der Straße keinen Menschen zu erblicken... »Fürwahr, Bernajoux«, sagte er, »ein Glück für Euch, daß Ihr es nur mit einem Musketieraspiranten zu tun habt. Ängstigt Euch aber nicht! Ich will mir alle Mühe geben, Euch auf den Sand zu setzen. Vorwärts! Ausgelegt!«

Bernajoux war nicht der Mann, der sich lange nötigen ließ; im Nu blitzte der Degen in seiner Hand. D'Artagnan dagegen, im Vollgefühl seines eben errungenen Sieges, war nicht gewillt, auch nur eine Handbreit zurückzuweichen. So war Bernajoux, um richtige Stellung zu gewinnen, genötigt, sich nach hinten zu biegen. Dabei geriet seine Klinge eine Sekunde aus der Linie. Diesen Vorteil ließ sich d'Artagnan nicht entgehen, sondern führte einen Hieb von oben herunter, der den Gegner in die Schulter traf. Dieser aber, mit dem Ruf, dergleichen zöge nicht bei ihm, stürzte wie blind auf ihn ein und rannte dabei in den Degen seines Gegners, kam jedoch nicht zu Fall und erklärte sich auch nicht für besiegt, sondern retirierte langsam nach dem

Palais des Herrn de la Tremouille zu, wo ein Verwandter von ihm in Dienst war. D'Artagnan, ohne zu wissen, daß sein Gegner schwer verwundet war, bedrängte ihn weiter, statt ihm mit einem Hieb den Garaus zu machen. Da kamen infolge des Waffengeklirrs, das zum Ballhaus hinaufgedrungen war, zwei Gardisten herausgerannt und fielen über d'Artagnan her; ebenso schnell hatten aber auch Athos, Porthos und Aramis Wind von dem Auftritt bekommen und befreiten ihren jungen Freund aus der Klemme. Jetzt sank Bernajoux zu Boden, und die beiden Gardisten, nun zwei gegen vier, schrien um Hilfe; aber auch die Musketiere alarmierten ihre Kameraden, so daß binnen wenigen Augenblicken ein förmliches Gefecht im Gange war. Trotzdem die Gardisten in der Überzahl waren, da aus dem Palais Tremouille fortwährend neue Hilfe kam, behielten die Musketiere die Oberhand, und schon kam unter ihnen, um weiteren Zuzug aus dem Palais zu verhindern, die Rede auf, es in Brand zu stecken, als es glücklicherweise vom nahen Gilesturme elf Uhr schlug. Die drei Musketiere, wie auch begreiflicherweise d'Artagnan, gedachten der Audienz beim König. Da sie um alles in der Welt nicht auf die Teilnahme an diesem schönen Streich wider den verhaßten Feind verzichten wollten, suchten sie die Kameraden zu beschwichtigen, was ihnen auch so weit gelang, daß sich diese damit begnügten, das Tor mit Steinen zu bombardieren, um alsbald abzuziehen, als sie sahen, daß es zu standhaft war, um dadurch Schaden zu nehmen. Athos, Porthos und Aramis waren mit d'Artagnan bereits auf dem Wege zu Herrn von Tréville, der von dem neuen Handgemenge schon Kunde hatte und sie mit dem Ruf: »Vorwärts in den Louvre!« mit sich fortriß, um dem König früher als der Kardinal die Kunde davon zu melden.

Zu seinem nicht geringen Verdruß bekam er aber am Tor den Bescheid, der König habe sich heute morgen in aller Frühe nach Saint-Germain zur Hirschjagd begeben. Im ersten Augenblick wollte er seinen Ohren nicht trauen und fragte, während sein

Gesicht sich in düstere Falten legte, ob der König diese Absicht schon gestern gehabt habe. »Nein, Exzellenz«, erwiderte der Lakai, »heute morgen meldete der Oberjäger, daß ein Hirsch ins Jagdrevier gewechselt habe, und Majestät wollten sich das Vergnügen nicht entgehen lassen, sondern brachen gleich nach dem Frühstück auf.« – »War der Kardinal bei Majestät?« fragte Herr von Tréville. – »Ich vermute, denn ich sah früh bei Seiner Eminenz anspannen und hörte, sie fahre gleichfalls nach Saint-Germain.« – »Also doch früher aufgestanden als wir«, dachte Herr von Tréville, »nun, ich werde ja Majestät heute abend sprechen; Ihnen aber, meine Herren«, wandte er sich an seine Begleiter, »rate ich, nach Hause zu gehen und weitere Befehle von mir abzuwarten.«

In sein Palais zurückgekehrt, meinte jedoch Herr von Tréville, daß es besser für ihn sein dürfte, zuerst Beschwerde zu führen. Er forderte also Herrn de la Tremouille auf, die Leibwache des Kardinals aus seinem Hause zu entfernen und seinen Leuten die Frechheit ihres Angriffs gegen die Musketiere energisch zu verweisen. Tremouille erwiderte aber, er sei bereits über den Fall unterrichtet. Es sei weder an Herrn von Tréville noch an seinen Musketieren, Klage zu erheben, als an ihm, denn seine Leute seien angegriffen worden, und es sei auch unter den Musketieren die Rede gewesen, ihm das Palais über dem Kopf anzubrennen. Da nun Herr von Tréville einsah, daß es auf schriftlichem Wege kaum möglich sein werde, den Streit schnell aus der Welt zu schaffen, entschloß er sich zu dem einfacheren Weg, Herrn von Tremouille einen Besuch zu machen... Zwischen den beiden hohen Herren bestand zwar kein intimeres Freundschaftsverhältnis, aber sie waren beide redliche Charaktere. Tremouille war als Protestant selten bei Hofe, gehörte keiner der in Paris am Ruder befindlichen Parteien an und hielt in seinem gesellschaftlichen Umgang im allgemeinen auf Ungezwungenheit. Immerhin fiel Herrn von Tréville sofort eine gewisse Kälte auf, als die ersten Worte gewechselt wurden.

»Wir meinen, beide Ursache zur Klage gegeneinander zu haben, Herr de la Tremouille«, begann Tréville, »und mein Besuch bezweckt weiter nichts als eine gütliche Beilegung.« – »Das erkenne ich dankbar an, mein Herr«, versetzte Tremouille, »bemerke aber, daß ich über den Vorgang genau informiert bin, und daß das Unrecht auf seiten Ihrer Musketiere liegt.« – »Sie sind ein zu gerechter und verständiger Mann, Herr de la Tremouille«, antwortete Tréville, »um den Vorschlag, den ich Ihnen machen will, nicht anzunehmen.« – »Bitte, mein Herr, ich höre.« – »Wie geht es Herrn Bernajoux?« – »Sehr schlecht, mein Herr, der Arzt befürchtet das Schlimmste.« – »Ist der Mann bei Bewußtsein?« – »Gott sei Dank, ja.« – »Kann er sprechen?« – »Mühsam.« – »Nun, mein Herr, so wollen wir zu ihm gehen und ihn unter Berufung auf Gott, vor den er vielleicht bald treten wird, beschwören, der Wahrheit die Ehre zu geben. Was er aussagt, werde ich glauben.«

Nach kurzer Überlegung erklärte sich Tremouille damit einverstanden. Als der Verwundete die beiden Herren bei sich eintreten sah, versuchte er, sich aufzurichten, war aber zu schwach dazu und sank bewußtlos zurück. Tremouille ließ ihn an einem Pulver riechen und als er sich erholt hatte, geschah, was Tréville erwartete: Bernajoux dachte nicht einen Moment daran, mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, sondern berichtete den Auftritt genau so, wie er sich zugetragen. Weiter wollte Tréville nichts und verabschiedete sich wieder, um sogleich seine vier Freunde zu Tisch in sein Palais zu bescheiden. Daß sich die Unterhaltung zwischen dieser kardinalfeindlichen Gesellschaft um nichts anderes drehte als die beiden Schlappen, die die Leibwache Seiner Eminenz erlitten, wird nicht wundernehmen. D'Artagnan als Held der beiden Tage wurde mit Komplimenten überhäuft, denn die drei Musketiere, denen es an gleichen Ehren nicht mangelte, ließen ihm gern sein Anrecht an den errungenen Erfolgen. Um sechs Uhr erklärte Herr von Tréville, daß es Zeit sei, sich in den

Louvre zu begeben. Er wählte jedoch, da die Weisung, die kleine Treppe betreffend, nur für die Mittagsaudienz gegolten hatte, die Haupttreppe, und trat mit seinen vier Begleitern in das Vorzimmer. Unter die Schar der Höflinge gemischt, die sich hier versammelt hatten, warteten die Musketiere über eine halbe Stunde, bis die Rückkehr des Königs gemeldet wurde. D'Artagnan erbebte, denn jetzt nahte, seiner Überzeugung nach, der große Augenblick, der über sein ferneres Leben Entscheidung bringen sollte.

Der König schritt seinem Gefolge voran, im Jagdanzug, der noch bestaubt war, mit der Reitgerte in der Hand, und in Stulpenstiefeln. D'Artagnan erkannte auf den ersten Blick, daß im Gemüt Seiner Majestät ein wilder Sturm tobte. Die Höflinge ließen sich jedoch dadurch nicht abhalten, Aufstellung in den königlichen Vorgemächern zu nehmen. Auch die Musketiere zögerten nicht; bloß d'Artagnan meinte, sich hinter ihnen verstecken zu sollen. Der König, obgleich er sie kannte, schenkte ihnen jedoch keinen Blick, geschweige ein Wort; nur Herrn von Tréville sah er im Vorübergehen an, wandte aber sogleich das Gesicht weg, als er sah, daß dieser seinen Blick fest und ruhig aushielt, und zog sich, ein paar unverständliche Worte brummend, in seine Gemächer zurück.

»Schlechte Aussichten«, meinte Athos lächelnd, »zu Ordensrittern avancieren wir diesmal nicht.« – »Warten Sie hier zehn Minuten, meine Herren«, sagte Herr von Tréville, »sollte ich in dieser Zeit nicht wieder dasein, so begeben Sie sich in mein Palais zurück, denn längeres Warten wäre unnütz.« – Es vergingen zehn, fünfzehn, zwanzig Minuten, und als Herr von Tréville noch immer nicht zurückkehrte, entfernten sich die Musketiere endlich, mit Unruhe und Sorge um die Zukunft im Herzen.

Herr von Tréville war kühn in das Kabinett des Königs getreten. Majestät saßen im Lehnstuhl und klopften sich mit der Reitpeitsche den Staub von den Stiefeln. Die schlimme Laune

hielt Tréville nicht ab, sich nach dem königlichen Befinden zu erkundigen... »Schlecht, schlecht«, erwiderte Majestät, »man langweilt sich, Tréville.« – An dieser Krankheit litt Ludwig XIII. häufig. – »Majestät haben also keine glückliche Jagd gehabt?« – »Auf Ehre, nein!« erwiderte Majestät, »alles degeneriert, Wild und Hunde! Das Wild zieht keine Fährte mehr, die Hunde haben keine Nase mehr! Treiben wir da einen Zehnender auf, hetzen ihn sechs Stunden, und als Halali geblasen werden soll, krach, verschlägt die Meute die Spur und jagt hinter einem Spießer her! Die Beize ist schon hin, die Jagd geht auch futsch! Das erleben wir noch, Tréville. Ich bin wirklich ein König, den das Pech verfolgt. Vorgestern ist mein letzter Geierfalke eingegangen.« – »Oh, Majestät, an Sperbern und Falken herrscht noch kein Mangel!« – »Aber an Leuten, die sie abrichten, Tréville! Wer versteht denn die Kunst der Jägerei noch außer mir? Bin ich mal aus der Welt, so verlottert das edle Weidwerk zur gemeinen Fallenstellerei. Ja, hätte ich noch Zeit, Burschen zu drillen! Aber dazu läßt mir der Kardinal keine Ruhe, sondern schwatzt mir die Ohren voll von Spanien und England und Österreich!... Aber, Tréville, da fällt mir ein, mit Ihnen habe ich auch alle Ursache, unzufrieden zu sein.«

Das war der Punkt, auf den Tréville gewartet hatte. Er kannte den König doch lange genug, um zu wissen, daß bei ihm Klagen immer nur das Mittel waren, sich in eine mutige Stimmung zu reden... »Und was hat mich bei Majestät in Ungnade gebracht?« fragte Tréville, Erstaunen heuchelnd. – »Habe ich Sie zum Kapitän meiner Musketiere ernannt«, rief der König, »damit Menschen gemordet und Häuser in Brand gesteckt werden? Aber, Gott sei Dank, während ich Ihnen die Leviten lese, befinden sich die Ruhestörer gewiß schon hinter Schloß und Riegel, und Sie erscheinen bloß vor mir, um zu melden, daß der Gerechtigkeit Genüge geschehen ist.« – »Sire«, versetzte Tréville, »Zweck meines Besuches ist, Gerechtigkeit von Ihnen zu erbitten.« – »Gerechtigkeit?... und gegen wen?« – »Gegen

Verleumder, Majestät«, erwiderte Tréville fest. – »Ei, wieder eine neue Ausrede!« rief der König; »ist's etwa wieder nicht wahr, daß sich Ihre drei Musketiere mit dem Bearner Junker wie sinnlose Wüteriche auf Bernajoux gestürzt und den armen Kerl so zugerichtet haben, daß er wahrscheinlich jetzt in den letzten Zügen liegt?... Ist's wieder nicht wahr, daß das Palais des Herzogs von Tremouille in Brand gesteckt werden sollte?... In Kriegszeiten war's um diese Hugenottenbude ja nicht weiter schade gewesen, aber mitten im Frieden ein solches Exempel? Tréville, und das wollen Sie wieder ableugnen?« – »Sire, wer hat Ihnen diese Märchen aufgebunden?« fragte Tréville ruhig. – »Märchen? Aufbinden?« erwiderte der König heftig. »Der da wacht, wenn ich schlafe, der da arbeitet, wenn ich mich amüsiere, der innerhalb und außerhalb die Fäden in der Hand hält, dem verdanke ich die schöne Kunde!« – »Majestät belieben also von Gott zu sprechen?« fragte Tréville, »denn daß sonst jemand so hoch über Majestät stünde, weiß ich nicht.« – »Nein, Tréville, vom Kardinal rede ich, der die einzige feste Stütze meines Staatswesens ist!« – »Aber Seine Eminenz ist doch nicht der Papst?« rief Tréville. – »Was soll das heißen?« – »Daß wohl der Papst unfehlbar ist, aber keiner seiner Kardinale.« – »Soll das heißen, daß der Kardinal mich hinterginge oder verriete? Klagt ihn Herr von Tréville dessen an?... Erklären Sie sich offen, Tréville! Keine Umschweife!«

»Das nicht, Sire«, versetzte Tréville, »aber ich behaupte, daß der Kardinal einer Selbsttäuschung unterliegt, weil er sich nicht genügend informiert hat. Ich behaupte, daß der Kardinal sich übereilt, wenn er die Musketiere des Königs anschuldigt, ohne hinreichenden Grund dazu zu haben!« – »Der Herzog de la Tremouille selbst ist der Ankläger, Tréville!« rief der König. »Was werden Sie nun sagen?« – »Nichts, als Eure Majestät ersuchen, den Herzog vorzuladen und ohne Zeugen, Auge in Auge, über den Vorgang zu befragen, mich aber gleich nach dem Herzog zu laden.« – »Gut! Und dem Ausspruch des

Herzogs wollen Sie sich fügen?« – »Unbedingt, Sire.« – »La Chesnaye!« rief der König ins Vorzimmer hinaus – sein vertrauter Kammerdiener, der immer an der Tür weilen mußte, erschien auf der Schwelle –, »ich wünsche auf der Stelle den Herzog de la Tremouille zu sprechen!«

Während der Kammerdiener verschwand, wandte der König sich zu Herrn von Tréville... »Auf morgen denn, Kapitän, auf morgen!« Tréville verneigte sich. »Gott beschütze bis dahin Eure Majestät!«

Nach diesen Worten verließ er das Gemach, um sogleich seinen Musketieren und dem Bearner Junker sagen zu lassen, daß sie sich am andern Morgen in aller Frühe bei ihm einzufinden hätten... In der siebenten Stunde wurden die vier Leute bei ihm gemeldet, und unverzüglich begab er sich mit ihnen wieder nach dem Louvre, verhehlte ihnen aber unterwegs nicht, daß sein und ihr Glück davon abhingen, wie diesmal die Würfel fielen. An der kleinen Treppe ließ er sie warten; sollte der König gegen sie aufgebracht sein, so konnten sie von dort ungesehen verschwinden, brauchten aber andererseits nur gerufen zu werden, falls der König geruhen sollte, sie vorzulassen.

Im Vorzimmer traf er den Kammerdiener, der ihm mitteilte, Tremouille sei gestern abend nicht zu Hause gewesen, sei aber soeben bei Hofe erschienen und noch beim König in Audienz. Darüber war Tréville höchst erfreut, denn auf diese Weise war es ausgeschlossen, daß sich jemand zwischen ihm und jenem Besuch bei dem König einschlich. Nach knapp zehn Minuten ging die Tür auf; Tremouille trat aus dem Kabinett des Königs und gleich auf Tréville zu. »Majestät haben mich rufen lassen, Tréville«, sagte er, »ich habe der Wahrheit gemäß berichtet, wie sich alles zugetragen hat, und erklärt, daß ich bereit sei, mich bei Ihnen zu entschuldigen. Da ich Sie hier antreffe, kann ich das gleich abmachen. Ich bitte Sie also, mir nach wie vor Ihre Freundschaft zu schenken.« – »Herr Herzog«, versetzte Tréville,

»ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie meine Zuversicht, beim König keinen besseren Anwalt zu haben als Sie, nicht getäuscht haben, und freue mich aufrichtig, daß Frankreich noch Männer hat wie Sie.« – Tremouille verneigte sich; im selben Augenblick erklang die Stimme des Königs... »Ah, Tréville, schon da? Wo stecken Ihre Musketiere? Hoffe, Sie haben Ihren Junker nicht vergessen?« – »Sire, sie warten unten; mit Ihrer Erlaubnis lasse ich sie holen.« – »Bitte, bitte, sie sollen gleich erscheinen; es ist schon acht, und um neun erwarte ich Besuch.« – Vom Kammerdiener geleitet, erschienen alsbald die drei Musketiere mit d'Artagnan oben auf der Treppe. »Nur näher, meine Tapferen, herein, herein!« rief der König. »Ich muß Ihnen noch die Leviten lesen!«... Die Musketiere traten, sich tief verneigend, näher; d'Artagnan hielt sich hinter ihnen... »Sapperlot!« rief der König, »zu viert sieben Gardisten Seiner Eminenz in zwei Tagen außer Kurs gesetzt! Das geht doch über den Spaß, meine Herren! Da bleibt ja Eminenz nichts übrig, als alle drei Wochen seine Kompanie zu erneuern, und mir, die Gesetze mit drakonischer Strenge durchzuführen! Einen aus Zufall, läßt man gelten; aber sieben in zwei Tagen, das ist des Guten zuviel, viel zuviel!« – »Eure Majestät sehen ja, daß sie ganz zerknirscht und bußfertig vor Eure Augen treten!« sagte Tréville. – »Zerknirscht und bußfertig? Hm,« sagte der König, »die heuchlerischen Mienen kaufe ich nicht teuer! Vor allem das Gascognergesicht dort hinten nicht... Treten Sie doch einmal vor, junger Mann!«

D'Artagnan, nicht im unklaren darüber, daß ihm dieses Kompliment gelte, trat mit der kläglichsten Miene, die er schneiden konnte, hinter den Musketieren vor. – »Ei, was haben Sie mir gesagt, Tréville? Ein junger Mann sei es? Aber, Tréville, das ist ja noch das reine Kind! Und dieses Kind hat Jussac, den besten Schläger im Reich, so zugerichtet?« – »Wie Majestät sagen!« – »Und Bernajoux auch?« – »Wie Majestät sagen!« – »Aber das ist ja ein wahrer Teufelsbraten, tausend

Donnerwetter, wie mein seliger Vater ausgerufen hätte... Bei solcher Arbeit müssen die Wamse und Degen ja fürchterlich draufgehen! Dabei sind die Gascogner doch arme Wichte?« – »Sire, Goldminen hat wohl noch keiner in den Bergen dort gefunden, wenngleich der Himmel solches Wunder ihren Bewohnern schuldig wäre für die Hilfe, die sie Majestät königlichem Vater bei so vielen Anlässen geleistet haben!« – »Das soll heißen, Tréville, daß ich, als meines Vaters Sohn, durch sie zum König geworden bin! Nicht wahr? Nun, ich will's gelten lassen. La Chesnaye, sieh mal zu, ob du in meinen Taschen noch vierzig Pistolen findest; ist's der Fall, so bringe sie her! Und nun, Hand aufs Herz, Junge! Wie ist's dabei zugegangen?« – D'Artagnan erzählte den Sachverhalt wahrheitsgetreu; der König unterbrach ihn aber, als er etwa bis zur Hälfte gekommen war. »Gut, gut! So hat's mir schon Tremouille erzählt! Aber nun lassen Sie es genug sein, meine Herren! Für das Pech in der Rue Pérou haben Sie sattsam Revanche, Sie müssen sich nun zufrieden geben.« – »Wenn Majestät es tun«, erwiderte Tréville, »dann wir gewiß!« – »Jawohl, ich erkläre mich zufrieden«, antwortete der König, nahm vierzig Pistolen aus Chesnayes Händen und legte sie mit den Worten: »Hier der Beweis dafür!« in d'Artagnans Hände, der sie, den Anschauungen der damaligen Zeit gemäß, ohne viel Umstände vergnügt in die Tasche schob und sich mit einer tiefen Reverenz dafür bedankte... »So«, sagte der König weiter, »schon halb neun? Da muß ich die Herren leider bitten, mich allein zu lassen. Sie haben wohl schon gehört, daß ich jemand erwarte? Vielen Dank nochmals für Ihre Ergebenheit! Ich darf auch weiter darauf rechnen?« – »Oh, Sire«, riefen die vier Kameraden wie aus einem Mund, »für Majestät ließen wir uns in Stücke hauen!« – »Schon gut, schon gut!« erwiderte der König, »aber bleiben Sie lieber ganz! Das ist besser, denn ganz sind Sie mir von größerem Nutzen... Tréville«, sagte er, während die anderen sich zurückzogen, »da Sie in Ihrem Korps

niemand unterbringen können, und ich auch nicht von der vorgeschriebenen Probezeit abgehen möchte, bringen Sie den jungen Mann in der Garde Ihres Schwagers Des Essarts unter!... Ha! wie sich der Kardinal darüber ärgern wird!«

Er winkte Tréville mit der Hand, und die Audienz war zu Ende.

Die Musketiere zu Hause. / Intrige am Hofe

Als die drei Musketiere mit d'Artagnan den Louvre verließen, wurde beratschlagt, was jeder am besten mit den auf ihn fallenden zehn Pistolen anfinge. Athos riet zu einem fürstlichen Diner, Porthos zu einem betreßten Pagen, Aramis zu einer hübschen Geliebten. Das Diner, von Athos ausgewählt, wurde am nämlichen Tage verzehrt, und der Page, ein Pikarde, vom glorreichen Porthos geworben, bediente dabei; er hieß Planchet und hatte sich durch die stattliche Erscheinung des Musketiers bestimmen lassen, einzuschlagen, war aber einigermaßen enttäuscht, als er erfuhr, daß Porthos schon einen Pagen habe, und daß er nicht für ihn, sondern für den Bearner Junker bestimmt sei. Da er aber bei dem Diner aufwartete und seinen neuen Herrn eine Handvoll Goldstücke aus der Tasche langen sah, hielt er sein Glück für gemacht und dankte dem lieben Gott, daß er ihm solchen Krösus als Herrn beschert habe. Aber alle Luftschlösser zerfielen in Staub, als er seinem Herrn am Abend das Bett machte, das einzige Möbel in der aus Vor- und Schlafzimmer bestehenden Wohnung. Mußte er doch im Vorzimmer auf den Dielen schlafen und sich mit einer Decke behelfen, auf die von nun ab d'Artagnan in seinem Bett verzichtete.

Athos hatte seinen Pagen Grimaud für seinen Dienst besonders abgerichtet. Athos war ein sehr schweigsamer Herr; etwa sechs Jahre war er nun mit seinen Kameraden Porthos und Aramis in engerem Verkehr, und doch konnten beide sich kaum besinnen, ihn einmal lachen gesehen zu haben. Was er sagte, war kurz und bündig; von Ausschmückung war keine Rede. Er war zwar erst dreißig Jahre, und ein Mann von hervorragender Schönheit des Leibes wie des Geistes, aber von einer Geliebten hatte noch kein Kamerad etwas bei ihm gemerkt. Von Frauen

sprach er nie, wehrte aber niemand, in seiner Gesellschaft über Frauen zu sprechen, doch merkte man bald, daß ihm das Thema nicht angenehm war. Um von seinen Gewohnheiten nicht lassen zu müssen, hatte er seinen Pagen gewöhnt, ihm jeden Wunsch vom Mund abzulesen, und richtete nur in besonders wichtigen Fällen das Wort an ihn. Grimaud, der vor seinem Herrn einen gewaltigen Respekt hatte, ihn aber auch seines umfassenden Geistes halber in hohen Ehren hielt, glaubte in der Regel, alles richtig verstanden zu haben, besorgte alles prompt, aber nur sehr oft grundverkehrt. Athos verabreichte dem Pagen dann eine Tracht Prügel, ohne jedoch sonderlich in Zorn zu geraten, zuckte die Achseln und war an solchen Tagen besonders schweigsam.

Porthos war von entgegengesetzter Gemütsart; er sprach nicht nur viel, sondern auch laut; es kam ihm aber nicht darauf an, ob ihm jemand zuhörte oder nicht, sondern er sprach, weil es ihm Spaß machte, und weil er sich gern sprechen hörte. Er sprach auch von allem, bloß nicht von wissenschaftlichen Dingen. Gegen alles, was mit Gelehrsamkeit zusammenhing, hatte er von Kindesbeinen an, wie er sagte, einen unausrottbaren Haß. Er sah nicht so vornehm aus wie Athos. Er tröstete sich aber damit, daß er, was Athos von sich nicht sagen konnte, das Vorzimmer des Herrn von Tréville, wie auch die Wachstube des Louvre mit Gesprächen über seine Liebesaffären füllte, denn, nachdem er den Bürgerstand, den niedern und höhern Adel durchgekostet hatte, bemühte er sich zur Zeit um nichts Geringeres, als um eine ausländische Prinzessin, die ihm seiner herkulischen Gestalt wegen ihre Huld schenkte.

Ein altes Sprichwort heißt: Wie der Herr, so der Diener! – Betrachten wir uns deshalb auch Mousqueton, Porthos' Diener. Mousqueton war ein Normanne, der in der Taufe den friedlichen Namen Boniface, von Porthos aber den kriegerischer klingenden Mousqueton bekommen hatte. Er war bei Porthos auf die Zusicherung eleganter Kleidung und Wohnung und täglich zwei Stunden Urlaub, in denen er seinem Beruf nachgehen dürfe, in

Dienst getreten. Aus dem Erlös dieser zwei Stunden bestritt er seine persönlichen Bedürfnisse, Porthos war darauf eingegangen, weil ihm nichts anderes übrigblieb. Aus den Wämsern und Mänteln, die er ablegte, ließ er Mousqueton neue zurechtmachen, und zwar von einem sehr geschickten Schneider, dessen Frau obendrein in dem Verdacht stand, Porthos hin und wieder seinen hochtrabenden Gewohnheiten abtrünnig zu machen.

Der Page, den Aramis hatte, hieß Bazin, und ging, der Hoffnung seines Herrn entsprechend, dereinst wieder in den geistlichen Stand zu treten, immer schwarz gekleidet, wie es einem geistlichen Diener zukommt. Bazin war aus dem Berry und etwa 35 bis 40 Jahre alt, von sanftem Wesen, demgemäß korpulent, und ein Liebhaber frommer Lektüre, dabei ein starker Esser vor dem Herrn, der es immer beklagte, mit wenig Gängen vorliebnehmen zu müssen, aber darauf hielt, daß die Speisen immer trefflich zubereitet waren. Er war stumm, blind und taub, jedoch von felsenfester Treue.

Werfen wir nun auch einen Blick in die Wohnungen unserer drei Musketiere! Athos hatte sein Quartier in der Rue Pérou, zwei Schritte vom Luxemburg; es bestand aus zwei kleinen, sauberen Stuben in einem Hause, dessen junge, niedliche Besitzerin viel, aber vergeblich mit ihm liebäugelte.

Porthos wohnte in der Rue du Vieux-Colombier, in einem geräumigen Zimmer. An einem Fenster mußte sich ständig Mousqueton aufhalten, und, so oft Porthos mit einem Freund vorbeiging, blickte und zeigte er hinauf mit den Worten: »Da wohne ich!« Ihn aber jemals zu Hause zu treffen, war ausgeschlossen, so daß kein Mensch sich eine Vorstellung machen konnte, wie es eigentlich in dieser Wohnung aussah, und welche Schätze und Reichtümer sie barg.

Aramis hatte eine kleine Wohnung, die nur aus einem Ankleide-, Eß- und Schlafzimmer bestand, im Erdgeschoß lag, und auf ein frisches, grünes, schattiges, für alle Nachbaraugen

undurchdringliches Gärtchen hinaussah.

Über d'Artagnans Wohnung und seinen Pagen Planchet wissen wir schon Bescheid, und ihn selbst kennen wir auch zur Genüge. Sagen wir also nur noch, daß er, wie alle, klugen Leute, sehr neugierig war und alles mögliche aufbot, dahinterzukommen, wer sich unter den Namen Athos, Porthos und Aramis verbarg; denn daß dies nur Decknamen waren, leuchtete ihm vom ersten Augenblick seiner Bekanntschaft mit ihnen ein. Er versuchte es zuerst bei Porthos, etwas zu ermitteln; aber Porthos wußte vom Leben seines schweigsamen Kameraden Athos nur, was auch anderen bekannt war: daß er einmal eine sehr bittere Erfahrung in der Liebe gemacht habe, und daß ihm dadurch Wermut in den Becher seines Lebens geträufelt worden sei... wer ihn aber getäuscht hatte, darüber wußte niemand etwas. – Porthos' Leben war durchsichtig wie Kristall, und er selbst nicht minder; hätte man all das Gute, was der eitle, unbedachte Mensch von sich sagte, glauben wollen, wäre man leicht in Gefahr gekommen, seine Verhältnisse falsch zu beurteilen; über seinen wahren Namen hätte sich bei niemand als Herrn von Tréville etwas erfahren lassen, der natürlich aus seiner Stammrolle auch diejenigen der beiden anderen Musketiere kannte.

Aramis sah ganz so aus, als ob er kein Geheimnis besäße; dabei war er ein richtiges Buch mit sieben Siegeln. Auf Fragen über andere gab er so gut wie keine Antwort, und solchen, die ihn selbst betrafen, wußte er sehr geschickt auszuweichen. Als d'Artagnan ihn eines Tages über Porthos aushorchen wollte, erfuhr er bloß das Gerücht von der Liebschaft mit der Prinzessin, und fiel gänzlich ab, als er auf die Liebesaffären des Herrn Aramis selbst anspielte. Selbst der Hinweis auf ein gewisses Taschentuch, dem er ja die Ehre seiner Bekanntschaft mit ihm verdankte, fruchtete nichts. Indessen zeigte diesmal Aramis hierüber keinerlei Verdruß, sondern erwiderte, auf die bescheidenste Weise und in verbindlichstem Ton: »Sie dürfen

eben nicht vergessen, mein Lieber, daß ich noch immer die Absicht habe, mich der Kirche zu weihen, und deshalb mich der strengen Weltflucht befleißige. Das Taschentuch, auf das Sie anspielen, ist mir nicht anvertraut worden, sondern ein Freund hat es bei mir liegenlassen. Ich habe es an mich nehmen müssen, um ihn und seine Dame nicht zu kompromittieren. Ich selbst habe keine Geliebte und will auch keine haben; in dieser Hinsicht halte ich es ganz mit Athos.« – »Ich dächte aber, solange Sie den Musketierrock tragen, wären Sie noch kein Abbé!« – »Ich bin wohl Musketier, doch nur vorübergehend, im Herzen bin und bleibe ich Geistlicher. Athos und Porthos haben mich bloß ins Regiment gebracht, um mir Arbeit zu beschaffen; bei der Einsegnung hatte ich eine kleine Differenz... aber was kann Sie das interessieren? Es raubt Ihnen bloß Zeit.« – »Nicht doch«, antwortete d'Artagnan, »ich habe ja gar nichts vor!« – »Nun, aber ich muß mein Gebet lesen, muß ein paar Verse machen, die Madame d'Aiguillon wünscht, muß für Frau von Chevreuse Schminke kaufen. Sie sehen, lieber Freund, was auf Sie zutrifft, trifft nicht auf mich zu, denn ich habe alle Hände voll zu tun.« – Nach diesen Worten reichte Aramis seinem jungen Kameraden freundlich die Hand; und so war d'Artagnan nicht imstande, mehr über seine neuen Freunde zu ermitteln, als ihm der Zufall bereits verraten hatte.

Im übrigen führten die vier jungen Leute ein sorglos vergnügtes Leben. Athos spielte gern, aber immer mit Verlust. Obwohl ihm die Börsen seiner Freunde zur Verfügung standen, entlieh er von ihnen nie einen Heller, und wenn er auf Ehrenwort gespielt hatte, ließ er den Gläubiger am andern Morgen in aller Frühe aus dem Bett klopfen, um seine Schuld zu tilgen. Porthos war übermütig, wenn er gewann, kleinlaut, wenn er verlor, gab, wenn er gewann, das Geld mit vollen Händen aus, und verduftete, wenn er verlor, auf ein paar Tage, um immer, zwar ohne alle Farbe im Gesicht, aber mit Gold in allen Taschen, wieder aufzutauchen. – Aramis war ein erklärter Feind

des Spieles, der schlimmste Musketier und ein noch schlimmerer Tischnachbar, denn mitten beim Essen warf er einen Blick auf die Uhr, stand auf und verabschiedete sich unter dem Vorwand, mit einem gelehrten Herrn eine Konferenz zu haben, oder zu Hause an einer Disputation arbeiten zu müssen. Er bat seine Freunde, sich deshalb nicht stören zu lassen, kehrte sich aber niemals daran, daß er die Freude anderer störte. Athos lächelte dann immer in seiner melancholischen Weise, Porthos trank seinen Ärger hinunter oder wetterte das Blaue vom Himmel herunter und rief dem »Drückeberger« oftmals hinterher, an ihm sei ein Dorfpfarrer verloren, und was anderes würde auch nie aus ihm werden.

Planchet, d'Artagnans Page, fand sich in sein Glück, bekam seine anderthalb Livres täglich und war vier Wochen lang fidel wie der Hänfling im Hanfsamen, und gegen seinen jungen Herrn geschmeidig wie ein Ohrwurm. Als aber der Wind aus einem andern Loch pfiff, das heißt, als die königlichen Goldfüchse den Weg alles Irdischen gegangen waren, stimmte er in allen Tonarten Klagelieder an, die Athos widerlich, Porthos unschicklich, Aramis lächerlich fand. Athos riet, den Patron zum Teufel zu jagen, Porthos, ihm zuvor das Wams zu klopfen, Aramis meinte, ein Herr dürfe nur hören, was ihm schmeichle.

D'Artagnan überlegte nicht lange, sondern befolgte den von Porthos gegebenen Rat, und zwar mit jener Gewissenhaftigkeit, die er in allen Dingen übte; verbot ihm aber, nachdem er ihn durchgebleut, ohne seine ausdrückliche Erlaubnis den Fuß aus dem Hause zu setzen. Das imponierte seinen Freunden nicht wenig; auch Planchet war über solches Maß von Pfiffigkeit schier paff und sprach kein Wort mehr davon, daß er den Dienst quittieren wolle. So geschah es, daß Planchet bei seinem Herrn und d'Artagnan bei seinen Freunden heimisch und, da er ihren Dienst, wenn er auch nicht in die Musketierrolle eingetragen war, gewissenhaft mitversah, auch in der Kaserne bald allgemein beliebt wurde.

Aber es kam die Zeit, da sich die Verheißungen des Herrn von Tréville erfüllten und d'Artagnan als Junker in die Gardekompanie, unter das Kommando des Herrn Des Essarts, eintreten mußte; er tat's mit schwerem Seufzer, getröstet nur durch die weitere Verheißung des Herrn von Tréville, ihm nach zweijähriger guter Führung Gelegenheit zu einer glänzenden Waffentat oder persönlichen Auszeichnung bei Seiner Majestät zu geben, worauf die Einreihung in die Musketierrolle erfolgen müsse... Hierbei beruhigte sich d'Artagnan, und nun kam die Reihe, mit ihm auf Wache zu ziehen, an Athos, Porthos und Aramis, so daß an den Tagen, da d'Artagnan Dienst hatte, die Gardekompanie des Herrn Des Essarts nicht einen, sondern vier Mann Zuwachs bekam.

Seitdem die Goldstücke König Ludwigs ausgegeben waren, befanden sich unsere vier jungen Freunde in einer bösen Klemme. Eine Zeitlang hatte wohl Athos mit seinen paar Hellern hergehalten. Dann war Porthos dran, der auf einige Tage verschwand, und dann, mit einigen Goldstücken in der Tasche, wiederkehrte, wie es bei ihm in Finanznöten Regel war, und auf diese Weise das gemeinsame Schiff weitere vierzehn Tage über Wasser hielt; bis zuletzt Aramis, dem es nicht drauf ankam, einmal Gerichtsbesuch in seinen vier Wänden zu sehen, sich auch, wenigstens sagte er so, durch den Verkauf einiger Werke aus seiner theologischen Bibliothek in den Besitz einiger Goldfüchse setzte. Nun aber blieb noch ein Weg übrig, nämlich zu Herrn von Tréville, der sich nach langem Quälen zu einem Vorschuß auf den vierteljährlich zahlbaren Sold bereitfinden ließ. Aber lange reichte das für drei Musketiere, die schon allerhand rückständige Rechnungen zu begleichen hatten, und für einen Gardisten, der sich von solchen Erschwernissen des Lebens noch freizuhalten gewußt hatte, auch nicht. Als sie nun sahen, daß es mit allem auf die Neige gehen wollte, wurden durch eine letzte, äußerste Anstrengung acht bis neun Goldfüchse zusammengekratzt, mit denen Porthos sein Heil im

Spiel versuchte. Aber Porthos hatte Pech, verlor nicht bloß die acht bis neun Goldfüchse in bar, sondern obendrein ein Viertelhundert auf Ehrenwort. Nun wurde die Bedrängnis der vier Kameraden so arg, daß man sie mit ihren Pagen, bleich vor Hunger, auf den Kais und in den Wachtstuben herumlungern und jede Gelegenheit, wo es etwas zu nassauern gab, ängstlich wahrnehmen sah. Athos wurde viermal zu Gast gebeten und stellte sich jedesmal mit seinen Freunden und allen vier Pagen ein. Porthos erwischte sechsmal solche Gelegenheit und machte Freunde und Pagen ihrer gleichfalls teilhaftig. Aramis brachte es bis auf acht, denn er war nun mal ein Mensch, der mit wenig Lärm viel Arbeit verrichtete. D'Artagnan hingegen, der in der Hauptstadt noch keine Bekanntschaft hatte, kam zu nichts als einem Schokoladenfrühstück, das ihm ein Pfarrer aus seiner Gegend, und einem Diner, das ihm ein Gardistenfähnrich spendierte. Derart hinter seinen Kameraden zurückzustehen, war ihm höchst peinlich. Daß er sie mit seinen Königspistolen ganze vier Wochen über Wasser gehalten hatte, daran dachte er in seiner Gutmütigkeit nicht, sondern hielt sich ihnen für verpflichtet und befaßte sich nun, tätig und eifrig wie er war, mit allerhand Gedanken, wie sich die gemeinsame Lage aufbessern ließe. Daß vier kräftige, junge Leute zu weiter nichts tauglich sein sollten, als zu müßigem Schlendern, Fechtstunden und Tändeleien, wollte ihm nicht einleuchten. Er sagte sich vielmehr, daß es ihnen gar nicht fehlen könnte, irgendeinen Weg zu finden, sobald sie nur den Willen dazu hätten. Das beschäftigte ihn nun ernstlich, und er zermarterte sich das Hirn, um für diese vervierfachte Einheit eine bestimmte Direktive zu finden, denn es war ihm keine Sekunde zweifelhaft, daß sich mit ihr, wie mit dem Hebel, den Archimedes suchte, die Welt aus ihren Angeln heben ließe. Da klopfte es eines Tages schwach an seiner Tür. Er weckte Planchet und befahl ihm, aufzumachen.

Ein Mann von schlichtbürgerlichem Aussehen trat über die Schwelle und erklärte, er müsse mit d'Artagnan unter vier

Augen sprechen, denn es handle sich um eine Sache von großer Wichtigkeit. Daraufhin bat d'Artagnan seinen Gast, sich zu setzen. Eine Weile herrschte Schweigen; die beiden maßen einander mit den Blicken, um zu rekognoszieren. Dann verbeugte sich d'Artagnan, zum Zeichen, daß er zu hören bereit sei.

»Mir ist zu Ohren gekommen«, hob der Bürger an, nachdem er sich ein paarmal geräuspert, »Herr d'Artagnan sei ein recht braver, junger Herr. Das hat mich bestimmt, ihn zum Mitwisser eines Geheimnisses zu machen.« – D'Artagnan witterte ein Geschäft und forderte den Mann auf, sich deutlicher zu erklären. – Aber der Bürger stockte wieder und fuhr erst nach einer Pause fort: »Ich habe mich vor etwa drei Jahren bestimmen lassen, mich zu verheiraten, trotzdem die Person bloß ein geringes Vermögen hatte; aber ihr Pate ist Herr de la Porte, Mantelträger der Königin, und meine Frau, der es an Verstand so wenig fehlt wie an Schönheit, wäscht für die Königin.« – »Na, und weiter?« fragte d'Artagnan. – »Na, und gestern früh«, fuhr der Bürger fort, »ist meine Frau, als sie den Fuß aus der Waschküche setzte, entführt worden.« – »Von wem?« – »Genau weiß ich es nicht, aber Verdacht habe ich.« – »Auf wen?« – »Auf einen, der schon lange um sie scharwenzelt hat. Es ist aber meiner Überzeugung nach weniger Liebe als Politik im Spiel.« – »Mehr Politik als Liebe?« wiederholte d'Artagnan, eine sehr bedächtige Miene aufsetzend, »und gegen wen richtet sich Ihr Verdacht?« – »Ich weiß nicht, ob ich es sagen soll.« – »Übersehen Sie nicht, Herr, daß ich nicht zu Ihnen, sondern Sie zu mir gekommen sind, daß Sie mir ein Geheimnis mitteilen wollten, ohne daß ich Sie dazu aufgefordert habe. Tun Sie ganz nach Belieben; noch ist's Zeit für Sie, sich zurückzuziehen.« – »Nicht doch, Herr! Sie sehen mir aus wie ein ehrenhafter junger Mann, und ich will Vertrauen zu Ihnen haben. Ich glaube also, daß meine Frau festgenommen worden ist, nicht wegen eigener, sondern wegen Liebschaften einer weit vornehmeren Dame.« – »Oho! Doch nicht wegen

Madame de Bois-Tracy?« fragte d'Artagnan, der sich dem Bürger gegenüber als Mann zeigen wollte, dem die Affären bei Hofe nicht fremd seien. – »Höher hinauf, Herr, höher!« – »Wegen Frau von Aiguillon?« – »Noch höher« – »Wegen Madame de Chevreuse?« – »Noch höher, weit höher!« – »Doch nicht mit der...« D'Artagnan stockte, und der Bürger sagte so leise, daß man ihn kaum hörte: »Jawohl, Herr, jawohl!« – »Und mit wem?« – »Mit wem, wenn nicht dem Herzog von...« – »Dem Herzog von.....« – »Ja, Herr!« antwortete, seine Stimme noch tiefer dämpfend, der Bürger. – »Aber wieso wissen Sie das alles?« – »Von meiner Frau, Herr, von meiner Frau.« – »Und von wem weiß die es?« – »Von Herrn de la Porte. Habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß sie sein Patenkind ist?... Nun, Herr de la Porte hatte sie zu Ihrer Majestät gebracht, die doch vom König verschmäht, vom Kardinal überwacht, von allen verraten wird, damit die arme Königin wenigstens eine Seele habe, auf die sie sich verlassen...«

»Ha!« rief d'Artagnan, »jetzt verstehe ich!« – »Vor vier Tagen war nun meine Frau bei mir – sie hat sich nämlich ausbedungen, mich zweimal in der Woche besuchen zu dürfen – denn, wie schon gesagt, sie hat mich sehr lieb... sehr lieb... und hat mir anvertraut, die arme Königin schwebe jetzt in sehr großer Angst... Denn wie es scheint, verfolgt der Kardinal sie schärfer als je – und die Königin glaubt...« – »Was glaubt die Königin?« – »Daß in ihrem Namen an den Herzog von Buckingham geschrieben worden sei!« – »Im Namen der Königin?« – »Ja, er solle nach Paris kommen, um ihn, wenn er da sei, in eine Falle zu locken!« – »Sackerment! Aber was hat bei dem allen Ihre Frau zu schaffen?« – »Man weiß, wie treu sie an der Königin hängt und will sie entweder von ihrer Gebieterin entfernen oder einschüchtern, um durch sie hinter die Geheimnisse der Königin zu kommen oder sie zu Spionagediensten zu verlocken.« – »Mag sein«, sagte d'Artagnan; »aber wer hat sie verhaftet? Kennen Sie den Mann?« – »Ich glaube, ja.« – »Wie heißt er?« –

»Den Namen kenne ich nicht; ich weiß nur soviel, daß er eine Kreatur des Kardinals ist.« – »Haben Sie ihn gesehen?« – »Ja, meine Frau hat ihn mir einmal gezeigt.« – »Hat er besondere Kennzeichen?« – »Er sieht sehr hochnäsig aus, schwarzes Haar, dunkle Farbe, stechende Augen, perlenweiße Zähne und an der Schläfe eine Narbe!« – »Ha, mein Mann von Meung!« schrie d'Artagnan. – »Ihr Mann, sagen Sie?« – »Wissen Sie, wo der Kerl wohnt?« – »Nein! Aber als ich meine Frau nach dem Louvre zurückbrachte, kam er gerade heraus, und da zeigte sie ihn mir.«

»Teufel!« murmelte d'Artagnan, »das sind alles halbe Geschichten. Von wem wissen Sie, daß Ihre Frau entführt wurde?« – »Von Herrn de la Porte.« – »Hat er Ihnen Einzelheiten mitgeteilt?« – »Er wußte nichts weiter.« – »Von anderer Seite haben Sie nichts erfahren?« – »Doch, etwas! Aber ich weiß nicht, ob ich nicht eine große Unklugheit...« – »Sie wollen schon wieder abschwenken?« – »Schockschwerenot, ich schwenke nicht ab!« rief der Bürger, »so wahr ich Bonacieux heiße!« – »Bonacieux?« fragte d'Artagnan. – »Mein Name!« – »Ich dächte doch, den Namen müßte ich schon einmal gehört haben?« – »Kann wohl sein, denn ich bin Ihr Hauswirt.« – »Der Tausend!« rief d'Artagnan, sich leicht verneigend, »mein Wirt?« – »Ja doch, Herr, und da Sie mir, wahrscheinlich infolge von zu großer Inanspruchnahme, im ganzen Quartal noch keine Miete bezahlt haben, ich aber kein einziges Mal Sie gemahnt habe, dachte ich, Sie würden erkenntlich sein für meine zarte Rücksicht...«

»Selbstverständlich, mein werter Herr Bonacieux«, versetzte d'Artagnan, »solches Entgegenkommen verdient allemal Dank, und wenn ich Ihnen irgendwie von Nutzen sein kann...« – »Glaube Ihnen, Herr, und wie gesagt, Herr, so wahr ich Bonacieux heiße, ich habe Vertrauen zu Ihnen.« – »Nun, dann kommen Sie zu Ende, Herr!« – Der Bürger zog ein Papier aus der Tasche und gab es d'Artagnan. – »Was, ein Brief?« rief

dieser. – »Ich habe ihn heute morgen bekommen.« – D'Artagnan erbrach ihn und trat, da der Tag zur Neige ging, ans Fenster, um ihn zu lesen. Der Bürger ging hinter ihm her.

»Suchen Sie Ihre Frau nicht«, las d'Artagnan. »Wenn man sie nicht mehr braucht, kommt sie von selbst wieder zu Ihnen. Wenn Sie sich im geringsten um sie kümmern, so sind Sie verloren!« – »Hm, klar und deutlich«, sagte d'Artagnan, »aber schließlich bloß eine Drohung.« – »Ja, aber mich erschreckt solche Drohung. Ich weiß den Degen nicht zu führen und habe Angst vor der Bastille.« – »Hm, ich reiße mich um die Bastille so wenig wie Sie«, versetzte d'Artagnan; »wenn's bloß einen Degenstoß kostete, möcht's noch gehen.« – »Bei der Geschichte hatte ich auf Sie gerechnet, Herr; weil ich recht gut weiß, daß die Königsmusketiere mit den Kardinalsgardisten in steter Fehde liegen. Da dachte ich, es würde Ihnen und Ihren Kameraden Spaß machen, unserer armen Königin Hilfe und Beistand zu leisten und dem Herrn Kardinal dabei eins auszuwischen.« – »Da haben Sie nicht unrecht, Herr.« – »Und weil Sie mir nun ein Quartal die Miete schuldig sind und ich Sie noch kein einziges Mal gemahnt habe...« – »Ja doch, das haben Sie mir schon einmal gesagt!« – »Und weil ich mir vorgenommen hatte, Ihnen für den Fall, daß Ihnen mit Geld gedient sein sollte, fünfzig Pistolen in bar anzubieten...«

»Großartig! Aber, lieber Herr Bonacieux, so sind Sie wohl ein reicher Herr?« – »Nun, ich bin gerade kein armer Mann, lieber Herr; so ein paar tausend Taler habe ich in der Handelsbank stecken, und mit ein paar Aktien, die ich auf die letzte Seereise unseres berühmten Jean Mocquet gezeichnet habe, bin ich auch nicht schlecht gefahren. Kurz und gut, Herr, Sie verstehen. Aber, Schockschwerenot, was ist denn das?« – »Was denn?« fragte d'Artagnan. – »Was sehe ich?« – »Wo?« – »Auf der Straße, vor Ihren Fenstern, in der Türnische dort, der Mann im Mantel.« – »Der ist's!« schrien d'Artagnan und der Bürger wie aus einem Mund, denn jeder hatte auf der Stelle seinen Mann

erkannt. – »Ha, diesmal, Kujon, sollst du mir aber nicht wieder entwischen!« rief d'Artagnan, zog seinen Degen und stürzte aus dem Zimmer.

Auf der Treppe rannte er gegen Athos und Porthos, die auf dem Weg zu ihm waren. Sie sprangen zur Seite, und d'Artagnan schoß wie ein Pfeil zwischen ihnen hindurch. »Mord und Brand!« schrien ihm beide Musketiere zu, »wohin rennst du so eilig?« – »Der Mann von Meung«, erwiderte d'Artagnan im Fluge und war verschwunden.

Als die Musketiere in sein Zimmer traten, fanden sie es leer, denn der Hauswirt hatte es inzwischen für geraten erachtet, sich aus dem Staube zu machen.

D'Artagnan im Zwielicht

Wie Athos und Porthos erwartet hatten, war d'Artagnan nach einer halben Stunde wieder da. Wiederum hatte er seinen Mann verfehlt, der wie durch Zauber verschwunden war. Mit dem Degen in der Faust war d'Artagnan durch alle Straßen der Nachbarschaft gerannt, hatte aber keine Spur von einem Menschen gefunden, der Ähnlichkeit mit dem Gesuchten aufwies; zuguterletzt war er darauf gekommen, womit er hätte anfangen sollen; er pochte nämlich an die Tür des Hauses, vor dem der Unbekannte gestanden, als er ihn vom Fenster aus gesehen hatte. Aber auch das brachte ihm keinen Nutzen, denn trotzdem er ein reichliches dutzendmal den Klopfer fallen ließ, daß das Haus schier in den Fugen zitterte, so gab ihm doch niemand Antwort. Nachbarn, die infolge des Lärmes aus ihren Häusern traten oder die Nase zum Fenster hinaussteckten, setzten ihn mitleidsvoll in Kenntnis, daß das Haus, dessen Fenster übrigens sämtlich geschlossen waren, seit wenigstens einem halben Jahr unbewohnt sei.

Während d'Artagnan in den Straßen herumrannte und an die Haustüren donnerte, hatte sich Aramis zu Athos und Porthos gesellt, so daß ersterer die ganze Sippe bei sich versammelt fand, als er schweißtriefend wieder zurückkam... »Nun?« fragten alle drei gespannt. – »Nun!« schrie er, den Degen aufs Bett schleudernd, »der Kerl muß der Teufel in Person sein; wie ein Gespenst ist er verschwunden, wie ein Schatten, wie ein Phantom.« – »Glauben Sie an Gespenster?« fragte Athos seinen Kameraden Porthos. – »Ich glaube bloß an das, was ich gesehen habe. Auf alle Fälle, ob Mensch oder Satan, Körper oder Schatten, Einbildung oder Wirklichkeit, ist dieser Mensch zu meiner Verdammnis geboren, denn seine Flucht hat uns nur ein feines Geschäft gebracht! Ein Geschäft, wobei hundert Pistolen, vielleicht auch mehr, zu holen waren!« – »Wieso?« fragten Porthos und Aramis auf einmal, während Athos es bei einem

fragenden Blick bewenden ließ. – »Planchet«, rief d'Artagnan seinem Pagen zu, »lauf hinunter zu Bonacieux und sage ihm, ich lasse um ein halbes Dutzend Flaschen Beaugency – meine Sorte – bitten.« – »Ha, du hast wohl Blankokredit bei deinem Wirt?« rief Porthos. – »Ja«, erwiderte d'Artagnan, »von heute ab. Schickt er uns eine schlechte Sorte, dann wird anderer verlangt.« – »Saugen, aber nicht aussaugen«, bemerkte der an Sentenzen überreiche Aramis. – »Ich habe ja immer gesagt, d'Artagnan ist das Genie von uns vieren«, rief Athos, um nach dieser geistvollen Bemerkung, für die d'Artagnan mit einem Bückling dankte, wieder in Stillschweigen zu versinken. – »Aber, nun mal heraus mit der Sprache!« rief Porthos. »Wie steht die Sache eigentlich?« – »Ja«, sagte Aramis, »bekennen Sie, Freund, sofern nicht eine Dame dabei im Spiel ist, in welchem Fall es freilich das Richtigere wäre, alles für sich zu behalten.« – »Unbesorgt«, versetzte d'Artagnan, »es wird niemandes Ehre durch das, was ich mitzuteilen habe, berührt.« – Und nun erzählte er Wort für Wort, was zwischen seinem Hauswirt und ihm vorgegangen war, und daß der Mann, der die biedere Hausfrau entführt habe, derselbe sei, mit dem er in Meung im Gasthof zum Freimüller zusammengetroffen war.

»Nicht übel«, bemerkte Athos, nachdem er von dem Wein gekostet und beifällig mit der Zunge geschnalzt hatte. »Aus dem Biedermann lassen sich fünfzig bis sechzig Pistolen herausholen. Wir haben bloß zu erwägen, ob dieser Betrag das Risiko von vier Köpfen aufwiegt.« – »Doch nicht zu vergessen«, rief d'Artagnan, »daß bei der Geschichte eine Dame im Spiel ist, die entführt wurde, der sicher Unheil droht, die man vielleicht foltert, und alles, bloß weil sie treu zu ihrer Herrin hält.« – »Nicht so in Eifer, d'Artagnan«, sprach Aramis, »um eine Frau Bonacieux! Das Weib ist zu unserm Verderben geboren, und alles Unglück kommt vom Weib.« – Athos runzelte über dieses Zitat seines Kameraden finster die Brauen. – »Nicht Madame Bonacieux bereitet mir Sorge«, rief d'Artagnan, »wohl aber die

Königin, die der König verschmäht, der Kardinal verfolgt und die alle Freunde um sich her dem Tode verfallen sieht.« – »Warum hält sie zu den uns von allem auf Erden verhaßtesten Engländern und Spaniern?« – »Spanien«, versetzte d'Artagnan, »ist ihr Heimatland. Warum sollte sie nicht an Spaniens Bewohnern hängen? Und was den andern Vorwurf, den man ihr macht, betrifft, so habe ich gehört, daß sie nicht die, sondern einen Engländer liebt.« – »Und meiner Treu!« rief Athos, »man muß sagen, daß dieser Engländer es wohl verdient, geliebt zu werden. Nie sah ich eine vornehmere Erscheinung.« – »Von seiner makellosen Toilette gar nicht zu reden«, sagte Porthos; »ich war im Louvre, als er seine Perlen ausstreute, und habe, Mord und Brand, zwei davon aufgehoben und für zehn Pistolen verkauft. Und du, Aramis, kennst du ihn?« – »So gut wie Sie, meine Herren, denn ich gehörte zu denen, die ihn im Park von Amiens festnahmen, wohin mich Herr von Putange, der Stallmeister der Königin, geführt hatte. Ich war damals im Seminar, und das Abenteuer erschien mir höchst grausam für den König.« – »Was mir kein Hinderungsgrund sein sollte, den Herzog, wenn ich ihn zu finden wüßte, an der Hand zu nehmen und zur Königin zu führen, wär's auch bloß, um den Kardinal zu ärgern; denn unser wirklicher, unser einziger, unser ewiger Feind ist der Kardinal, meine Herren, und wenn wir ein Mittel ausfindig machen könnten, ihm einen recht bösen Streich zu spielen, so setzte ich gern dafür meinen Kopf aufs Spiel.«

»Und der Krämer, d'Artagnan, hat Ihnen gesagt«, erwiderte Athos, »daß die Königin in dem Glauben sei, man habe Buckingham unter falschem Vorwand herzitiert?« – »Sie befürchtet es.« – »Abwarten, abwarten!« sagte Aramis. – »Und was, bitte?« fragte Porthos. – »Macht was ihr wollt, aber laßt mich besinnen!« – »Und ich bin überzeugt«, sagte d'Artagnan, »daß die Entführung dieser Kammerfrau der Königin im Zusammenhang steht mit den Vorgängen, von denen wir reden, vielleicht gar mit der Anwesenheit Buckinghams in Paris.« –

»Steckt der Gascogner voll Ideen!« rief Porthos voll Bewunderung. – »Ich höre ihn immer gern«, sagte Athos, »sein Dialekt amüsiert mich. Aber lassen wir Aramis das Wort.«

»Gestern war ich bei einem gelehrten Lizentiaten, dessen Rat ich hin und wieder bei meinen Studien einhole...« – Athos verzog den Mund. – »Er wohnt in einem abgelegenen Stadtviertel«, fuhr Aramis fort, »wie es Beruf und Neigung bei ihm bedingen. Als ich sein Haus verließ...« – Hier machte Aramis eine Pause. – »Nun?« fragten seine drei Zuhörer gespannt. – Aramis schien es wie einem Lügenbeutel zu gehen, der auf ein unvermutetes Hindernis stößt, aus dem er keinen Ausweg sieht. Aber die Augen seiner drei Kameraden waren starr auf ihn gerichtet, ihre Ohren lauschten gespannt, und es gab kein Zurückweichen mehr.

»Der Lizentiat hat eine Nichte«, begann Aramis wieder. – »Ah!« machte Porthos. – »Eine sehr anständige Person«, fuhr Aramis fort. – Die drei Freunde verzogen den Mund. – »Wenn Sie lachen oder zweifeln«, rief Aramis, »dann erzähle ich nicht weiter.« – »Wir sind gläubig wie Mohammedaner und stumm wie Gräber«, sagte Athos. – »Also weiter«, sagte Aramis; »die Nichte besucht manchmal ihren Oheim; gestern zufällig zur selben Zeit wie ich, und ich mußte mich erbieten, sie zu ihrem Wagen zu führen.« – »Siehe da«, rief Porthos, zu dessen Fehlern auch eine lose Zunge gehörte, »famose Bekanntschaft, mein Lieber.« – »Porthos, wie oft habe ich Ihnen schon gesagt,« rief Aramis, »daß Ihre Redseligkeit Sie um allen Kredit bei den Damen bringen muß!« – »Meine Herren«, rief d'Artagnan, der dem Abenteuer schon auf den Grund sah, »möglichst Scherz beiseite! Die Sache wird Ernst. Aramis, fortfahren, bitte!« – »Plötzlich tritt ein großer, brünetter Mann mit edelmännischen Manieren... halt! einer vom Schlag der Ihrigen, d'Artagnan!« – »Vielleicht derselbe«, meinte dieser. – »Möglich«, fuhr Aramis fort, »tritt auf mich zu, sage ich, in Begleitung von einem halben Dutzend Kerlen, die etwa zehn Schritt Distanz halten, und redet

mich mit dem höflichsten Ton der Welt an: ›Herr Herzog – und Sie, Madame‹, wendet er sich zu der Dame, die ich am Arm führte...« – »Zur Lizentiatennichte?« – »Still doch, Porthos!« rief Athos, »Sie werden unausstehlich!« – »Bitte, fährt der Mann fort, steigen Sie hier ein, ohne Widerstand, ohne Aufsehen!«

»Er hatte Sie für Buckingham gehalten!« rief d'Artagnan. – »Das glaube ich auch«, sagte Athos. – »Aber die Dame?« fragte Porthos. – »Die hatte er für die Königin gehalten«, sagte d'Artagnan. – »Richtig«, erwiderte Aramis. – »Dieser Gascogner ist der Teufel in Person!« rief Athos, »ihm entgeht nichts.« – »Die Sache ist die«, sagte Porthos, »daß Aramis tatsächlich etwas von der Figur und Haltung des schönen Herzogs hat; immerhin bliebe aber, scheint mir, die Musketierjacke zu bedenken?« – »Ich trug einen weiten, langen Mantel«, sagte Aramis. – »Im Juli? Sackerment!« rief Porthos. »Dein Lizentiat fürchtet wohl, du möchtest erkannt werden?« – »Daß der Spion sich durch die Haltung täuschen ließ«, sagte Athos, »läßt sich noch verstehen, aber das Gesicht...« – »Ich hatte einen großen Hut auf«, erklärte Aramis. – »Teufel, soviel Vorsichtsmaßregeln, um Theologie zu studieren!« rief Porthos. – »Meine Herren, verlieren wir doch nicht soviel Zeit mit Scherzen!« rief d'Artagnan, »machen wir uns gesondert auf die Suche nach der Krämersfrau. Das ist der Schlüssel zur Intrige.« – »Eine Frau von so niedriger Herkunft, d'Artagnan!« rief Porthos, verächtlich den Mund verziehend. – »Was wollen Sie? Sie ist das Patenkind La Portes, und La Porte ist der Kammerdiener der Königin. Ich sagte es doch schon, meine Herren. Zudem ist's vielleicht Berechnung von Ihrer Majestät, Beistand in so niederen Schichten zu suchen. Die erhabenen Häupter sind von weitem sichtbar, und der Kardinal hat ein scharfes Auge.« – »Schön«, meinte Porthos, »aber setzen wir dem Krämer erst unsere Forderung fest, und nicht zu knapp!« – »Nicht nötig«, sagte d'Artagnan, »denn ich glaube, daß wir, wenn er uns nicht bezahlt, von anderer Seite bezahlt werden.«

In diesem Augenblick polterten Tritte auf der Treppe, die Tür wurde geräuschvoll aufgerissen, und der Unglückspilz von Krämer stürzte in das Zimmer. – »Retten Sie mich, meine Herren! Vier Mann hoch kommen sie, mich zu verhaften. Retten Sie, retten Sie mich!« – Porthos und Aramis sprangen auf. – »Einen Augenblick«, rief d'Artagnan, ihnen winkend, die Degen wieder einzustecken, »hier braucht's nicht Mut, sondern Klugheit.« – »Aber, wir werden doch nicht...« hob Porthos an – »Sie werden d'Artagnan machen lassen«, sagte Athos. »Er ist unser Kopf, wie ich oft gesagt habe, und ich leiste ihm unbedingt Gehorsam. D'Artagnan, tun Sie nach Ihrem Belieben!«

Vier Gardisten erschienen auf der Schwelle des Vorzimmers, zögerten aber, weiterzugehen, als sie die vier bewaffneten Musketiere im Zimmer erblickten. – »Bitte, nur herein, meine Herren«, sagte d'Artagnan, »Sie sind hier bei mir, und wir sind alle treue Diener des Königs und des Kardinals.« – »Sie werden sich, meine Herren, den Befehlen nicht widersetzen, die wir empfangen haben?« fragte der Patrouillenführer. – »Im Gegenteil, meine Herren, wir würden Ihnen, sofern vonnöten, bewaffneten Beistand leisten.« – »Aber was faselt dieser Mensch?« brummte Porthos. – »Still«, verwies ihn Athos, »du bist ein Tropf!« – »Aber Sie versprachen mir doch...« stotterte der arme Krämer. – »Wir können Sie bloß retten, wenn wir die Freiheit behalten«, flüsterte d'Artagnan ihm zu, »und wenn wir Miene machen, Sie zu verteidigen, werden wir mit Ihnen abgeführt.« – »Es scheint mir aber...«

»Kommen Sie, meine Herren«, sagte d'Artagnan mit erhobener Stimme, »ich habe keinen Grund, den Herrn hier zu schützen, sah ich ihn doch heute zum erstenmal, zudem aus höchst unangenehmem Anlaß: er kam nämlich, fragen Sie ihn selbst, um sich die Miete zu holen, die ich ihm für das laufende Quartal noch schulde... Verhält es sich so, Herr Bonacieux?« – »Es ist die lautere Wahrheit, bloß verschweigt Ihnen der Herr...«

– »Still über mich«, flüsterte d'Artagnan, »still über meine Freunde, still über die Königin, oder Sie verderben alles, ohne daß es Ihnen etwas nützt!... Vorwärts, meine Herren! Führen Sie den Mann ab!« und d'Artagnan schob den verdutzten Krämer den Gardisten in die Hände. »Sie sind ein Schuft, Herr«, schrie er ihn an, »kommen zu mir, Geld einzutreiben? Von mir, einem Musketier? Ins Loch mit ihm, und halten Sie ihn hinter doppeltem Riegel! Desto länger bleibt mir Zeit mit der Bezahlung!«

Die Häscher bedankten sich fein und schleppten ihre Beute fort. Als sie den Fuß zurück über die Schwelle setzten, klopfte d'Artagnan dem Patrouillenführer kordial auf die Schulter, füllte zwei Gläser mit dem Wein des Herrn Bonacieux und rief: »Auf Ihre Gesundheit, Herr! Sie kommen doch nach?« – »Hohe Ehre! Hohe Ehre!« stotterte der Patrouillenführer, »wird dankbar angenommen!« – »Ihr Name, bitte?« – »Boisrenard!« – »Auf Ihr Wohl, Herr Boisrenard! Auf Ihr Wohl!« – »Dies Glas auf Ihr Wohl, mein Herr! Ihr Name?« – »D'Artagnan.« – »Ihr Wohl, Herr d'Artagnan!« – »Vor allen Dingen, meine Herren«, rief d'Artagnan begeistert, »auf das Wohl Seiner Majestät und Seiner Eminenz!«

Wäre es Krätzer gewesen, den ihm d'Artagnan kredenzte, so hätte der Patrouillenführer vielleicht Argwohn geschöpft; da es aber eine feine Marke war, glaubte er dem neuen Freund.

»Oho! Welchen Unsinn machen Sie da?« rief Porthos, als die vier Freunde sich wieder allein befanden. »Vier Musketiere lassen einen armen Teufel, der sich an sie um Beistand wendet, aus ihrer Mitte heraus verhaften? Pfui! Und ein Edelmann trinkt Schmollis mit einem Gardistenknecht? Pfui!« – »Athos hat dir schon gesagt, Porthos, daß du ein Tropf bist, und ich sage das gleiche! D'Artagnan, du bist ein patenter Mensch, und stehst du erst mal auf Herrn von Trévilles Posten, dann sorge um eine Abtei für mich!« – »Da werde der Teufel klug!« rief Porthos. »Ihr pflichtet dem Gascogner bei?« – »Ich gratuliere ihm zu

seinem Einfall!« rief Athos.

»Und nun, meine Herren«, rief d'Artagnan, nicht weiter bemüht, Porthos gescheit zu machen, »unser Wahlspruch gilt: *Alle für einen, einer für alle!«* – »Aber«, hob Porthos an. – »Hebe die Hand auf und schwöre!« riefen ihm Athos und Aramis zu, wie aus einem Mund. – Besiegt durch das Beispiel, und doch leise fluchend, hob Porthos die Hand auf, und die vier Freunde gelobten mit lauter, fester Stimme: »Alle für einen, einer für alle!«

»Recht so«, rief d'Artagnan, »und nun ruhig nach Hause und die Ohren steif gehalten! Von jetzt ab heißt's: Auf zum Kampf wider den Kardinal!«

Eine Mausefalle im siebzehnten Jahrhundert

Die Mausefalle ist keine Erfindung unserer Tage. Als die menschliche Gesellschaft es so herrlich weit gebracht, daß sie die Einrichtung der Polizei erfunden hatte, erfand die Polizei die Mausefallen. Steht in einem Hause eine Person unter dem Verdacht irgendeines Verbrechens, so hält man seine Festnahme geheim, legt vier bis fünf Mann im ersten Zimmer in Hinterhalt, öffnet jedem, der klopft, die Tür, schließt sie hinter ihm und nimmt ihn fest; auf diese Weise hat man binnen wenigen Tagen so ziemlich alle, die im Hause verkehren, in der Gewalt.

Eine solche Mausefalle wurde auch im Hause des Herrn Bonacieux aufgestellt. Wer von jetzt ab sich dort sehen ließ, wurde von den Gardisten festgenommen und verhört. Indessen betraf dieses Schicksal nicht Personen, die zu d'Artagnan kamen, weil zu dessen Wohnung ein besonderer Aufgang führte. Übrigens kam auch außer den drei Musketieren niemand zu ihm; sie lagen, jeder für sich, auf Lauer, aber keiner von ihnen hatte irgend etwas ausfindig gemacht oder gehört. Athos war so weit gegangen, sich bei Herrn von Tréville zu erkundigen, was diesen nicht wenig verwunderte, denn der brave Musketier war sonst die Schweigsamkeit in Person. Aber Tréville wußte nichts weiter, als daß der Kardinal, als er ihn zuletzt beim König und der Königin sah, ein sehr bekümmertes, der König ein unruhiges Gesicht gezeigt, der Königin aber an den Augen anzusehen gewesen sei, daß sie geweint oder eine schlaflose Nacht gehabt hatte. Der letztere Umstand habe ihn aber wenig bekümmert, denn die Königin habe seit ihrer Verheiratung wohl nur selten anders ausgesehen.

D'Artagnan setzte keinen Fuß mehr aus dem Hause und hatte seine Stube zu einem richtigen Observatorium gemacht. Vom Fenster aus konnte er jeden sehen, der in die Falle ging, und, da

er die Fußbodendielen aufgehoben hatte und von dem darunterliegenden Raum, worin die Festgenommenen das erste Verhör bestehen mußten, nur durch eine dünne Decke getrennt war, auch alles hören, was dort verhandelt wurde. Die Fragen lauteten durchweg: Ob Bonacieux oder seine Frau sich nach etwas erkundigt oder etwas für sich bestellt oder im Vertrauen etwas mitgeteilt hätten.

Wüßten sie etwas, sagte sich d'Artagnan, so würden sie so nicht fragen. Aber was wollten sie eigentlich herauskriegen? Ob der Herzog von Buckingham sich in Paris aufhalte, und ob er mit der Königin ein Stelldichein gehabt habe oder nicht? D'Artagnan hielt an diesem Gedanken fest, der übrigens nach allem, was ihm zu Ohren gekommen war, auch einige Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Unterdes blieb die Mausefalle in Tätigkeit, und d'Artagnan auf seinem Lauscherposten. Am zweiten Tag nach der Verhaftung des armen Bonacieux, in der neunten Stunde, als Planchet eben beim Bettmachen war, klopfte es heftig an die Haustür. Sie wurde geöffnet und wieder geschlossen: es war also jemand in die Falle gegangen. D'Artagnan stürzte zu der Stelle, wo er die Dielen aufgehoben hatte, legte sich auf den Bauch und lauschte. Alsbald erschallte lautes Geschrei, dann tiefe Seufzer, die man zu ersticken suchte, aber von einem Verhör war keine Rede.

»Teufel!« sprach d'Artagnan bei sich, »es scheint eine Frau zu sein! Sie wird untersucht und leistet Widerstand! Man tut ihr Gewalt an! Die Schurken!« – D'Artagnan mußte sich zusammennehmen, dem Auftritt, der sich unter ihm abspielte, fernzubleiben.

»Aber Sie hören doch«, rief eine Stimme, »daß ich die Hauswirtin bin! Meine Herren, ich bin Frau Bonacieux, und ich sage Ihnen, ich stehe im Dienst der Königin!« – »Oho! Frau Bonacieux?« flüsterte d'Artagnan, »sollte ich gefunden haben, was alle suchen? Das wäre ja mehr Glück, als ich erhoffen dürfte!« – Unten sagten Männerstimmen: »Ei, auf Sie haben wir

gerade gewartet!« – Die andere Stimme wurde immer leiser; dann hörte d'Artagnan Gepolter, wie wenn jemand gestoßen würde und sich vergeblich wehrte. »Laßt mich! Laßt mich, ihr Herren!« klang es dumpf. Dann war bloß undeutliches Gejammer noch zu hören. »Die Kerle knebeln sie, wollen sie fortschleppen!« rief d'Artagnan, wie von einer Feder emporgeschnellt. »Meinen Degen, meinen Degen! Schön, er hängt schon an der Seite... Planchet!« – »Herr?« – »Renne zu Athos, Porthos und Aramis, einen triffst du sicher zu Hause, vielleicht alle drei. Sie sollen auf der Stelle kommen und Waffen mitbringen. Ach, da fällt mir ein, Athos wird bei Herrn von Tréville sein!« – »Aber wo wollen Sie denn hin?« rief Planchet, »wo wollen Sie hin, Herr?« – »Zum Fenster hinunter«, schrie d'Artagnan, »um schneller unten zu sein. Lege die Dielen auf den Boden, fege das Gröbste weg, renne zur Haustür hinaus und dorthin, wo ich sagte.« – »Jawohl, Herr«, rief Planchet, »aber Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel!« – »Dummkopf!« rief d'Artagnan, klammerte sich an das Fenstersims und ließ sich aus dem ersten Stockwerk, das zum Glück nicht sonderlich hoch war, auf die Erde hinunter, wo er ohne die geringste Schramme ankam. Dann schlug er mit dem Hammer gegen die Tür, vor sich hin murmelnd: »Jetzt mögen sie auch mich in ihrer Falle fangen, aber wehe den Katzen, die sich an solcher Maus reiben!« Kaum war der Hammer niedergefallen, als sich auch schon die Tür öffnete; wie ein Rasender stürmte d'Artagnan, mit dem Degen in der Faust, über die Schwelle. Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß, und im andern Augenblick konnten die Nachbarn und Hausbewohner Schreien, Stampfen und Waffengeklirr hören, in ein paar weiteren Augenblicken aber vier schwarzkostümierte Individuen, aufgescheuchten Raben gleich, zur Tür hinausrennen oder fliehen sehen, die auf der Erde und an allen Tischecken Federn von ihrem Gefieder, das heißt, Fetzen von ihren Kleidern, hatten hängen lassen.

D'Artagnan hatte einen verhältnismäßig mühelosen Sieg

errungen, war ja doch eigentlich nur ein einziger von den Häschern bewaffnet gewesen. Freilich hatten die andern versucht, ihn mit Stühlen, Bänken, Töpfen niederzuschlagen, aber ein paar Schrammen, die ihnen unser Gascogner mit seinem Degen riß, hatten sie dermaßen in Angst gesetzt, daß sie schleunigst das Hasenpanier ergriffen und d'Artagnan das Schlachtfeld überließen. Die arme Frau Bonacieux war, halb ohnmächtig, auf einen Stuhl gesunken. D'Artagnan taxierte sie mit einem einzigen Blick: sie war eine niedliche Frau, Mitte Zwanzig, brünett, blauäugig, mit leichtem Stupsnäschen und einem rosa und opal marmorierten Teint. Hier aber hörten die Merkmale auf, die sie mit der vornehmen Dame gemein hatte, denn ihre Hände waren wohl weiß, aber nicht zart, und ihre Füße sprachen auch nicht für ihre Eigenschaft als Frau von Stand. Zum Glück war d'Artagnan zurzeit nicht in der Stimmung, sich mit diesen Einzelheiten zu befassen. Sein Blick streifte nämlich gerade einen Gegenstand, der auf der Erde lag, ein Batisttaschentuch, das er, seiner Gewohnheit nach, aufhob, und in dessen Ecke er denselben Namenszug wahrnahm, wie an jenem andern, das ihn fast in die schlimmsten Händel mit Aramis gebracht hätte. Seitdem hatte er eine heilige Scheu vor gestickten Taschentüchern. Ohne ein Wort darüber zu äußern, schob er das eben aufgehobene in die Tasche der Bürgersfrau, die unmittelbar darauf wieder zu sich kam, die Augen aufschlug und sich erschrocken umsah. Als sie wahrnahm, daß niemand weiter im Zimmer sei, reichte sie dem jungen Kriegsmann lächelnd – oh, sie hatte ein gar süßes Lächeln! – die Hand und sagte tief ergriffen. »Ach, Sie haben mich gerettet, mein Herr, und erlauben mir nun wohl, daß ich Ihnen danke?« – »Meine Dame«, erwiderte d'Artagnan, »ich habe weiter nichts getan, als was jeder Edelmann an meiner Statt getan hätte; Sie brauchen mir also nicht zu danken.« – »O doch, Herr, doch, und Sie sollen sehen, daß Sie keine undankbare Person vor sich haben. Aber was wollten die Menschen bloß von mir? Ich habe im ersten

Augenblick gedacht, es seien Diebe bei uns eingebrochen. Wo ist denn Bonacieux?« – »Meine Dame, die Leute waren schlimmer als Diebe, es waren Häscher des Kardinals! Und was Ihren Mann betrifft, Herrn Bonacieux, nun, so ist er darum nicht hier, weil man ihn gestern in die Bastille gebracht hat.« – »Mein Gott! Warum denn? – Was hat er verbrochen, der arme Mensch, der doch die Harmlosigkeit in Person ist?« – Ein schwaches Lächeln huschte über das Gesicht der kleinen Frau. – »Was er verbrochen hat?« wiederholte d'Artagnan, »ich glaube, sein einziges Verbrechen ist, daß er das Pech hat, Ihr Mann zu sein.« – »Oh, Herr, Sie wissen also...« – »Daß Sie entführt worden sind, Madame? Ja, das weiß ich.« – »Und wissen Sie auch von wem? Oh, bitte, sagen Sie es mir!« – »Von einem Menschen etwa Mitte der Vierzig, mit schwarzem Haar, kastanienbraunem Teint und einer Narbe an der linken Schläfe.« – »Richtig, richtig! Aber sein Name?« – »Den kenne ich nicht.« – »Und mein Mann? Hat er darum gewußt?« – »Der Entführer hat es ihm selber gesagt.« – »Kann er sich den Zusammenhang erklären?« – »Er vermutet einen politischen Grund.« – »Er kann recht haben. Mich hat er in keinem Verdacht dabei gehabt?« – »Ach, liebe Frau! Im Gegenteil, er war des Lobes voll ob Ihrer Klugheit und Schönheit.«

Wieder huschte ein Lächeln um die rosigen Lippen der kleinen Frau.

»Aber wie ist Ihnen die Flucht geglückt?« fragte d'Artagnan. – »Es traf sich, daß ich einen Augenblick allein war, und da ich merkte, wie es sich um meine Entführung verhielt, ließ ich mich an einem Bettuch vom Fenster herab und lief hierher, weil ich dachte, meinen Mann anzutreffen.« – »Er sollte Sie schützen?« – »Ach nein, das war nicht meine Hoffnung; ich weiß ja, daß er es nicht könnte! Aber er hätte uns in anderer Weise nützen können, und darüber wollte ich mit ihm sprechen.« – »Und was ist das?« – »Oh, nicht mein Geheimnis! Ich kann nicht darüber sprechen.« – »Sie haben recht! Ich bin bloß ein einfacher Soldat,

und der Ort ist wohl auch nicht geeignet zu vertraulichen Mitteilungen. Zudem läßt sich annehmen, daß die Kerle, die ich eben aus Ihrer Wohnung gejagt habe, bewaffnet und mit Verstärkung bald wieder da sein werden. Treffen sie uns dann noch, so sind wir verloren. Ich habe wohl nach drei Kameraden geschickt, weiß aber nicht, ob mein Page sie zu Hause trifft.« – Die Frau schob den Arm unter den d'Artagnans und zog ihn mit sich fort... »Aber wohin sollen wir fliehen?« rief d'Artagnan. – »Nur erst aus diesem Hause! Das Weitere wird sich dann finden«, erwiderte die Frau.

Ohne die Haustür zu schließen, rannten sie die Rue des Fossoyeurs entlang und hielten erst inne, als sie den Platz Saint-Sulpice erreicht hatten. – »Und wohin nun?« fragte d'Artagnan. – »Was soll ich raten?« erwiderte Frau Bonacieux, »ich wollte Herrn de la Porte aufsuchen, weil ich von ihm zu erfahren hoffe, was in den letzten drei Tagen im Louvre vorgegangen ist, und ob ich mich dort wieder zeigen darf.« – »Den Gang könnte doch ich machen?« fragte d'Artagnan. – »Aber man kennt Sie ja dort nicht und wird Sie nicht einlassen.« – »Es ist doch ein Portier da? Wüßte ich die Parole...« – Die Frau fixierte den Jüngling scharf. – »Wenn ich sie Ihnen sagte«, fragte sie, »würden Sie das Losungswort vergessen, sobald Sie sich dessen bedient haben?« – »So wahr ich ein Edelmann bin!« – »Gut, ich traue Ihnen; aber wo soll ich in der Zeit bleiben?« – »Sie wissen niemand, wo Herr de la Porte Sie treffen könnte?« – »Ich mag mich niemandem offenbaren.« – »Halt! Wir sind gerade an der Tür von Athos... So wird es gehen«, rief d'Artagnan. – »Wer ist Athos?« fragte Frau Bonacieux. – »Ein Freund von mir.« – »Aber ich kann doch zu keinem Herrn gehen, den ich nicht kenne?« – »Er ist jetzt nicht zu Hause, und wenn ich Sie in sein Zimmer geführt habe, schließe ich ab und nehme den Schlüssel mit.« – »Aber mein Ruf?« – »Man kennt Sie hier doch nicht, und in einer Lage, wie der unsrigen darf man es mit gewissen Dingen nicht allzu genau nehmen.« – »Gut! So gehen wir hin!

Wo wohnt Ihr Freund?« – »Ganz in der Nähe: Rue Pérou.«

Athos war, wie d'Artagnan vermutet hatte, nicht zu Hause. Er führte Frau Bonacieux die Treppe hinauf in die Wohnung, klinkte hinter sich zu und sagte, sie solle es sich bequem machen, niemandem öffnen, außer wenn dreimal hintereinander geklopft würde. »Schön«, erwiderte die Frau; »doch muß ich nun auch Ihnen Instruktionen geben.« – »Bitte!« – »Im Louvre fragen Sie nach Germain, sagen ihm die Parole, *Tours und Brüssel*, worauf er Sie hereinlassen wird, lassen Herrn de la Porte rufen und bitten ihn, sich zu mir zu bemühen.« – »Schön! Und wann sehe ich Sie wieder?« – »Ist Ihnen daran gelegen?« – »Freilich!« sagte d'Artagnan. – »Haben Sie Geduld«, sagte Frau Bonacieux. – »Ich baue auf Sie.« – »Sie sollen sich nicht täuschen.«

Mit dem verliebtesten Blick, dessen sein Auge fähig war, sagte er der Frau Lebewohl, eilte die Treppe hinunter, hörte noch die Tür doppelt hinter sich schließen und war mit zwei Sprüngen im Louvre. Als er durch die Pforte schritt, schlug es zehn. Alles, was wir hier erzählt haben, hatte sich in einer knappen halben Stunde abgespielt. Germain, der Portier, verbeugte sich tief, als er die Parole hörte; zehn Minuten später war de la Porte in der Loge; mit zwei Worten hatte d'Artagnan ihn unterrichtet und ihm gesagt, wo er Frau Bonacieux finden würde. De la Porte ließ sich Straße und Nummer zweimal sagen und rannte weg; nach kaum zehn Schritten aber kam er wieder. »Junger Mann«, sagte er, »einen Rat!« – »Bitte!« – »Sie könnten wegen des Vorgefallenen Scherereien haben. Haben Sie einen Bekannten oder Freund, dessen Wanduhr nachgeht?« – »Was soll ich damit?« – »Hm, laufen Sie hin, damit Sie einen Zeugen haben, daß Sie vor halb zehn Uhr bei ihm gewesen seien. Im Rechtswesen nennt man das ein Alibi.«

D'Artagnan hielt den Rat für gut, nahm die Beine unter den Arm und ließ sich, bei Herrn von Tréville, nicht in den Salon, sondern in das Privatkabinett führen. Da er dort regelmäßiger

Gast, zudem als Landsmann bekannt war, machte das weiter keine Schwierigkeit, und Herr von Tréville wurde gerufen. Er erschien auch bald und erkundigte sich lebhaft, womit er seinem jungen Freund dienen könnte: sein Besuch zu so vorgerückter Stunde müsse doch eine ganz bestimmte Ursache haben. – »Entschuldigen Sie, gnädigster Herr«, sagte d'Artagnan, der den Augenblick, wo er allein war, benutzt hatte, die Uhr um drei Viertelstunden zurückzustellen, »ich habe gemeint, da es erst fünf Minuten vor halb zehn ist, noch bei Ihnen vorsprechen zu dürfen.« – »Erst fünf Minuten vor halb zehn?« rief Herr von Tréville, einen Blick auf die Wanduhr werfend, »aber das kann doch gar nicht sein!« – »Sehen Sie, bitte, auf die Uhr, Herr«, erwiderte d'Artagnan, »es stimmt doch!« – »Allerdings«, sagte Tréville, »aber ich hätte gedacht, es müsse später sein. Doch nun sagen Sie mir, was Sie von mir wollen!«

D'Artagnan erzählte nun Herrn von Tréville eine lange Geschichte über die Königin, setzte ihm die Befürchtungen auseinander, die ihn um Ihre Majestät erfüllten, erzählte ihm, was er von Plänen des Kardinals hinsichtlich Buckinghams gehört habe, und alles mit einer Ruhe und Wichtigkeit, von der sich Herr von Tréville um so leichter täuschen ließ, als er, wie uns ja bekannt, wahrgenommen hatte, daß sich zwischen König, Königin und Kardinal etwas Neues abspielte.

Als es zehn Uhr schlug, verließ d'Artagnan Herrn von Tréville, der ihm für die interessante Auskunft dankte, den Dienst bei den Majestäten ans Herz legte und sich in seinen Salon zurückbegab. Unten an der Treppe besann sich d'Artagnan, daß er seinen Stock vergessen hatte, rannte noch einmal hinauf und rückte mit einem Fingerdruck den Zeiger der Wanduhr wieder vor, damit nicht am andern Tage bemerkt würde, daß sie nachgehe. Da er nun eines Zeugen für sein Alibi sicher war, begab er sich vergnügt, aber den weitesten Umweg machend, nach Hause.

Die Intrige verwickelt sich

Woran dachte d'Artagnan unterwegs, als er, bald seufzend, bald lächelnd, den Blick zum gestirnten Himmel richtete? An den armen Krämer, der in der Bastille schmachtete? O nein, an ihn nicht, aber an dessen junge, hübsche Frau! Für einen Musketieranwärter war sie auch wirklich ein Leckerbissen, um nicht zu sagen das Ideal aller Weiblichkeit. Sie war niedlich, hatte einen Hauch von Heimlichkeit an sich und um sich, war in allerhand Intrigen bei Hofe eingeweiht, was sich in ihrem ganzen Gesichtsausdruck widerspiegelte, und stand in dem Verdacht, ein mitfühlendes Herz zu besitzen, bekanntlich für junge Liebhaber ein unwiderstehliches Zugpflaster. Obendrein hatte d'Artagnan sie aus den Händen von Satansknechten befreit, die sie untersuchen und mißhandeln wollten. Dieser nicht unerhebliche Dienst hatte zwischen ihr und ihm eines jener Dankbarkeitsgefühle hervorgerufen, die so leicht einen zarteren Charakter annehmen.

D'Artagnan sah sich bereits im raschen Fluge seiner Phantasie von einem Liebesboten der jungen Frau angeredet, der ihm ein Stelldichein meldete mit der nicht minder beglückenden Beigabe einer goldenen Kette oder gar eines Diamanten. Wie schon gesagt, trugen damals junge Herren keine Bedenken, sich von ihrem König ein Trinkgeld in die Hand drücken zu lassen. Ja, damals waren die Sitten so locker, daß sich kein junger Herr ein Gewissen daraus machte, von seiner Herzdame mit kostbaren Angebinden bedacht zu werden, die so aufgefaßt wurden, als sollten sie greifbaren Ersatz für den ewigen Wankelmut weiblicher Empfindungen darbieten. So galt es tatsächlich nicht für beschämend, durch Frauen Karriere zu machen. Wer nur schön war, verschenkte seine Schönheit; wer dazu noch reich war, geizte auch mit klingender Münze nicht, und es ließen sich recht viele »Herren« aus jenen Tagen nennen, die weder Schlachten noch die Sporen dazu gewonnen hätten, wenn ihnen

ihre Damen nicht die nach Kräften gespickte Börse an den Sattelgurt gehängt hätten.

D'Artagnan besaß keine Schätze; was er an sittlichen Bedenken aus der Provinz nach Paris mitgebracht hatte, war unter den lockeren Ratschlägen der drei Musketiere rasch verflogen wie der Hauch von dem Pfirsich. Nach der wunderlichen Gepflogenheit jener Zeit kam er sich in Paris vor wie im Felde: dort galt es, den Feind, hier die Frau zu besiegen; und hier wie dort, Beute zu machen und zu plündern. Indessen ist nicht zu leugnen, daß d'Artagnan zur Zeit von einem edleren, uneigennützigeren Gefühl beherrscht wurde. Der Krämer, sein Hauswirt, hatte ihm gesagt, er sei reich; der junge Mann konnte nicht im unklaren darüber sein, daß ihm solch harmloser Simpel wie Bonacieux ausgeliefert war, wenn er die Frau, also den Schlüssel zum Geldkasten, sein nannte. Und doch war sein Herz ihm gegenüber ziemlich frei von materiellen Gedanken... Freilich nur »ziemlich«, denn es ist nun einmal so und war so und wird so bleiben, daß Reichtum, mag eine Frau noch so schön und anmutig sein, der Liebe niemals Abbruch tut. D'Artagnan hoffte wohl, eines Tages im Besitz von Millionen zu sein. Vorläufig war er aber noch ein armer Schlucker, und bis solche Hoffnung Wirklichkeit wurde, konnte wohl manches Jahr noch vergehen. Für ihn hieß es also noch, kein Rohr schwimmen lassen, aus dem man Pfeifen schneiden kann, und darum vergaß er bei aller Verliebtheit seinen Stand und seine drei Freunde nicht. Da er sich nun gerade in dem Stadtviertel befand, wo Aramis sein Standquartier hatte, fiel ihm ein, daß er noch keinem seiner Musketiere über den Grund Aufklärung gegeben, der ihn veranlaßt hatte, sie nach der Mausefalle zu zitieren. So wollte er bei Aramis vorsprechen, denn war Aramis zu Hause gewesen, so war er sicher auf der Stelle dorthin geeilt und mußte sich nicht schlecht gewundert haben, niemand als günstigenfalls seine beiden Kameraden zu treffen.

Paris lag seit zwei Stunden im Düster der Nacht und fing an,

einsam zu werden. Von allen Türmen der Vorstadt Saint-Germain schlug es elf. Das Wetter war mild. Durch eine Gasse in der Gegend der heutigen Rue d'Assas schlendernd, sog d'Artagnan die balsamischen Düfte ein, die der Wind aus den taufrischen Gärten der Rue de Vaugirard herübertrug. Von fern her klangen, gedämpft jedoch durch sichere Fensterläden, aus Schenken, die auf dem freien Felde lagen, Trinklieder an seine Ohren. Am Ausgang der Gasse wandte er sich links; das Haus, wo Aramis wohnte, lag zwischen der Rue Cassette und der Rue Servandoni. Schon konnte er die Tür des hinter einem Sykomoren- und Weinrebendickicht versteckten Hauses erkennen, als er aus der Rue Servandoni etwas wie einen Schatten, in einen Mantel gehüllt, hervorschleichen sah. Im ersten Augenblick glaubte er, es sei ein Mann; aber an der Kleinheit des Wuchses, der Beklommenheit der Haltung, der Unsicherheit des Ganges merkte er bald, daß es eine Frau war. Zudem sah sich die Gestalt, als ob sie über das Haus, das sie suchte, nicht sicher sei, wiederholt um, blieb stehen, ging ein Stück zurück und kam noch einmal wieder. D'Artagnan wurde neugierig. »Wenn ich ihr meine Dienste anböte?« dachte er, »ihre Haltung und Weise verrät, daß sie jung ist; vielleicht ist sie auch hübsch? Oh, sicher! Aber eine Frau, die zu solcher Zeit sich auf der Straße befindet, verfolgt doch kaum einen andern Zweck, als den Geliebten aufzusuchen. Teufel! Sie bei einem Stelldichein zu stören, wäre kein guter Anfang, mit ihr anzuknüpfen. Aber komisch wäre es, wenn dieses verspätete Täubchen auf der Suche von unseres Freundes Hause wäre! Alle Wetter, fast sieht es so aus! Ei, ei, diesmal will ich klar sehen!«

D'Artagnan schmiegte sich so dicht wie möglich in eine Nische, in der eine steinerne Bank stand. Die Frau, die noch immer vor den drei Häusern, in deren einem Aramis wohnte, auf und ab schritt, hüstelte jetzt; aber so matt der Ton war, so ließ er doch erkennen, daß die Frau eine recht frische Stimme haben mußte. Es kam d'Artagnan so vor, als ob dieses Hüsteln ein

Signal sei. Ob nun eine Antwort darauf erfolgt war, die der Unschlüssigkeit der Frau ein Ende machte, oder ob sie selbst das Ziel gefunden hatte, das sie verfolgte, kurz: sie trat auf einmal an den Fensterladen von Aramis' Haus und klopfte mit dem gekrümmten Finger dreimal daran... »Also doch bei Aramis!« murmelte d'Artagnan. »Warte, du Heuchler, dich will ich mal auf deinen Pfaffenzahn fühlen!« – Kaum hatte der Finger zum drittenmal geklopft, so wurde der Laden geöffnet, und ein Lichtschimmer wurde sichtbar. – »Ei, ei!« murmelte der Lauscher, »nicht an der Haustür, sondern am Fenster? Der Besuch wurde also erwartet? Hm, sollte der Laden aufgehen und die Dame einsteigen? Das wäre ja großartig!« – Aber zu seiner großen Verwunderung blieb der Laden geschlossen, und auch das Licht, das einen Augenblick sichtbar gewesen war, verschwand, so daß wieder alles in Finsternis sank. D'Artagnan meinte aber, lange könnte das nicht dauern, und hielt nach wie vor Augen und Ohren gespannt. Er hatte recht, denn nach wenigen Sekunden hallten zwei dumpfe Schläge im Hausinnern, und die Frau antwortete durch ein einmaliges Klopfen; darauf lupfte sich der Fensterladen wieder. D'Artagnan suchte mit den Augen die Finsternis zu durchdringen; leider wurde das Licht in ein anderes Zimmer getragen, aber d'Artagnans Augen hatten sich an das Dunkel gewöhnt; zudem sollen Gascogner ja auch Katzenaugen haben, das heißt, im Finstern sehen können. Er sah jetzt, daß die Frau einen weißen Gegenstand aus der Tasche nahm und auseinanderfaltete, daß der Gegenstand Ähnlichkeit mit einem Taschentuch hatte, daß die Frau eine bestimmte Ecke desselben suchte und der im Hause befindlichen Person zeigte. D'Artagnan fiel das Taschentuch ein, das er zu Füßen von Frau Bonacieux gefunden und das ihn an dasjenige erinnert hatte, das er seinerzeit Aramis unter den Füßen hervorgezogen hatte.

Was, zum Teufel, mochte dies Taschentuch bedeuten?... Da, wo er stand, konnte er Aramis' Gesicht sehen, denn daß es sein Freund sei, der mit der Frau draußen von seiner Stube aus

Zwiesprache hielt, stand für ihn außer Zweifel. Die Neugierde besiegte die Klugheit, und, die Beschäftigung der beiden Personen mit dem Taschentuch wahrnehmend, huschte er aus der Nische vor und duckte sich blitzschnell, aber leise wie eine Katze, in einen Mauerwinkel, von wo er das Innere von Aramis' Wohnung deutlich übersehen konnte. Aber wenig fehlte, so hätte er sich durch einen Schrei verraten, denn die Person, die mit der nächtlichen Besucherin sprach, war nicht Aramis, sondern eine Frau. Doch wenn er auch soviel sah, daß er die Kleiderform erkennen konnte, so nicht genug, um das Gesicht zu unterscheiden!

Jetzt nahm die Frau im Hause ein zweites Taschentuch aus ihrer Tasche und tauschte es gegen das um, das ihr gezeigt worden war. Dann wurden ein paar Worte zwischen den beiden Frauen gewechselt; der Fensterladen schloß sich wieder, die Frau draußen machte kehrt und kam, die Kapuze über das Gesicht ziehend, knapp vier Schritte weit an d'Artagnan vorüber. Die Vorsichtsmaßregel war jedoch zu spät, denn d'Artagnan hatte bereits... Frau Bonacieux erkannt!

Der Argwohn, daß sie es sei, war ihm schon aufgestiegen, als er das Taschentuch erblickte. War es aber möglich, daß die Frau, die Herrn de la Porte hatte holen lassen, um sie nach dem Louvre zu geleiten, um halb zwölf Uhr nachts allein in den Straßen herumlief, die Gefahr mißachtend, von neuem verhaftet zu werden? Es mußte doch eine sehr wichtige Sache sein, die sie hierher trieb... Aber was kann eine Frau, die knapp fünfundzwanzig zählt, Wichtigeres in ihrem kleinen Kopf haben als Liebe?... Setzte sie sich aber dergleichen Zufällen für eigene oder fremde Rechnung aus? Das war es, was sich der junge Mann fragte, den der Dämon der Eifersucht genau so plagte, als sei er schon der erklärte Liebhaber der jungen, hübschen Frau. Gab es denn ein einfacheres Mittel, um zu erfahren, wohin sich die Frau begäbe, als das, ihr zu folgen? D'Artagnan trat von der Mauer vor, wie eine Statue aus der Nische, und bewegte sich auf

die Frau zu; aber sie hatte kaum den ersten Schritt vernommen, als sie leicht aufschrie und wie ein gescheuchtes Reh davoneilte. D'Artagnan rannte hinter ihr her. Eine Frau einzuholen, die durch ihren Mantel behindert ist, kann nicht schwerfallen, und so hatte er sie erreicht, als sie die Straße, in die sie geflüchtet war, kaum zum dritten Teile durchlaufen hatte. Die Ärmste war erschöpft, nicht vor Anstrengung, aber vor Schreck; und als d'Artagnan ihr die Hand auf die Schulter legte, sank sie auf ein Knie und lallte: »Bringen Sie mich um, wenn Sie wollen, erfahren werden Sie nichts!«

D'Artagnan umfaßte ihre Hüfte und hob sie auf; aber am Gewicht fühlte er, daß sie einer Ohnmacht nahe sei, und er beeilte sich, sie durch Ergebenheitsbeteuerungen zu beruhigen.

Auf die Worte hätte sie kaum viel gegeben, denn daß sich schöne Worte den schlimmsten Absichten zugesellen, hatte sie in ihrem Leben schon mehr denn einmal erfahren. Aber die Stimme war es, die sie auf der Stelle beruhigte; sie erkennen und die Augen aufschlagen, einen Blick auf den jungen Mann werfen und einen Freudenschrei ausstoßen, war eins!... »Ach, Sie sind es?« rief sie dann, »oh, Gott sei Dank!« – »Ja, ich!« erwiderte d'Artagnan, »Gott schickte mich als Ihren Beschützer!« – »Sind Sie mir wirklich in dieser Absicht gefolgt?« fragte sie mit kokettem Lächeln, aber aus ihren Worten klang es wie leiser Spott, denn sobald sie in dem vermuteten Feind einen Freund und Verehrer erkannt hatte, war alle Furcht aus ihrem kleinen Herzen gewichen. »Nein, doch nicht ganz, wie ich gern gestehe«, sagte d'Artagnan. »Der Zufall hat mich auf Ihre Spur geführt; ich sah, wie eine Frau ans Fenster eines meiner Freunde pochte...« – »Eines Ihrer Freunde?« fiel ihm Frau Bonacieux in die Rede. – »Ja doch! Aramis gehört zu meinen besten Freunden.« – »Aramis? Wer ist das?« – »Aber tun Sie nur nicht so! Sie kennen doch Aramis?« – »Den Namen höre ich zum erstenmal.« – »Sie sollten nicht gewußt haben, daß in dem Hause ein junger Mann wohnt?« –

»Nein.« – »Ein Musketier?« – »Keineswegs!« – »Also hat Ihr Besuch nicht ihm gegolten?« – »Um alles in der Welt nicht!« rief Frau Bonacieux; »Sie haben doch sicher gesehen, daß ich mit keinem Mann, sondern mit einer Frau gesprochen habe!« – »Das wohl«, antwortete er, »aber die Frau ist eine Freundin von Aramis.« – »Das weiß ich nicht«, sagte sie. – »Sie wohnt doch bei ihm!« – »Was geht das mich an?« – »Aber wer ist sie?« fragte er scharf. – »Oh, das ist nicht mein Geheimnis!« versetzte sie. – »Frau Bonacieux, Sie sind eine allerliebste, aber leider auch die geheimnisvollste Dame...« – »Bitte, bitte! Nehmen Sie lieber meinen Arm und führen Sie mich!« – »Wohin?« fragte er. – »Sie werden es schon sehen, denn Sie bringen mich ja bis vor die Tür.« – »Soll ich dort warten?« – »Wird nicht nötig sein«, sagte sie schnippisch. – »Kommen Sie denn allein zurück?« – »Vielleicht, vielleicht auch nicht!« – »Wenn jemand mit Ihnen kommt, wird's ein Mann sein oder eine Frau?« – »Das weiß ich selbst noch nicht!« – »Nun, aber ich werde es erfahren«, rief er, »indem ich warte, bis Sie kommen.« – »Nun, denn adieu!« – »Was soll das?« – »Ich war der Meinung, es mit einem Edelmann zu tun zu haben, aber nicht mit einem Spion,« versetzte sie. – »Ein hartes Wort!« rief er. – »Wie nennt man Leute, die hinter einem herschleichen?« – »Indiskret.« – »Ein wohl zu mildes Wort!« – »Nun, meine Gnädige,« rief d'Artagnan ironisch, »ich sehe schon, man muß Ihnen in allem zu Willen sein.« – »Sie geloben, mir nicht nachzuspionieren, wenn ich durch die Tür verschwunden bin, bis wohin Sie mich begleiten dürfen?« – »Ich gelobe es.« – »Nun, so geben Sie mir den Arm und lassen Sie uns gehen!«

Mit schelmischem Lachen, und doch zitternd wie Espenlaub, legte sie den Arm in den seinen, und bald hatten sie die Rue de la Harpe erreicht. Dort schien Frau Bonacieux wieder zu zaudern, wie vorher in der Rue de Vaugirard, schien aber nach einer Weile an gewissen Zeichen eine Tür zu erkennen, blieb davor stehen und sagte: »Hier, Herr, habe ich zu tun. Tausend

Dank für Ihre ehrenwerte Gesellschaft, die mich vor allerhand Gefahren bewahrt hat, denen ich allein ausgesetzt gewesen wäre; aber jetzt ist es an Ihnen, Wort zu halten! Ich bin am Ziele.« – »Haben Sie nichts zu befürchten, wenn Sie zurückkehren?« – »Außer Dieben nichts.« – »Und Diebe rechnen Sie für nichts?« – »Was könnten sie mir nehmen? Ich habe ja keinen Heller bei mir!« – »Sie vergessen das feine, gestickte Taschentuch!« – »Welches?« – »Das ich zu ihren Füßen fand und Ihnen in die Tasche schob.« – »Schweigen Sie, Unglücklicher! Schweigen Sie! Oder wollen Sie mich ins Verderben stürzen?« – »Sie sehen, daß Ihnen noch immer Gefahren drohen, denn ein einziges Wort versetzt Sie in Angst, und Sie sagen, man stürze Sie ins Verderben, sofern man das Wort ausspräche. Ach, seien Sie ehrlich,« rief er, ihre Hand erfassend, mit heißem Blick, »und vertrauen Sie sich mir an! Haben Sie nicht in meinen Augen gelesen, daß ich Ihnen von ganzem Herzen ergeben bin?« – »Das schon«, meinte die Frau; »was mich angeht, will ich Ihnen gern vertrauen, aber anderer Leute Sachen, das geht mit bestem Willen nicht!« – »Gut«, sagte d'Artagnan, »wie Sie belieben! Aber erfahren werde ich doch, was ich wissen will! Denn Geheimnisse, die von solcher Tragweite für Ihr Leben sind, muß ich kennen... auf alle Fälle!« – »Nehmen Sie sich in acht!« rief die Frau mit einem Ernst, der d'Artagnan unwillkürlich erzittern ließ. »Mischen Sie sich nicht in Dinge, die nur mich angehen, und suchen Sie mir nicht beizustehen in der Erfüllung von Aufgaben, die nur mir obliegen. Das begehre ich von Ihnen auf Grund der Empfindungen, die ich Ihnen einflöße, im Namen des Dienstes, den Sie mir geleistet haben, und den ich Ihnen zeit meines Lebens nicht vergessen werde. Glauben Sie vielmehr meinen Worten. Befassen Sie sich nicht mehr mit mir, ich existiere nicht mehr für Sie, tun Sie ganz, als hätten Sie mich überhaupt nie gesehen!«

»Muß es Aramis auch so machen wie ich?« fragte d'Artagnan

gereizt. – »Sie haben nun bereits zweimal einen Namen ausgesprochen, mein Herr, von dem ich Ihnen wiederholt gesagt habe, daß ich ihn nicht kenne!« – »Sie wollen den Mann nicht kennen, an dessen Fenster Sie geklopft haben? Meinen Sie, ich sei ein Tropf?« – »Sie wollen mir bloß die Zunge dadurch lösen, daß Sie solches Märchen ersinnen und solche Persönlichkeit aus der Luft greifen.« – »Ich ersinne nichts, Frau Bonacieux, und greife nichts aus der Luft, sondern sage die reine Wahrheit.« – »Und Sie behaupten, in dem Hause in der Rue de Vaugirard wohne ein Freund von Ihnen?« – »Zum drittenmal! Mein Freund Aramis!« – »Nun, Herr, es wird ja eine Zeit kommen, da sich das alles aufklärt. Jetzt aber bewahren Sie reinen Mund!« – »Könnten Sie in meinem Herzen lesen«, rief d'Artagnan, »so würden Sie um der Neugierde willen, die es erfüllt, Erbarmen mit mir haben. Von einem, der Sie liebt, haben Sie nichts zu befürchten.« – »Oh, Sie reiten schnell, Herr!« rief die junge Frau kopfschüttelnd. – »Es ist über mich gekommen wie der Blitz«, rief er, »und zum erstenmal in meinem Leben! Bin ich doch erst zwanzig Jahre!« – Die junge Frau blickte ihn verstohlen von der Seite an. – »Hören Sie noch eins«, rief er, »ich bin schon auf der Spur. Vor einem Vierteljahr habe ich mich mit Aramis beinahe geschlagen wegen eines Taschentuches, das ganz so aussah, wie das, das Sie der Dame in der Rue de Vaugirard zeigten, und das auch – ich möchte darauf schwören – das gleiche Monogramm trug und das gleiche Wappen.« – »Herr, glauben Sie mir«, rief die Frau, »Sie belästigen mich entsetzlich mit diesen Fragen!« – »Aber, Frau Bonacieux, Sie sind eine so kluge Dame! Bedenken Sie, wenn Sie mit diesem Taschentuch festgenommen würden und wenn es bei Ihnen gefunden würde, in welche Gefahren gerieten Sie dann?« – »Wieso? Sind die Anfangsbuchstaben des Namens nicht die gleichen wie bei mir: K. B., Konstance Bonacieux?« – »Oder Kamilla de Bois-Tracy!« – »Still, Herr! Noch einmal sage ich Ihnen: Still! Ach, wenn die Gefahren Sie nicht abhalten, denen ich mich aussetze, dann denken Sie an die,

die Ihnen selbst drohen!« – »Mir?« – »Ja, Ihnen! Zu meinen Bekannten gehören, bringt Gefahr für Freiheit und Leben!« – »Dann verlasse ich Sie mit keinem Fuß mehr.« – »Mein Herr«, rief die junge Frau, indem sie wie bittend die Hände faltete, »im Namen des Himmels, bei Ihrer Ehre als Soldat, bei Ihrer Gesinnung als Edelmann fordere ich von Ihnen, sich zu entfernen! Es schlägt Mitternacht, und zu dieser Stunde werde ich erwartet.« – »Madame!« rief d'Artagnan, sich verneigend. »Bitten in solchem Ton kann ich nichts verweigern! Beruhigen Sie sich, ich gehe!« – »Aber Sie schleichen nicht hinter mir her?« – »Ich begebe mich auf der Stelle nach Hause!« – »Oh, ich wußte ja, Sie sind ein edler junger Mann!« rief Madame Bonacieux, ihm die Hand reichend, während sie mit der andern den Klopfer einer in die Mauer geschlagenen kleinen Pforte in Bewegung setzte.

D'Artagnan ergriff die Hand, die Ihm gereicht wurde, und bedeckte sie mit Küssen. »Ha, hätte ich Sie doch nie gesehen!« rief er mit jener treuherzigen Derbheit, die Frauen oft lieber hören als die gedrechselten Liebesphrasen, weil sie den eigentlichen Herzensgrund offenbart und dartut, daß Gefühl den Verstand mit fortreißt. – »Nun«, erwiderte die Frau mit fast schmeichlerischem Ton, d'Artagnans Hand, die noch die ihrige gepreßt hielt, lebhaft drückend, »soweit wie Sie, will ich nicht gehen, denn was uns heute nicht beschert ist, kann uns in Zukunft beschieden sein; und wer weiß, ob ich nicht eines Tages, wenn ich wieder meine freie Herrin bin, Ihre Neugierde befriedige!« – »Gilt das gleiche Versprechen meiner Liebe?« fragte d'Artagnan, auf dem Gipfel der Wonne. – »Lassen wir es vorläufig bei der Dankbarkeit, mein Lieber, und seien Sie so klug, zu gehen, ich beschwöre Sie!« erwiderte die Frau. »Es hat schon zwölf geschlagen, und ich werde um zwölf erwartet.« – »Seit fünf Minuten!« rief er. – »Allerdings seit fünf Minuten«, sagte Frau Bonacieux; »unter Umständen sind fünf Minuten fünf Jahrhunderte.« – »Am meisten«, sagte er, »wenn man liebt.« –

»Wer sagt Ihnen, daß ich Liebeshändel habe?« – »Es erwartet Sie doch ein Mann!« rief d'Artagnan. – »Soll der Streit von neuem beginnen?« fragte Frau Bonacieux mit schelmischem Lächeln, dem ein Schatten von Ungeduld beigemischt war. – »Nein, nein, ich gehe schon, ich laufe, glaube Ihnen, will mich nicht um das Verdienst meiner Ergebenheit bringen, und sollte sie auch eine Dummheit sein! Leben Sie wohl, Frau Bonacieux, leben Sie wohl!« – Und als hätte er sich nicht stark genug gefühlt, sich von der Hand, die ihn hielt, anders als gewaltsam zu trennen, schleuderte er sie von sich und rannte hinweg, während Frau Bonacieux, wie vordem an den Fensterladen, dreimal hintereinander klopfte. An der Straßenecke machte er kehrt: die Tür war geöffnet und wieder geschlossen worden, die hübsche Krämersfrau aber verschwunden.

D'Artagnan setzte seinen Weg fort; er hatte sein Wort gegeben, der Frau nicht nachzuspionieren, und wäre sein Leben abhängig gewesen von dem Ort, wohin sie sich jetzt begab, oder von der Person, die hinfort ihre Begleitung bilden sollte, so wäre er nach Hause gegangen, eben weil er es versprochen hatte. In knapp fünf Minuten befand er sich in der Rue des Fossoyeurs.

»Der arme Athos«, dachte er, »wird gar nicht wissen, was das alles heißen soll. Es mag ihm wohl zu langweilig geworden sein, auf mich zu warten; vielleicht ist er eingenickt oder nach Hause gegangen und hat dort schon gehört, daß eine Dame da gewesen ist, bei ihm! Bei Athos! Übrigens«, sinnierte er weiter, als er die Treppe zu seiner Stube hinaufstieg, »ist ja bei Aramis auch eine gewesen. Die Geschichte nimmt wirklich eine schnurrige Wendung, und ich bin gespannt, wie sie noch ausgehen wird.«

»Schlimm, Herr, schlimm«, antwortet ihm, denn er hatte die letzten Worte laut vor sich hingesprochen, eine Stimme, in der er diejenige Planchets erkannte, »glauben Sie mir, sehr schlimm!«

»Schlimm? Was soll das heißen, Tolpatsch?« fragte d'Artagnan; »ist denn etwas vorgefallen?« – »Oh, allerhand

Schlimmes!« antwortete Planchet. »Erstlich einmal ist Herr Athos verhaftet worden.« – »Verhaftet? Athos? Und warum?« – »In Ihrer Wohnung ist er verhaftet worden, weil man gemeint hat, Sie seien es!«

»Und von wem ist er arretiert worden?« – »Von der Wache, die die Schwarzkittel suchen wollte, die Sie hinausgefenstert haben.« – »Warum hat er nicht gesagt, wer er ist? Warum nicht gesagt, daß er mit der Sache nichts zu tun habe?« – »Das hat er schön bleibenlassen; er ist im Gegenteil zu mir herangetreten und hat zu mir gesagt: *Dein Herr braucht im Augenblick seine Freiheit, aber ich nicht, denn er weiß alles, und ich gar nichts. So wird man meinen, man habe ihn, und er gewinnt Zeit. Übermorgen werde ich mich bei den hohen Herrschaften vorstellen, und dann wird man mich laufen lassen müssen.«*

»Bravo, bravo, Athos! Daran erkenne ich dein edles Herz!« rief d'Artagnan. »Und was haben die Häscher getan?« – »Vier Mann haben ihn abgeführt, ich weiß nicht, ob in die Bastille oder nach dem Fort l'Eveque; zwei sind bei den Schwarzkitteln geblieben, die alles durchgestöbert und alles Papierzeug mitgenommen haben. Die letzten beiden haben solange draußen Posten gestanden und sind erst abgezogen, als alles vorbei und das Haus leer war.« – »Und Porthos und Aramis?« – »Die hatte ich nicht getroffen; sie sind nicht hergekommen.« – »Aber sie können jeden Augenblick kommen, denn du hast doch bei ihnen hinterlassen, daß ich auf sie gewartet habe?« – »Jawohl, Herr.« – »Nun, rühre dich nicht aus dem Hause! Sollten sie kommen, so sage ihnen, was mir passiert ist, und daß sie im Keller zum Kienapfel auf mich warten sollen. Hier wäre es zu gefährlich, denn das Haus kann überwacht werden. Ich laufe zu Herrn von Tréville, um ihn über alles Vorgefallene zu unterrichten, und komme nachher dorthin.«

»Werde alles bestellen, Herr«, erwiderte Planchet. – »Aber du bleibst auch nachher hier, verstanden? Fürchten wirst du dich wohl nicht?« fragte d'Artagnan, sich noch einmal umdrehend,

um seinem Pagen Mut zu machen. – »Oh, keine Sorge, Herr«, sagte Planchet, »Sie kennen mich noch nicht; habe ich erst einmal Lunte gerochen, dann kommt auch der Mut bei mir!... Und dann, Herr«, rief er, sich stolz blähend, »ich bin Pikarde!« – »Dann verstehen wir uns also!« erklärte d'Artagnan. »Du läßt dich eher umbringen, als daß du von deinem Posten weichst?« – »Jawohl, Herr, und meinerseits soll alles geschehen, was Ihnen meine Treue und Anhänglichkeit beweisen kann.«

D'Artagnan hatte sich zwar schon weidlich müde gelaufen. Er bot aber alle noch vorhandene Kraft auf, um geschwind nach der Rue du Vieux-Colombier zu kommen. Herr von Tréville war aber nicht in seinem Palais, sondern im Louvre, wo seine Kompanie die Wache hatte. Sprechen mußte ihn aber d'Artagnan, denn Kenntnis von dem Vorgefallenen mußte er erhalten, so versuchte d'Artagnan, in den Louvre zu gelangen, in der Hoffnung, daß ihm seine Uniform als Des Essarts-Gardist dies erleichtern werde. Durch die Rue des Petits-Augustins, über den Hafenplatz, gewann er den Pont-Neuf und wollte schon überfahren, als ihn ein rechtzeitiger Griff in die Tasche belehrte, daß er kein Geld habe, um den Fährgroschen zu entrichten. Unmittelbar vor der Rue Gueguenaud sah er zwei Personen, einen Mann und eine Frau, aus der Rue Dauphine biegen, deren Haltung ihm auffiel. Die Frau erinnerte ihn an Frau Bonacieux, und der Mann sah Aramis zum Verwechseln ähnlich. Zudem hatte die Frau jene schwarze Mantille um, deren Form d'Artagnan von dem Fensterladen in der Rue de Vaugirard und von der Haustür in der Rue de la Harpe her noch im Kopf hatte, und der Mann trug die Musketieruniform. Die Frau hatte die Kapuze über den Kopf gezogen, und der Mann hielt sich das Taschentuch vor das Gesicht; beiden mußte also, wie diese Vorsichtsmaßregeln verrieten, viel daran liegen, unerkannt zu bleiben.

Sie schlugen den Weg über die Brücke ein, hatten also den gleichen Weg wie d'Artagnan, der nach dem Louvre unterwegs

war. D'Artagnan ging hinter ihnen her, und nach kaum zwanzig Schritten war er fest überzeugt, Frau Bonacieux und Aramis vor sich zu haben. Im Nu litt er alle Qualen der Eifersucht, denn er wähnte sich doppelt verraten, von dem Freund und von der Frau, die er schon als seine Geliebte betrachtete, und die ihm eben erst feierlich versichert hatte, einen Mann namens Aramis nicht zu kennen, und die er nun an dessen Arm sah! Daß er die niedliche kleine Frau erst seit drei Stunden kannte, und daß sie ihm zu nichts verpflichtet war, als zu ein wenig Dankbarkeit für die Befreiung aus den Händen jener Schwarzkittel, das bedachte er nicht im geringsten. Er hielt sich für beleidigt, verschmäht, verhöhnt, und nahm sich vor, die beiden Personen zur Rede zu stellen.

Sie merkten, daß sie verfolgt wurden, und beschleunigten ihre Schritte. D'Artagnan nahm aber die Beine unter den Arm, überholte sie, drehte sich bei der Samariterkirche, auf die der volle Schein der auf dem Pont-Neuf brennenden Laterne fiel, und stellte die beiden.

»Was wollen Sie, Herr?« fragte der Musketier, einen Schritt zurückweichend, mit einem fremdartigen Akzent, der d'Artagnan keine Sekunde darüber im Zweifel ließ, daß er sich in einem Teil seiner Mutmaßungen geirrt hatte. – »Oho! Also doch nicht Aramis!« rief er. – »Nein, Herr, Aramis ist es nicht, und da ich an Ihrem Ausruf merke, daß Sie sich täuschen, will ich Ihnen verzeihen.« – »Sie mir verzeihen?« rief d'Artagnan. – »Ja doch«, versetzte der Unbekannte, »lassen Sie mich also vorbei, denn Sie haben mit mir nichts zu tun.« – »Ganz richtig, Herr«, antwortete d'Artagnan, »mit Ihnen habe ich nichts zu tun, wohl aber mit der Dame.« – »Mit der Dame?« rief der Unbekannte, »Sie sind doch nicht bekannt mit ihr?« – »Sie irren, Herr, ich kenne die Dame.«

»Aber, mein Herr«, rief da Frau Bonacieux vorwurfsvoll, »Sie hatten mir auf Soldatenparole und Edelmannswort versprochen, mir nicht nachzuschleichen, und ich habe gemeint, mich darauf

verlassen zu dürfen.« – »Und mir, Madame, mir hatten Sie versprochen...« rief d'Artagnan. – »Nehmen Sie meinen Arm, meine Dame«, sagte der Unbekannte, »und lassen Sie uns weitergehen!«

D'Artagnan aber, betäubt, verstört, vernichtet durch alles, was ihm jetzt zustieß, blieb mit gekreuzten Armen vor dem Musketier und Frau Bonacieux stehen. Der Musketier machte zwei Schritte vorwärts und schob d'Artagnan beiseite. D'Artagnan machte einen Schritt rückwärts und zog den Degen. Im selben Augenblick flog die Klinge des andern aus der Scheide. »Um Himmels willen, Mylord«, rief Frau Bonacieux, warf sich zwischen die beiden Männer und packte beide am Handgelenk.

»Mylord?« rief d'Artagnan, von einem jähen Gedanken erleuchtet, »Mylord! Verzeihung, Herr, aber sollten Sie etwa...« – »Der Herzog von Buckingham«, sagte Frau Bonacieux halblaut. »Nun wissen Sie, mit wem Sie zu tun haben, und nun können Sie uns alle ins Verderben stürzen!« – »Mylord, Madame, bitte tausendmal um Verzeihung, aber ich habe die Frau geliebt, Mylord, und war eifersüchtig; Sie wissen, was verliebt sein heißt, Mylord; verzeihen Sie mir, und sagen Sie mir, wie ich mein Leben für Sie wagen kann.« – »Sie sind ein wackerer junger Mann«, erwiderte Buckingham und gab d'Artagnan die Hand, die dieser achtungsvoll an die Lippen drückte. »Die Dienste, die Sie mir anbieten, nehme ich gern an. Folgen Sie mir auf zwanzig Schritte bis zum Louvre, und erwischen Sie jemand, der uns nachschleicht, dann jagen Sie ihm die Klinge durch den Leib!«

D'Artagnan nahm den blanken Degen unter den Arm, ließ Frau Bonacieux und dem Herzog zwanzig Schritte Vorsprung, und ging hinter ihnen her, bereit, den Auftrag des edlen und vornehmen Ministers Karls I. wortgetreu auszuführen. Zum Glück aber für den jugendlichen Paladin bot sich keine Gelegenheit zu solchem Ergebenheitsbeweis, und die junge Frau

erreichte mit dem schönen Musketier unbehelligt den Louvre. D'Artagnan verfügte sich, sobald sie verschwunden waren, in den Weinkeller zum Kienapfel und traf dort Porthos und Aramis, die schon geraume Zeit auf ihn gewartet hatten. Ohne ihnen aber über die verursachte Störung weitere Aufklärung zu geben, sagte er nur, die Affäre, bei der ihm einen Augenblick lang ihr Beistand als notwendig geschienen hätte, sei von ihm allein erledigt worden.

Da von Frau Bonacieux bekannt war, daß sie sich in den Diensten der Königin befand, gelangte sie ohne Schwierigkeit in den Louvre mit dem Herzog, der die Uniform der dort heute auf Wache befindlichen Tréville-Musketiere trug. Zudem stand auch Germain im Interesse der Königin, und hätte je etwas passieren sollen, so wäre Frau Bonacieux angeklagt worden, ihren Liebhaber in den Louvre gebracht zu haben; damit wäre die Affäre erledigt gewesen; sie hätte solche Schuld auf sich genommen; freilich hätte ihr Ruf dadurch gelitten, aber welchen Wert hat denn schließlich in der Welt der Ruf einer Kleinkrämersfrau.

Im inneren Hof gingen sie etwa zwanzig Schritte an einer Mauer entlang. Dann stieß Frau Bonacieux eine kleine Dienstpforte auf, die tagsüber offen stand, nachts aber in der Regel geschlossen wurde. Die Tür ging auf, und sie traten in den stockfinsteren Raum, in den die Tür führte. Frau Bonacieux kannte jedoch in diesem Teil des Louvre, der für die Hofdienerschaft bestimmt war, alle Wege und Schliche. Sie schloß die Türen wieder hinter sich ab, nahm den Herzog bei der Hand, tastete sich ein Stück weiter bis zu einer Rampe, setzte den Fuß auf eine Stufe und stieg dann eine Treppe hinauf. Der Herzog zählte zwei Stockwerke. Dann wandte sie sich rechts, ging einen langen Korridor entlang, dann ein Stockwerk wieder hinunter, machte noch ein paar Schritte, steckte einen Schlüssel in ein Schloß, drückte eine Tür auf und schob den Herzog in ein nur durch eine Nachtlampe erhelltes Gemach. »Bleiben Sie hier, Mylord Herzog! Man wird kommen!« Sodann ging sie zur nämlichen Tür hinaus und verschloß sie hinter sich, so daß der Herzog buchstäblich gefangen war. Nichtsdestoweniger hatte er keinen Augenblick Angst; ein hervorspringender Charakterzug von ihm war seine Vorliebe für Abenteuer und für romantische Händel. Er war tapfer, kühn, unternehmend und wagte sein

Leben hier nicht zum erstenmal. Er hatte wohl in Erfahrung gebracht, daß die vermeintliche Botschaft Anna von Österreichs, auf die hin er nach Paris gekommen, eine Falle war. Statt aber nach England zurückzukehren, mißbrauchte er die Lage und ließ der Königin sagen, daß er nicht eher Frankreich verlassen werde, als bis er sie gesehen habe. Zuerst hatte sich die Königin beharrlich geweigert, diesem Verlangen nachzukommen; dann aber befürchtet, der Herzog möchte sich in seiner Aufregung zu irgendeiner Torheit hinreißen lassen. Schon war sie willens, ihm Audienz zu gewähren und ihn zur sofortigen Abreise aus Frankreich aufzufordern, als Frau Bonacieux, der sie den Auftrag erteilte, den Herzog in den Louvre zu geleiten, festgenommen wurde. Zwei Tage lang wußte kein Mensch im Louvre, was mit ihr geschehen war, und alles blieb in der Schwebe. Kaum aber war die kleine Frau wieder in Freiheit und mit de la Porte in Verbindung, so gerieten die Dinge auch wieder in Fluß, und sie unternahm es, den gefährlichen Auftrag zu erfüllen, den sie, wäre sie nicht verhaftet worden, schon drei Tage früher erledigt hätte. Buckingham trat, sobald er allein war, vor einen Spiegel. Die Musketieruniform stand ihm prächtig. Er war Mitte Dreißig und galt mit Recht für den stattlichsten Edelmann Frankreichs und Englands. Als Günstling zweier Könige, im Besitz eines ungeheuren Vermögens, allmächtig in einem Reich, das er, je nach seiner Laune, bald in Ruhe hielt, bald in Unruhe stürzte, hatte George Villiers, Herzog von Buckingham, eine jener fabelhaften Laufbahnen eingeschlagen, die noch nach Jahrhunderten Staunen und Bewunderung der Nachwelt erregen.

So pflegte er, seiner selbst sicher und fest überzeugt von der Macht, über die er gebot, frei von jedem Zweifel, daß die Gesetze, die für die übrige Menschheit gelten, ihn je erreichen könnten, direkt auf das Ziel loszugehen. Auf diese Weise war es ihm geglückt, sich mehrmals der schönen stolzen Anna von Österreich zu nähern und durch die Gewalt seiner blendenden

Eigenschaften sich bei ihr in Gunst zu setzen.

George Villiers stellte sich also vor den Spiegel, brachte sein schönes, blondes Haar wieder in die durch die Last des Hutes zerstörte Wellenform, zwirbelte den Schnurrbart und lächelte, freudigen Herzens, glücklich, dem lange heißersehnten Augenblick nahe zu sein. In diesem Augenblick ging eine in der Tapete verborgene Tür auf, und eine Frau erschien. Buckingham sah diese Erscheinung im Spiegel. Er stieß einen Schrei aus. Es war die Königin.

Anna von Österreich war sechs- oder siebenundzwanzig, stand also im vollen Glanz ihrer Schönheit. Ihre Haltung war die einer Königin oder Göttin; ihre Augen, die wie Smaragde funkelten, waren von erhabener Schönheit und zugleich voll Milde und Majestät. Ihr Mund war klein und von tiefem Rot und, obgleich die Unterlippe, wie bei jedem Sproß des Hauses Österreich, leicht über die Oberlippe vortrat, war der Mund doch äußerst graziös im Lächeln, aber ebenso tief geringschätzig im Groll. Ihr Haar, blond in der Jugend, jetzt kastanienbraun, bildete einen wundervollen Rahmen zu ihrem herrlichen Antlitz, dem der strengste Richter vielleicht nur einen Schatten weniger Rot und der anspruchvollste Bildhauer nur eine schärfere Kontur der Nase hätten wünschen können.

Buckingham stand einen Augenblick wie geblendet da. Nie war ihm Anna von Österreich so schön erschienen, auf keinem Ball, keiner Festlichkeit, keinem Turnier, wie jetzt in der schlichten, weißen Seidenrobe und in Begleitung der Donna Estefania, der einzigen ihrer spanischen Damen, die der Eifersucht des Königs und den Nachstellungen des Kardinals standgehalten hatte.

Anna von Österreich trat zwei Schritte vor. Buckingham warf sich auf die Knie und küßte, ehe die Königin es zu hindern vermochte, den Saum ihres Gewandes.

»Herzog«, sprach sie, »Sie wissen schon, daß nicht ich Ihnen

habe schreiben lassen.« – »O ja, Madame, ja, Majestät!« rief der Herzog, »ich weiß, daß ich ein Narr war, hirnverbrannt genug, um zu glauben, der Schnee würde sich beleben, der Marmor sich erwärmen. Aber wer liebt, glaubt leicht an Liebe; zudem habe ich auf dieser Reise doch nicht alles verloren, denn ich sehe Sie ja!« – »Ja«, antwortete Anna, »aber Sie wissen, warum ich Sie sehe und wie ich Sie sehe: weil Sie, unempfindlich gegen mein Herzeleid, eigensinnig darauf beharren, aus einer Stadt nicht zu weichen, wo Sie durch Ihr Bleiben Lebensgefahr laufen und meine Ehre gefährden. Sie sehen mich nur, weil ich Ihnen sagen will, daß uns alles trennt, die Tiefen des Meeres, die Feindschaft zwischen zwei Königreichen, die Heiligkeit geschworener Eide. Wider so viele Dinge zu kämpfen, Mylord, ist sündhafter Frevel! Sie sehen mich endlich, weil ich Ihnen sagen will, daß wir uns nicht wiedersehen dürfen.«

»Sprechen Sie, Madame, sprechen Sie, Königin!« rief Buckingham begeistert. »Die Milde Ihrer Stimme deckt die Härte Ihrer Worte. Sie sprechen von sündigem Frevel? Aber Frevel ist es, Herzen zu scheiden, die Gott füreinander bestimmt hat.« – »Mylord«, rief die Königin, »Sie vergessen, daß ich Ihnen niemals gesagt habe, daß ich Sie liebe.« – »Aber Sie haben mir auch niemals gesagt, daß Sie mich nicht lieben, und mir etwas derartiges zu sagen, Madame, wäre auch schreiende Undankbarkeit, denn sagen Sie mir, wo finden Sie eine Liebe, die der meinen gleicht? Eine Liebe, die weder Zeit, noch Abwesenheit, noch Verzweiflung ersticken können? Eine Liebe, die sich an einem verirrten Stück Band, einem verlorenen Blick, einem entfallenen Wort genügen faßt? Vor drei Jahren, Madame, sah ich Sie zum erstenmal, und seit drei Jahren liebe ich Sie!«

»Welche Torheit!« murmelte Anna von Österreich, die nicht den Mut fand, dem Herzog darum zu grollen, weil er ihr Bild solange im Herzen getragen hatte, »welche Torheit, eine unnütze Leidenschaft mit solchen Erinnerungen zu nähren!« –

»Und womit soll ich mein Leben fristen?« rief er; »was habe ich denn, als Erinnerungen? Erinnerungen sind mein Glück, mein Schatz, meine Hoffnung! Jedesmal, wenn mir Ihr süßer Anblick zuteil wird, schließe ich einen Diamanten mehr in meinen Herzensschrein. Heute ist's der vierte; denn in drei Jahren, Madame, habe ich Sie nur viermal gesehen: zum erstenmal wie ich eben schilderte; zum zweitenmal bei Madame de Chevreuse; zum drittenmal in den Gärten von Amiens.«

»Herzog!« rief die Königin, errötend, »kein Wort mehr von jenem Abend!« – »Oh, im Gegenteil, Madame, lassen Sie uns davon plaudern, denn dieser Abend ist der glücklichste, herrlichste meines Lebens! Gedenken Sie noch der schönen Nacht? Wie süß war die Luft, wie balsamisch, wie blau der Himmel und mit Sternen besät. Oh, Madame, an diesem Abend durfte ich einen Augenblick allein sein mit Ihnen! An diesem Abend offenbarten Sie mir die Einsamkeit Ihres Lebens, die Kümmernisse Ihres Herzens. Auf meinen Arm, auf den hier – ich weiß es noch genau –, stützten Sie sich; Ihr herrliches Haar streifte mein Gesicht, und jedesmal durchschauerte es mich... Oh, Königin, Königin! Sie wissen nicht, welche Himmelsseligkeit ein solcher Augenblick in sich schließt! Alles, alles gäbe ich hin, meine Güter, mein Vermögen, meinen Ruhm für noch einen solchen Augenblick, noch eine solche Nacht! Denn in jener Nacht, Madame, in jener Nacht liebten Sie mich, das schwöre ich Ihnen! Ja, Königin! Das schwöre ich!«

»Mylord, es kann wohl sein, daß der Einfluß des Ortes, der Liebreiz jener schönen Nacht, die bezaubernde Macht Ihres Blickes, kurz, tausenderlei Umstände, die sich zuweilen vereinen, um eine Frau zu verderben, an jenem verhängnisvollen Abend sich auch um mich geschart haben. Aber Sie haben gesehen, Mylord, daß die Königin dem schwach werdenden Weibe zu Hilfe kam, denn bei dem ersten Wort, das Sie auszusprechen wagten, bei der ersten Kühnheit, auf die ich antworten mußte, habe ich gerufen!«

»O ja, das ist wahr, und eine andere Empfindung, als ich sie im Herzen trage, wäre solcher Prüfung erlegen; aber in meinem Herzen flammte die Liebe nur um so heller auf! In meinem Herzen wurde sie seitdem zur ewigen Flamme! Sie glaubten, vor mir zu fliehen, indem Sie nach Paris zurückkehrten; Sie glaubten, ich würde nicht wagen, den Schatz, über den mich mein Herr als Hüter gesetzt, im Stich zu lassen. Ha! Was gelten mir alle Schätze der Welt und alle Könige der Erde! Acht Tage später war ich wieder zurück. Diesmal hatten Sie nichts übrig für mich, Madame. Und doch hatte ich fürstliche Gunst und mein Leben aufs Spiel gesetzt, um Sie noch einmal zu sehen; nicht einmal Ihre Hand habe ich berührt, und dennoch haben Sie mir, als Sie mich so untertänig und reuevoll sahen, verziehen.«

»Ja, aber die Verleumdung hat sich all dieser Torheiten bemächtigt. Der König, vom Kardinal aufgehetzt, hat eine schreckliche Szene gemacht, hat Madame de Vernet stehenden Fußes fortgejagt, Putange ins Exil geschickt. Madame de Chevreuse ist in Ungnade gefallen, und als Sie als Gesandter nach Paris kommen sollten, hat der König sich, wie Sie wohl nicht vergessen haben, energisch widersetzt.«

»Ja, und Frankreich wird die Weigerung seines Königs mit einem Krieg bezahlen. Kann ich Sie nicht mehr sehen, Madame, nun, dann sollen Sie täglich von mir hören. Zu welchem Zweck wird diese Expedition von Ré geplant? Wozu das Bündnis mit den la Rocheller Protestanten? Bloß damit ich den Genuß habe, Sie zu sehen! Daß ich mit bewaffneter Hand bis Paris vordringen werde, wage ich nicht zu hoffen; aber auf den Krieg muß ein Friede folgen, der Friede wird einen Vermittler bedingen, und dieser Vermittler werde ich sein. Dann wird man mich nicht mehr abzulehnen wagen, ich werde Sie wiedersehen und einen Augenblick in Wonne schwelgen. Tausende werden allerdings meine Wonne mit ihrem Leben bezahlen; aber was frage ich danach! Das mag alles töricht, vielleicht sogar sinnlos sein, aber sagen Sie mir, welche Frau hat einen verliebteren

Liebhaber und welche Königin einen feurigeren Diener?«

»Mylord, Mylord! Sie berufen sich auf Dinge, die das Anklagematerial gegen Sie nur mehren.« – »Weil Sie mich nicht lieben, Madame. Aber wäre es anders, wie vermöchte ich solches Glück zu tragen? Ich müßte ja von Sinnen kommen... Frau von Chevreuse, oh, die war nicht so grausam wie Sie! Holland liebte sie, und sie hat seine Liebe erwidert.« – »Sie war nicht Königin!« murmelte Anna von Österreich, wider Willen durch den Ausdruck einer so tiefen Liebe besiegt. – »Also würden Sie mich lieben, wenn Sie es nicht wären, Madame? Bloß die Würde Ihres Ranges macht Sie grausam gegen mich? Der arme Buckingham hätte hoffen dürfen, wären Sie Frau von Chevreuse gewesen? Darf ich das glauben? Kann ich das glauben? Oh, schöne Majestät, tausend Dank für diese süßen Worte, tausend, tausend Dank!«

»Ach, Mylord, Sie haben mich falsch verstanden, der Sinn meiner Worte war nicht...« – »Still, still!« rief der Herzog, »bin ich über einen Irrtum glücklich, dann seien Sie nicht so grausam, ihn mir zu rauben! Sie haben ja selbst gesagt, daß man mich in eine Falle gelockt habe; nun, vielleicht lasse ich mein Leben dabei; Todesahnungen beschleichen mich seltsamerweise jetzt öfter.« – Um seine Lippen spielte dabei ein trauriges und zugleich anmutiges Lächeln. – »O Gott, o Gott!« rief Anna von Österreich mit einem Ausdruck von Schrecken, der eine weit regere Teilnahme an dem Schicksal des Herzogs verriet, als sie eingestehen wollte.

»Ich sage dies ja nicht, um Sie zu erschrecken, Madame«, sagte Buckingham. »Nein, es ist wohl gar lächerlich. Nein, glauben Sie, daß ich mich mit solchen Träumen befasse. Aber dies Wort, das Sie eben gesprochen, diese Hoffnung, die Sie in mir wachgerufen haben, ist alles, alles wert, auch mein Leben, falls ich es lassen sollte.« – »Nun denn«, sagte Anna von Österreich, »auch ich, Herzog, habe Ahnungen, habe Träume. Ich habe geträumt, Sie lägen in Ihrem Blut, verwundet, auf der

Erde.«

»In der linken Seite verwundet, nicht wahr, mit einem Messer?« fiel Buckingham ihr ins Wort. – »Jawohl, ganz recht, Mylord, ganz recht; doch wer konnte Ihnen sagen, daß ich solchen Traum hatte? Ich habe ihn nur Gott anvertraut, noch dazu nur in meinen Gebeten.« – »Mehr begehre ich nicht, Madame! Sie lieben mich, ja, Sie lieben mich! Diese Gewißheit habe ich nun.«

»Ich? Ich Sie lieben?« rief die Königin erschrocken.

»Ja, Sie! Würde Ihnen Gott sonst die gleichen Träume schicken wie mir? Würden uns sonst die gleichen Ahnungen beschleichen? Sie lieben mich, o Königin, und werden mich beweinen!«

»O mein Gott! Mein Gott!« rief Anna von Osterreich, »das ist mehr, als ich tragen kann! Herzog, im Namen des Himmels, gehen Sie, gehen Sie! Ich weiß nicht, ob ich Sie liebe, oder ob ich Sie nicht liebe, aber daß ich nicht eidbrüchig werde, das weiß ich. Haben Sie Mitleid mit mir und verlassen Sie Frankreich! Wenn Sie hier verwundet würden, wenn Sie hier sterben sollten, wenn ich annehmen müßte, Ihre Liebe zu mir sei die Ursache Ihres Todes, so fände ich nimmermehr Trost, ich würde den Verstand darüber verlieren! Darum reisen Sie, Herzog, reisen Sie ab! Ich bitte Sie von Herzen darum!«

»Oh, wie schön sind Sie! Oh, wie liebe ich Sie!« rief Buckingham. – »Reisen Sie, reisen Sie, bitte, bitte, und kehren Sie später wieder, als Gesandter, als Minister, umgeben von Wachen, die Sie verteidigen, von Dienern, die Sie behüten. Dann werde ich nicht mehr um Ihr Leben zittern müssen, dann werde ich glücklich sein dürfen über unser Wiedersehen.«

»Ist es wirklich wahr, was Sie mir jetzt sagen?«

»Ja.« – »Nun, dann bitte ich Sie um ein Pfand Ihrer Huld, um einen Gegenstand, der von Ihnen herrührt, der mich erinnern kann, daß ich nicht bloß geträumt habe; um etwas, das Sie

getragen haben und das ich hinfort tragen kann, um einen Ring, ein Halsband oder eine Kette!« – »Und wenn ich Ihren Wunsch erfülle, werden Sie dann abreisen, werden Sie dann Frankreich verlassen?« – »Ja.« – »Und nach England zurückkehren?« – »Ich schwöre es.«

»So warten Sie! Warten Sie!«

Sie kehrte in ihre Gemächer zurück, um alsbald mit einem kleinen Kästchen aus Rosenholz, das ihren Namenszug in Gold trug, zurückzukehren... »Da, Mylord-Herzog, da! Behalten Sie es als Andenken von mir!« – Buckingham nahm das Kästchen aus ihrer Hand und sank zum andern Mal vor ihr auf die Knie. – »Sie haben mir versprochen, abzureisen«, mahnte die Königin. – »Und ich halte mein Wort. Ihre Hand, Ihre Hand, Madame, und ich gehe.«

Anna von Österreich schloß die Augen und reichte ihm die Hand, mit der andern sich auf Estefania stützend, denn sie fühlte, daß die Kräfte sie zu verlassen drohten. Mit Leidenschaft preßte Buckingham die Lippen auf diese schöne Hand, dann erhob er sich und sagte: »Noch ehe ein halbes Jahr vergeht, werde ich, sofern ich nicht sterbe, Sie wiedergesehen haben, Madame, und müßte ich die ganze Welt deshalb auf den Kopf stellen!« Dann stürzte er, getreu dem gegebenen Versprechen, aus dem Gemach.

Im Korridor traf er Frau Bonacieux, die auf ihn wartete und ihn, mit den gleichen Vorsichtsmaßregeln und mit dem gleichen Glück aus dem Louvre führte.

Herr Bonacieux

Bei all diesen Vorgängen hatte man sich, dem Anschein nach, trotz seiner höchst mißlichen Lage, herzlich wenig um Herrn Bonacieux gekümmert, den ehrsamen Märtyrer politischer und galanter Verwicklungen, die in jener ritterlichen und lebensfrohen Zeit an der Tagesordnung waren.

Die Schergen, die ihn festgenommen hatten, führten ihn nach der Bastille, wo er an einem Zug Soldaten vorbei, die ihre Musketen luden, in eine halb unter der Erde gelegene Halle geführt wurde. Da die Wärter alsbald merkten, daß er kein Herr vom Adel war, hielten sie es nicht für notwendig, viel Umstände mit ihm zu machen, sondern ließen ihr Mütchen an ihm aus und mißhandelten ihn aufs gröblichste. Nach Verlauf einer halben Stunde wurde er ins Verhörzimmer geführt, wieder an Soldaten vorbei, über einen schmutzigen Hof, einen verräucherten Gang entlang, dann ein paar Stiegen hinauf. Hier riß der Wärter eine niedrige Tür auf und stieß den armen Bonacieux, der am ganzen Leibe zitterte, in eine niedrige Stube, worin außer einem Tisch und einem Stuhl nur eine schmale Bank stand. Auf dem Stuhl saß ein Schreiber, der auf dem Tisch in verschiedenen Papieren blätterte. Der Wärter führte seinen Gefangenen bis zu dem Tisch und entfernte sich dann auf einen Wink des Schreibers.

Der Beamte sah auf und maß Herrn Bonacieux vom Kopf bis zu den Füßen. Er war ein Mensch von widerlichem Aussehen, mit spitzer Nase, gelben, hervorstechenden Backenknochen, kleinen, lebhaften Augen, langem Hals, auf dem ein Kopf sich wiegte, der halb Marder-, halb Fuchskopf war und, im Zusammenhang mit dem schwarzen Rock und der schwarzen Halsbinde betrachtet, den Eindruck eines aus dem Panzer herausragenden Schildkrötenkopfes machte.

Der Schreiber fragte Herrn Bonacieux nach Namen, Vornamen, Alter, Stand und Wohnung. Die Antwort lautete:

Bonacieux, Jacques Michel, 51 Jahre, Kolonialwarenhändler, Rue des Fossoyeurs Nr. 11. Nun erging sich der Schreiber, statt den armen Wicht zu verhören, in einer langen Auseinandersetzung darüber, welche Gefahr ein Kleinbürger laufe, wenn er sich in öffentliche Angelegenheiten mische. Er knüpfte daran eine Schilderung der Machtstellung des Kardinals, jenes unvergleichlichen Ministers, in dessen Arbeit sich der König selbst nicht mischte, und dem kein Mensch ungestraft in den Weg träte. Hierauf heftete er seinen Späherblick auf Bonacieux und hieß ihn den Ernst seiner Lage in Erwägung ziehen.

Der Krämer hatte nicht viel zu erwägen: er verwünschte den Augenblick, in dem es Herrn de la Porte eingefallen war, ihn mit seinem Patenkind zu verheiraten, und vor allem jenen andern Augenblick, in dem dieses Patenkind in den Dienst der Königin getreten war. Der Grundzug von Bonacieux' Charakter war maßlose Selbstsucht, vermischt mit schmutzigem Geiz und einer ans Lächerliche streifenden Feigheit. Die Neigung, die ihm seine junge Frau eingeflößt hatte, war bei ihm eine Empfindung untergeordneten Ranges. Er überlegte jedoch das eben Gehörte, und nach einer kurzen Weile bemerkte er kalt: »Aber, Herr Kommissar, ich schätze ganz gewiß das Glück meines Vaterlandes, von einer so weisen und unvergleichlichen Eminenz regiert zu werden, mehr als irgendwer in Frankreich.« – »Wahrhaftig?« fragte der Schreiber mit dem Ausdruck starken Zweifels; »aber wie kommt es dann, daß wir Sie hier sehen?« – »Wieso, oder vielmehr warum ich hier bin«, versetzte Herr Bonacieux, »vermag ich Ihnen nicht zu sagen; bestimmt aber nicht darum, weil ich dem Herrn Kardinal irgendwie zu nahe getreten wäre, denn davon müßte ich doch auch etwas wissen.« – »Sie stehen aber unter der Anklage des Hochverrats. Also müssen Sie doch etwas auf dem Kerbholz haben?«

»Des Hochverrats?« rief Bonacieux ganz entsetzt. »Aber wie soll ein armer Krämer, der Hugenotten und Spanier verabscheut,

zu Hochverrat kommen? Überlegen Sie doch nur, Herr Kommissar, das ist ja schier unmöglich.« – Der Schreiber betrachtete den Angeklagten mit seinen kleinen Augen, wie wenn er ihm im tiefsten Herzen zu lesen vermöchte, und fragte: »Herr Bonacieux, Sie haben wohl eine Frau?« – »Jawohl, Herr«, versetzte der Krämer, am ganzen Leibe zitternd, denn die Empfindung beschlich ihn, daß sich um diesen Punkt die ganze Geschichte drehte... »Das heißt, ich hatte eine.« – »Sie hatten eine? Wie ist das zu verstehen? Was haben Sie mit ihr gemacht, wenn Sie sie nicht mehr haben?« – »Man hat sie mir entführt, Herr.« – »Entführt? Oho!«

Bonacieux witterte aus diesem Oho, daß sich die Sache noch ärger zu verwickeln drohte. – »Also entführt?« rief der Schreiber wieder. »Und wissen Sie, welcher Mann den Raub begangen hat?« – »Ich glaube ihn zu kennen.« – »Wer ist's?« – »Bitte, Herr Kommissar, ich behaupte ja nichts, sondern vermute nur.«

»Gegen wen haben Sie Verdacht? Sagen Sie es frei heraus!« Herr Bonacieux war in der größten Bedrängnis; sollte er alles sagen oder alles leugnen? Leugnete er alles, so konnte man vielleicht glauben, er wisse zuviel; sagte er alles, so zeigte er den guten Willen; also entschied er sich für das letztere.

»Ich habe Verdacht gegen einen großen, brünetten Mann, der ganz das Aussehen eines vornehmen Herrn hat. Es ist mir ein paarmal, wenn ich auf meine Frau an der Louvrepforte gewartet habe, so vorgekommen, als wenn er uns auflauerte.« – Der Beamte schien unruhig zu werden. – »Sein Name?« fragte er. – »Ja, den weiß ich nicht«, antwortete Bonacieux, »aber erkennen würde ich ihn auf der Stelle, wenn ich ihm begegnen sollte.« – Die Stirn des Beamten legte sich in finstere Falten. »So? Auf der Stelle, sagen Sie, würden Sie ihn erkennen?« – »Das heißt«, versetzte Bonacieux, der merkte, daß er sich verirrt hatte, »das heißt...« – »Sie haben ausgesagt, daß Sie ihn erkennen würden, und das genügt für heute«, sagte der Beamte barsch. »Ehe wir

weitergehen, ist es notwendig, jemand davon in Kenntnis zu setzen, daß Sie den Entführer Ihrer Frau kennen.«

»Aber ich habe Ihnen nicht gesagt, daß ich ihn kenne«, rief Bonacieux voll Verzweiflung. »Ich habe im Gegenteil gesagt...« – »Der Mann ist abzuführen«, befahl der Beamte. – »Wohin?« fragte der Wärter. – »In ein Verlies, das erste beste, wenn es nur fest ist«, antwortete der Beamte mit einer Gleichgültigkeit, die dem armen Bonacieux durch Mark und Bein ging. – »Ach Gott, ach Gott!« klagte er bei sich, »das Unglück schwebt über meinem Haupt. Meine Frau hat am Ende gar irgendein schreckliches Verbrechen begangen, und man hält mich für ihren Mitschuldigen, bestraft mich sicher zusammen mit ihr. Sie wird gesagt haben, daß ich von allem wüßte; man weiß ja, wie schwach die Weiber sind! Nun soll ich in ein Verlies! Ins erste beste! Da haben wir's! Eine Nacht ist bald vorüber, und morgen aufs Rad! An den Galgen! Mein Gott! Mein Gott! Sei barmherzig mit mir!«

Ohne auf sein Gejammer zu hören – an dergleichen mochte man hier ja gewöhnt sein –, nahmen zwei Wärter den armen Bonacieux in Empfang und führten ihn ab, während der Beamte rasch ein paar Zeilen zu Papier brachte und es einem dritten Wärter übergab.

Bonacieux schloß die ganze Nacht kein Auge. Die Zelle war zwar nicht die schlechteste, aber die Unruhe, die ihn folterte, war zu groß. Beim geringsten Geräusch fuhr er zusammen, blieb die ganze Nacht auf seiner Pritsche hocken, und als das erste Tageslicht in seine Zelle fiel, war es ihm, als sei die Morgenröte in Leichenschwarz getaucht. Plötzlich hörte er, daß die Riegel knarrten, und war mit einem jähen Sprung auf den Beinen, glaubte er doch nicht anders, als daß man ihn aufs Schafott schleppen wolle. Als er aber sah, daß derselbe Beamte kam, der ihn gestern verhört hatte, wäre er ihm vor Freude fast um den Hals gefallen, trotzdem er sich nicht allein, sondern in Gesellschaft eines andern befand, der ganz wie sein Adlatus

aussah.

»Ihre Sache hat sich seit gestern abend sehr verwickelt, mein Lieber«, sagte der Kommissar zu ihm. »Ich rate Ihnen in Ihrem eigenen Interesse, die volle Wahrheit zu sagen, denn bloß durch Reue können Sie den Kardinal für sich günstig stimmen.« – »Aber ich will ja gern alles bekennen«, rief Bonacieux, »das heißt, soviel ich weiß; also fragen Sie, bitte!« – »Erstens: Wo ist Ihre Frau?« – »Ich habe Ihnen doch gesagt, daß man sie mir entführt hat.« – »Ja, aber seit gestern nachmittag fünf Uhr ist sie entwischt, und Sie haben ihr dazu verholfen.« – »Meine Frau entwischt?« rief Bonacieux, »ach, die Unglückliche! Aber, auf Ehre und Gewissen, meine Schuld ist das nicht.« – »Was hatten Sie denn an dem Tage solange mit Herrn d'Artagnan, Ihrem Nachbar, zu verhandeln?« – »Ach, Herr Kommissar, das ist freilich wahr, und ich bekenne, daß ich unrecht gehandelt habe; bei Herrn d'Artagnan bin ich gewesen.« – »Welchen Zweck verfolgten Sie mit Ihrem Besuch?« – »Ich bat ihn, mir meine Frau suchen zu helfen. Ich glaubte, mich um sie kümmern zu dürfen, dem Anschein nach habe ich mich hierin geirrt und bitte nur, mir dies nicht anzurechnen.« – »Was hat Ihnen Herr d'Artagnan geantwortet?«

»Er hat mir seine Hilfe versprochen. Ich habe aber bald gemerkt, daß er mich nur an der Nase herumführte.«

»Sie wollen der Justiz mit Ihrer Aussage eine Nase drehen, mein Lieber! Herr d'Artagnan hat einen Pakt mit Ihnen geschlossen und daraufhin die Polizisten, die ihre Frau arretiert hatten, überfallen und verjagt und Ihre Frau irgendwohin in Sicherheit gebracht.« – »Herr d'Artagnan hätte meine Frau entführt? Na, so was! Wie kommen Sie darauf?« – »Glücklicherweise ist Herr d'Artagnan in unsern Händen, und Sie sollen ihm gegenübergestellt werden.« – »Ei, was Besseres könnte mir gar nicht passieren!« rief Bonacieux. »Mir soll es nur lieb sein, ein bekanntes Gesicht zu sehen!«

Der Kommissar wandte sich zu dem an der Tür stehenden

Wärter mit dem Befehl, Herrn d'Artagnan vorzuführen, und Athos erschien. – »Herr d'Artagnan«, fuhr der Kommissar ihn an, »sagen Sie aus, was zwischen Ihnen und dem Herrn hier vorgegangen ist.« – »Aber«, rief Bonacieux, »daß ist ja Herr d'Artagnan gar nicht!«

»Was? Nicht Herr d'Artagnan?« schrie der Kommissar, »nicht Herr d'Artagnan?« – »Ganz und gar nicht!« versetzte Bonacieux. – »Und wer ist's dann?«

»Das kann ich nicht sagen, denn ich kenne ihn nicht«, antwortete Bonacieux. – »Wie? Sie kennen den Mann nicht?« – »Nein.« – »Haben ihn nie gesehen?« – »Doch, aber ich weiß nicht, wie er heißt.«

»Ihr Name?« fuhr der Kommissar den Musketier wieder an.

»Athos!« – »Aber das ist doch gar kein Personenname!« rief der arme Inquisitor, dem der Kopf zu wirbeln anfing, »so heißt ja ein Gebirge!« – »So heiße ich«, erwiderte Athos ruhig. – »Aber Sie haben ausgesagt, Sie hießen d'Artagnan!« – »Ich?« – »Ja, Sie!« – »Das heißt: Mir ist gesagt worden: Sie sind d'Artagnan, und ich habe gefragt: So? Meinen Sie? Darauf hat die Mannschaft geschrien, sie wisse doch, wer ich sei; ich habe ihr nicht widersprechen wollen, zumal ich mich ja verhört haben könnte.« – »Herr! Sie beleidigen die Majestät der Justiz!« rief der Kommissar. – »Nicht, daß ich wüßte«, versetzte Athos kalt. – »Sie sind Herr d'Artagnan!« – »Sie wollen es mir also immer noch einreden?«

»Aber ich sage Ihnen doch, Herr Kommissar«, rief jetzt Bonacieux, »daß hier jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Herr d'Artagnan wohnt in meinem Haus, und wenn er mir auch bis heute noch keinen Heller Miete bezahlt hat, so muß ich ihn doch kennen; ich sollte meinen, darum gerade um so mehr. Herr d'Artagnan ist ein Mensch von neunzehn oder zwanzig Jahren, und der Herr da ist wenigstens dreißig. Herr d'Artagnan dient in der Garde Des Essarts, und der Herr da trägt Musketieruniform!

Sehen Sie doch!«

Da ging die Tür auf, und, von einem Schließer der Bastille geführt, trat ein Bote ein mit einem Brief in der Hand, den er dem Kommissar überreichte... »O die Unglückselige!« rief dieser. – »Wie? Was sagen Sie? Von wem sprechen Sie? Hoffentlich nicht von meiner Frau?« schrie Bonacieux. – »Von wem denn sonst?« versetzte der Beamte. »Na, Ihre Sache macht sich, das muß man sagen.« – »Aber, mein Herr!« rief der Krämer in heller Verzweiflung, »sagen Sie mir doch nur, wie sich, während ich hier im Gefängnis schmachte, meine Angelegenheit durch Dinge verschlimmern kann, die draußen meine Frau treibt.« – »Weil Ihr Tun und Treiben mit einem zwischen ihr und Ihnen geschmiedeten Plan der schlimmsten Art zusammenhängt.« – »Herr Kommissar, ich schwöre Ihnen, daß Sie sich im ärgsten Irrtum befinden, daß ich kein Jota davon weiß, was meine Frau treiben mag, daß ich von allem, was sie angestellt hat, so unwissend bin wie ein neugeborenes Kind, und daß ich alle Torheiten, die sie begeht, rundweg in Abrede stelle, ja verwünsche, verfluche!« – »Mich scheinen Sie jetzt nicht mehr zu brauchen«, sagte Athos zu dem Beamten. »Lassen Sie mich also wieder abtreten; der Herr Bonacieux ist nicht gerade amüsant.« – »Führen Sie die Gefangenen wieder in ihre Zellen!« befahl der Kommissar, »die Haft ist zu verschärfen.« – »Ich verstehe nicht recht«, wandte Athos mit der an ihm gewohnten Ruhe ein, »was ich noch hier soll, wenn Sie es doch mit Herrn d'Artagnan zu tun haben, und nicht mit mir; aus solchem Stellvertreterposten mache ich mir wirklich nicht viel.«

»Wärter, die beiden Personen werden abgeführt, und über den Fall größtes Stillschweigen bewahrt! Sie verstehen mich?«

Athos folgte achselzuckend, während Herr Bonacieux wie ein Kettenhund heulte. Um die neunte Abendstunde hörte er in seinem Verlies draußen auf dem Korridor Schritte. Bald öffnete sich auch seine Pforte, und Soldaten erschienen auf der Schwelle... »Folgt mir!« kommandierte einer von ihnen. –

»Ich?« rief der Krämer, »Ihnen? Zu solcher Zeit? Und wohin?«

»Dorthin, wohin wir Sie bringen sollen.« – »Aber das ist doch keine Antwort!« – »Und doch die einzige, die wir Ihnen geben können.« – »Gerechter Gott!« jammerte der Krämer, »diesmal bin ich geliefert!« Mechanisch und widerstandslos folgte er den Soldaten, denselben Korridor entlang, den er schon einmal passiert hatte, über einen Hof hinweg, dann durch eine andere Wachstube, endlich zu einem Tor hinaus, vor dem ein Wagen hielt, von vier berittenen Soldaten begleitet. Er mußte in den Wagen einsteigen, ein Korporal setzte sich neben ihn, der Verschlag wurde geschlossen, und langsam, wie eine Trauerkutsche, setzte sich das Gefährt in Bewegung. Durch das vergitterte Fenster erblickte der Gefangene Häuser und Straßenpflaster, sonst weiter nichts; aber als echtes Pariser Kind erkannte Bonacieux an den Grenzsteinen, Schildern und Laternen jede Straße, durch die der Wagen fuhr. Als er bei Saint-Paul vorbeikam, dem Ort, wo die zum Tode verurteilten Bastillegefangenen hingerichtet wurden, fühlte er sich einer Ohnmacht nahe und bekreuzigte sich ein paarmal. Er hatte gedacht, der Wagen würde hier halten; aber die Fahrt ging weiter. Als es am Saint-Jean-Friedhof vorbeiging, wo die Hochverräter eingescharrt wurden, schüttelte es ihn wieder am ganzen Leib, und er fand ein bißchen Trost bloß in dem Bewußtsein, daß ihm der Kopf noch auf den Schultern saß, während doch sonst jedem, der hierher geschafft wurde, dieser vorher abgesäbelt wurde. Als er aber sah, daß der Wagen die Richtung zum Grève-Platz nahm, als er die Spitzdächer des Rathauses erkannte und in die Säulenhalle einfuhr, da war es ihm noch einmal zumute, als sei ihm das letzte Brot gebacken. Er wollte seiner Begleitmannschaft ein offenes Bekenntnis ablegen. Als sie ihm aber das Gehör verweigerte, fing er so zu jammern an, daß der Patrouillenführer ihm mit einem Knebel drohte, wenn er sich nicht still verhielte. Das brachte ihn zum Schweigen, gab ihm aber einen Teil seiner Zuversicht wieder,

denn er sagte sich, daß man doch dicht an der Hinrichtungsstelle keinen Knebel nötig hätte, wenn man ihn hängen oder rädern wollte. Diese Ansicht erhielt auch ihre Bestätigung, denn auch am Grève-Platz fuhr der Wagen vorbei, ohne zu halten. Nun war also bloß noch die Croixdu-Trahoir zu fürchten, und dorthin nahm der Wagen jetzt seine Richtung. Diesmal ließ sich nicht mehr zweifeln! Wurden doch hier Personen vom Leben zum Tode gebracht, die den unteren Gesellschaftsschichten angehörten. Bonacieux hatte sich eingebildet, Saint-Pauls oder des Grève-Platzes würdig zu sein, er gehörte ja aber dorthin! Und hier also sollte seine Lebensbahn enden, hier sein Schicksal sich erfüllen? Noch konnte er das unglückselige Kreuz nicht sehen, aber er fühlte halb und halb, wie es sich vor ihm aufrichtete, wie er ihm näher und näher kam. Knapp zwanzig Schritte davon entfernt, hörte er ein dumpfes Lärmen, und der Wagen hielt. Das war mehr, als der arme Bonacieux ertragen konnte, den schon all die einander jagenden Erschütterungen mürbe gemacht hatten. Einen matten Seufzer ausstoßend, der mit dem letzten Atemzug eines Sterbenden verzweifelte Ähnlichkeit hatte, sank er in Ohnmacht.

Der Mann von Meung

Auf dem Platz hatte sich eine dichte Volksmenge angesammelt, nicht, um einen Menschen hängen, sondern um einen, der schon hing, baumeln zu sehen. Der Wagen, in dem Bonacieux saß, fuhr infolge des Gedränges wohl eine Zeitlang langsamer, sah sich auch ein paar Sekunden lang aufgehalten, bog aber alsbald in die Rue Saint-Honoré ein, passierte die Rue des Bons-Enfants und hielt endlich vor einer niedrigen Pforte. Dort wurde Bonacieux von zwei Soldaten aus dem Wagen gehoben und eine Allee entlang gestoßen, eine Treppe hinauf und in ein Vorzimmer hineingeschoben. Alles das war an ihm vorüber gegangen wie ein Traum. Was er sah, sah er wie in einem Nebel; was er hörte, summte ihm in den Ohren, ohne daß er einzelne Töne unterscheiden konnte. Hätte man ihn jetzt aufs Schafott geführt, so hätte er weder die Hand gerührt, um sich zu wehren, noch einen Laut ausgestoßen, um Mitleid zu erwecken.

Die Soldaten hatten ihn auf eine Bank niedergesetzt, und da hockte er eine Weile. Als er mit der Zeit merkte, daß die Bank hübsch weich gepolstert war und sah, daß die Wand mit Korduan tapeziert war, und schöne rote Damastvorhänge über das Fenster niederfielen, wurde es ihm allmählich klar, daß er keine Ursache mehr zu übermäßiger Furcht hatte, und so gewann er allmählich wieder Mut. Erst zog er das eine, dann das andere Bein an sich; dann stützte er sich behutsam auf die Ellbogen, richtete sich langsam in die Höhe und fand endlich Halt auf den Beinen. Im nämlichen Augenblick ging der Türvorhang auseinander. Ein stattlicher Offizier erschien, wechselte noch ein paar Worte mit einer in einem anstoßenden Zimmer sich aufhaltenden Person, drehte sich dann zu dem Gefangenen herum und fragte: »Sie sind Bonacieux?« – »Jawohl, Herr Offizier«, stotterte der Krämer, mehr tot als lebendig, »ganz ergebenst zu dienen.« – »So kommen Sie herein!« erwiderte der Offizier, beiseite tretend, um dem Krämer

den Weg frei zu machen. Dieser gehorchte, ohne ein Wort zu erwidern, und trat in das Zimmer, wo er allem Anschein nach erwartet wurde.

Es war ein großes, geschlossenes Gemach, dessen Wände mit Waffen reich behangen waren. Obgleich der September noch nicht zu Ende war, brannte im Kamin schon Feuer. In der Mitte des Raumes stand ein viereckiger Tisch, mit Büchern und Papieren bedeckt, über die ein ungeheurer Plan der Stadt La Rochelle gebreitet war.

Vor dem Kamin stand ein Mann von mittlerer Größe, mit stolzer, hochmütiger Miene, durchdringenden Augen, breiter Stirn, schmalem, hagerem Gesicht, das durch den von einem Schnurrbart überragten Spitzbart noch merklich verlängert wurde. Der Mann mochte erst 36 bis 37 Jahre alt sein, und doch fing Kopf- und Barthaar schon an grau zu werden. Er trug keinen Degen und hatte doch ganz das Aussehen eines Kriegsmannes. Seine noch mit einer leichten Staubschicht bedeckten rindsledernen Stiefel ließen ahnen, daß er tagsüber geritten war.

Dieser Mann war Armand Jean Duplessis, Kardinal von Richelieu, in der Vollkraft seiner Jahre, ein ritterlicher Held, der ganz Europa in Schach zu halten wußte, zwar schwächlichen Körpers, aber im Besitz einer dämonischen Geistesstärke, die ihn zu einem der außerordentlichsten Menschen machte, die je auf Erden gelebt haben.

Der arme Krämer blieb an der Tür stehen, während der Kardinal die Augen fest auf ihn gerichtet hielt, als wollte er ihm bis auf den Grund seines Herzens sehen... »So? Der dort ist Bonacieux?« – »Jawohl, gnädiger Herr«, antwortete der Offizier. – »Gut! Geben Sie mir die Papiere und lassen Sie uns allein!« Der Offizier nahm die bezeichneten Papiere vom Tisch, überreichte sie mit einem tiefen Bückling dem Mann am Kamin und verließ darauf das Zimmer.

Bonacieux erkannte in den Papieren das in der Bastille aufgenommene Protokoll. Von Zeit zu Zeit hob der Mann am Kamin die Augen davon auf und senkte sie, zwei Dolchen gleich, tief in das Herz des armen Krämers. Nachdem er gelesen und zwei Sekunden geprüft hatte, war der Kardinal auf dem laufenden. Er murmelte: »Ein Kopf wie der da hat niemals konspiriert. Aber immerhin wollen wir mal sehen«, und sagte dann langsam, Wort für Wort betonend: »Sie sind des Hochverrats angeklagt!« – »Das ist mir schon bekanntgegeben worden, gnädiger Herr«, rief Bonacieux, den Mann mit dem Titel anredend, den er aus dem Mund des Offiziers vernommen hatte. »Aber ich schwöre Ihnen, daß ich davon kein Jota gewußt habe.«

Der Kardinal unterdrückte ein Lächeln... »Sie haben mit Ihrer Frau, mit Frau von Chevreuse und dem Mylord Herzog von Buckingham konspiriert?« – »Alle diese Namen, gnädiger Herr«, versetzte der Krämer, »habe ich von ihr allerdings gehört.« – »Bei welcher Gelegenheit?« – »Meine Frau sagte, der Kardinal von Richelieu habe den Herzog von Buckingham nach Paris gelockt, um ihn und mit ihm die Königin zu verderben.« – »Das sagte sie?« rief der Kardinal zornig. – »Jawohl, gnädiger Herr, das hat sie gesagt. Aber ich habe ihr gesagt, es wäre sehr unrecht von ihr, sich mit so etwas zu befassen, und Seine Eminenz wäre gar nicht imstande...«

»Schweigen Sie! Sie sind ein Schafskopf!« rief unwillig der Kardinal. – »Ganz dasselbe hat mir meine Frau auch gesagt, gnädiger Herr.« – »Wissen Sie, wer Ihre Frau entführt hat?« – »Nein, gnädiger Herr.« – »Aber Verdacht haben Sie?« – »Jawohl, gnädiger Herr; aber dieser Verdacht schien dem Herrn Kommissar nicht recht zu sein, und ich befasse mich deshalb nicht mehr damit.« – »Ihre Frau ist entwischt; das wußten Sie?« – »Nein, gnädiger Herr, ich habe es erst im Gefängnis erfahren, und wiederum erst durch den Herrn Kommissar, einen sehr liebenswürdigen Mann.«

Der Kardinal unterdrückte ein zweites Lächeln. »Sie wissen also nicht, was aus Ihrer Frau geworden?« – »Absolut nicht, gnädiger Herr. Aber sie muß in den Louvre zurückgekehrt sein.« – »Um ein Uhr früh war sie noch nicht wieder da.« – »Herrgott! Was ist dann aus ihr geworden?« – »Ruhig! Man wird's erfahren; dem Kardinal verbirgt man nichts; der Kardinal weiß alles.«

»Glauben Sie, gnädiger Herr, daß in diesem Fall der Kardinal mir sagen lassen wird, was aus meiner Frau geworden ist?« – »Vielleicht; aber zuvor müssen Sie alles bekennen, was Sie von den Beziehungen Ihrer Frau zu Madame von Chevreuse etwa wissen.« – »Aber, gnädiger Herr, davon weiß ich gar nichts; ich habe die Dame niemals gesehen.«

»Ist Ihre Frau, wenn Sie sie aus dem Louvre abholten, immer gleich mit Ihnen nach Hause gegangen?«

»Fast nie; ich habe sie in der Regel zu Leinwandhändlern geführt, mit denen sie zu tun hatte.« – »Und wieviel Leinwandhändler waren das?« – »Zwei, gnädiger Herr.« – »Wo wohnen sie?« – »Einer in der Rue de Vaugirard, und einer in der Rue de la Harpe.« – »Sind Sie mit Ihrer Frau bei den Leuten gewesen?« – »Niemals, gnädiger Herr; ich habe immer an der Tür gewartet.« – »Und welchen Vorwand benutzte sie, um allein zu den Leuten zu gehen?« – »Soviel Rücksichten nimmt meine Frau nicht; sie hat mir einfach gesagt, ich solle warten, und da habe ich eben gewartet.« – »Sie sind ein recht lammfrommer Ehemann, mein lieber Herr Bonacieux!« meinte der Kardinal. – »Er nennt mich immer seinen lieben Herrn,« dachte der Krämer, »die Sache scheint sich günstig für mich zu gestalten!« – »Würden Sie die Türen zu den Leuten wiederfinden?« – »Ja.« – »Wissen Sie die Hausnummern?« – »Ja.« – »Welche sind's?« – »Nummer 25 in der Rue de Vaugirard und Nummer 75 in der Rue de la Harpe.« – »Gut, gut«, erwiderte der Kardinal.

Bei diesen Worten griff er nach einer silbernen Klingel und schellte. Der schmucke Offizier trat wieder ein. – »Holen Sie

mir Rochefort her«, sagte er halblaut, »er soll sofort kommen, wenn er wieder zurück ist«. – »Der Graf ist da«, antwortete der Offizier; »er bittet um sofortige Audienz bei Eurer Eminenz.« – »Er soll kommen, sofort,« rief Richelieu lebhaft.

Der Offizier schoß aus dem Zimmer. – »Eminenz?« murmelte Bonacieux, die Augen verdrehend, vor sich hin.

Keine fünf Minuten waren seit dem Verschwinden des Offiziers verstrichen, als die Tür sich zum andern Mal öffnete und eine neue Persönlichkeit eintrat.

»Er ist's!« rief Bonacieux. – »Wer?« fragte der Kardinal. – »Der mir meine Frau entführt hat!«

Der Kardinal klingelte wieder, und der Offizier erschien. »Übergeben Sie den Mann da wieder seiner Wache«, befahl er, »er soll warten, bis ich ihn wieder hereinrufe.« – »Nein, gnädiger Herr, er ist's nicht!« rief Bonacieux, »nein, ich habe mich geirrt; ein andrer ist's, der ganz anders aussieht. Der Herr hier ist ein ehrenwerter Herr!« – »Führen Sie den Schafskopf ab!« befahl der Kardinal. Der Offizier faßte Bonacieux unterm Arm und führte ihn wieder in das Vorzimmer, wo ihn die beiden Wachen in Empfang nahmen. Die neueingetretene Persönlichkeit folgte voll Ungeduld Bonacieux mit den Augen, bis er verschwunden war, und, sobald sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, trat er rasch zum Kardinal und flüsterte: »Sie haben einander gesehen!« – »Wer?« fragte Seine Eminenz. – »Sie und er.« – »Die Königin und der Herzog?«, rief Richelieu. – »Ja.« – »Und wo?« – »Im Louvre.« – »Von wem wissen Sie das?« – »Von Madame de Lannoy, die, wie Sie wissen, Eurer Eminenz treu ergeben ist.« – »Warum hat sie es nicht früher gesagt?« – »Die Königin hat, ob aus Zufall oder aus Mißtrauen, Madame de Surgis in ihrem Schlafzimmer nächtigen lassen und den ganzen Tag bei sich behalten.« – »Gut. Wir sind geschlagen. Versuchen wir unsere Rache zu nehmen.« – »Wie hat sich die Sache abgespielt?« fragte der Kardinal. – »Die Königin war um Mitternacht mit ihren Damen in ihrem Schlafgemach, als ihr von

seiten ihrer Weißzeugbeschließerin ein Taschentuch übergeben wurde. Sie zeigte sogleich große Unruhe und alle Schminke, die sie aufgetragen hatte, konnte nicht verhindern, daß man sie erbleichen sah.« – »Weiter, weiter!« – »Sie stand jedoch auf und sagte mit leicht erregter Stimme: ›Meine Damen, warten Sie, bitte, zehn Minuten auf mich, dann bin ich wieder hier.‹ Darauf hat sie die Alkoventür aufgemacht und ist hinausgegangen.« – »Warum hat Madame de Lannoy Sie nicht auf der Stelle benachrichtigt?« – »Es war doch nichts fest verabredet. Außerdem hatte die Königin ihren Damen zu warten befohlen, und direkten Ungehorsam hat die Lannoy doch nicht gewagt.« – »Und wie lange blieb die Königin?« – »Eine dreiviertel Stunde.« – »Ist keine ihrer Damen in ihrer Begleitung gewesen?« – »Doch, Donna Estefania.« – »Und ist sie dann wieder in ihr Zimmer gegangen?« – »Ja, aber nur um ein Kästchen aus Rosenholz mit ihrem Namenszug zu holen und sogleich wieder hinauszugehen.« – »Und hatte sie das Kästchen, als sie dann wiederkam, noch bei sich?« – »Nein.« – »Wußte die Lannoy, was in dem Kästchen war?« – »Ja, die Diamantknöpfe, die Seine Majestät der Königin geschenkt hat.« – »Meint die Lannoy, sie habe sie Buckingham gegeben?« – »Sie glaubt es ganz bestimmt.« – »Das war es!« – »Im Laufe des Tages hat die Lannoy in ihrer Eigenschaft als Kammerfrau das Kästchen gesucht, hat sich unruhig gestellt, als sie es nicht fand und schließlich die Königin danach gefragt.« – »Und die Königin?« – »Ist blutrot geworden und hat geantwortet, es sei ihr ein Knopf am Abend vorher zerbrochen, weshalb sie das Kästchen zu ihrem Juwelier geschickt habe, um den Schaden wieder auszubessern.«

»Es muß festgestellt werden, ob es sich wirklich so verhält oder nicht.« – »Das ist geschehen.« – »Nun, und der Juwelier?« – »Weiß von nichts, Eminenz.« – »Schön, sehr schön!« rief der Kardinal. »Rochefort, noch ist nicht alles verloren; vielleicht geht alles noch zum besten.« – »Oh, ich zweifle nicht, daß es

dem Genie Eurer Eminenz...« – »... gelingt, das Ungeschick ihres Bevollmächtigten wieder gutzumachen! Nicht wahr?« – »Genau, was ich sagen wollte, als Eure Eminenz mir das Wort abschnitten.«

»Sie wissen jetzt, wo sich die Chevreuse und der Herzog versteckt gehalten haben?« – »Nein, Eminenz, meine Leute haben mir Bestimmtes darüber nicht sagen können.« – »Ich glaube es aber zu wissen. Oder ich vermute es wenigstens. Die eine der beiden Personen ist in der Rue de Vaugirard, die andere in der Rue de la Harpe versteckt gewesen.« – »Wünscht Eure Eminenz, daß ich sie verhaften soll?« – »Es wird zu spät sein.« – »Nun, vergewissern sollte man sich doch!« – »Nehmen Sie zehn Mann meiner Garde mit und lassen Sie beide Häuser scharf durchsuchen.« – »Ich eile, Eminenz!«

Im nächsten Augenblick war Rochefort verschwunden. Der Kardinal überlegte eine Weile und klingelte zum drittenmal; der nämliche Offizier trat wieder ein... »Führen Sie den Gefangenen wieder herein!« befahl der Kardinal. Bonacieux wurde wieder in das Zimmer geschoben, und auf einen Wink zog sich der Offizier zurück.

»Sie haben mich belogen!« sagte der Kardinal streng. – »Ich?« rief der Krämer, »ich, Eure Eminenz?« – »Ihre Frau hat in der Rue de Vaugirard und in der Rue de la Harpe nichts mit Weißzeughändlern zu tun gehabt!« – »Und mit wem sonst, um Gottes willen?« – »Mit der Herzogin von Chevreuse und dem Herzog von Buckingham.«

»Ja«, sagte Bonacieux, indem er sich auf alles zu besinnen suchte, was in den letzten Tagen an ihn herangetreten war, »ja, Eminenz, es ist so! Eminenz haben recht! Ich habe meiner Frau wiederholt gesagt, es sei doch höchst sonderbar, daß in solchen Häusern Leinwandhändler wohnen sollten, in Häusern, die gar keine Ladenschilder hätten, und da hat sich meine Frau immer vor Lachen ausschütten wollen. Ach, Eminenz«, fuhr er fort, sich dem Kardinal zu Füßen werfend, »Sie sind der Kardinal

selbst, der große Kardinal, der geniale Mann, den alle Welt verehrt.«

»Stehen Sie auf, mein Lieber«, erwiderte der Kardinal, im ersten Augenblick – so wenig auch der Triumph, den er über ein so alltägliches Menschenkind wie Bonacieux davontrug, zu sagen hatte – nicht unangenehm berührt, im andern Augenblick aber bereits von einem neuen Einfall beherrscht, und reichte, während ihm ein Lächeln die Lippen kräuselte, dem Krämer die Hand. »Stehen Sie auf, Freund, Sie sind ein braver Mann!«

»Der Kardinal hat meine Hand berührt! Ich habe die Hand des großen Mannes berührt!« rief Bonacieux; »der große Mann hat mich Freund genannt!« – »Ja, mein Freund, ja!« antwortete der Kardinal mit jenem väterlichen Ton, den er zuweilen anzunehmen wußte, der aber nur die Leute täuschte, die ihn nicht kannten. »Und da Sie ungerechterweise verdächtigt worden sind, müssen Sie dafür auch eine Entschädigung bekommen; da, nehmen Sie den Beutel mit hundert Pistolen und tragen Sie mir nicht nach, was Ihnen Übles geschehen ist.«

»Ich Ihnen etwas nachtragen, hochwürdigster Herr?« sagte Bonacieux, indem er, jedenfalls aus Furcht, das angebliche Geschenk mochte bloß ein Scherz sein, sich nicht entschließen konnte, nach dem Beutel zu greifen. »Es stand Ihnen doch das volle Recht zu, mich verhaften zu lassen. Ich und Ihnen etwas nachtragen, hochwürdigster Herr! Aber das ist doch Ihr Ernst nicht, Eminenz?«

»Ach, mein lieber Bonacieux, Sie wollen Großmut walten lassen? Nun, ich erkenne das an und danke Ihnen dafür. Nehmen Sie also den Beutel dort. Ich denke, Sie werden nicht allzu unzufrieden von hier weggehen.« – »Hochwürdigster Herr, ich bin außer mir vor Freude!« – »Also adieu für heute, oder vielmehr, auf Wiedersehen! Denn ich hoffe, daß dies recht bald geschehen möge!« – »Ganz wie es Hochwürden genehm ist; ich stehe vollständig zu Diensten Eurer Eminenz.« – »Nun, es wird, denke ich, recht oft der Fall sein; hat mich doch die

Unterhaltung mit Ihnen recht gefreut.«

Der Kardinal winkte ihm mit der Hand, und Bonacieux verbeugte sich bis zur Erde und verließ rückwärts das Gemach, und als er im Vorzimmer war, hörte der Kardinal, wie Bonacieux in seiner Begeisterung aus vollem Hals schrie: »Es lebe Seine Hochwürden! Es lebe Seine Eminenz! Es lebe der große Kardinal!« – Lächelnd vernahm er diese markante Betätigung einer urwüchsigen Begeisterung, und als die Krämerstimme sich in der Ferne verloren hatte, sagte er vor sich hin: »Nun, das wäre ja einmal ein Mann, der für mich durchs Feuer geht!« – Dann widmete er sich einer genauen Prüfung der Karte von La Rochelle, die über seinen Schreibtisch gebreitet lag, und zog mit dem Bleistift eine Linie, wie der berüchtigte Damm laufen sollte, der anderthalb Jahre später den Hafen der im Belagerungszustand befindlichen Stadt sperrte. Als er so in seine strategischen Betrachtungen vertieft war, öffnete die Tür sich wieder, und Rochefort trat herein.

»Nun?« fragte lebhaft der Kardinal, mit einer Schnelligkeit auffahrend, die so recht das hohe Maß von Wichtigkeit verriet, das der dem Grafen erteilte Auftrag haben mochte. – »Nun!« erwiderte der Graf, »eine junge Frau von 26 bis 28 Jahren und ein Mann von 35 bis 40 Jahren haben allerdings in den von Eminenz genannten Häusern gewohnt; die Frau vier, der Mann fünf Tage; aber die Frau ist heute nacht, der Mann heute morgen abgereist.« – »Das sind sie gewesen!« rief der Kardinal, einen Blick auf die Standuhr heftend. »Um ihnen nachzusetzen, ist es jetzt zu spät, denn die Herzogin ist schon in Tours und der Herzog in Boulogne. In London muß man sie ergattern.« – »Wie lauten die Befehle Eurer Eminenz?« – »Kein Wort soll über das Vorgefallene verlauten! Die Königin soll sich in vollkommener Sicherheit wiegen und nicht das geringste davon merken, daß wir um ihr Geheimnis wissen. Sie soll meinen, wir befaßten uns mit irgendwelcher Intrige oder Verschwörung anderer Art. Schicken Sie mir den Siegelbewahrer Seguier her, verstanden?«

– »Und was haben Eminenz mit diesem Bonacieux angefangen?« – »Was sich mit ihm hat anfangen lassen! Ich habe ihn zum Aufpasser seiner Frau gemacht.«

Graf Rochefort verneigte sich tief in Anerkennung der hohen Überlegenheit seines Gebieters und zog sich zurück. Der Kardinal dagegen setzte sich an seinen Schreibtisch und brachte ein paar Zeilen zu Papier, das er mit seinem Privatsiegel schloß. Dann klingelte er. Der schmucke Offizier trat zum viertenmal in das Gemach. »Vitray soll kommen«, rief der Kardinal. »Fertig zu sofortiger Abreise!«

Im nächsten Augenblick stand der Mann, dem dieser Befehl galt, gestiefelt und gespornt vor ihm. »Vitray«, sagte der Kardinal, »Sie reisen sofort nach London, mit Extrapost, halten sich unterwegs nirgends auf und übergeben Mylady diesen Brief. Hier ist ein Gutschein über zweihundert Pistolen, kassieren Sie die Summe bei meinem Schatzmeister, sie wird für sechs Tage ausreichen. Länger dürfen Sie nicht bleiben, verstanden? Aber pünktlichste Erledigung meines Auftrages!«

Ohne ein Wort zu erwidern, verneigte sich der Graf, nahm den Brief, den Gutschein und verschwand.

Der Brief lautete: »Mylady! Erscheinen Sie auf dem ersten Ball, den der Herzog von Buckingham gibt. Er wird an seinem Wams zwölf Diamantknöpfe tragen. Nähern Sie sich ihm und trennen Sie zwei davon ab. Sobald Sie im Besitz der beiden Knöpfe sind, benachrichtigen Sie mich!«

Männer des Rechts und Männer des Degens

Als am Morgen nach den eben erzählten Ereignissen Athos nicht bei seiner Truppe erschien, wurde Herr von Tréville durch d'Artagnan und Porthos von seinem Verschwinden in Kenntnis gesetzt. Aramis seinerseits war um einen fünftägigen Urlaub eingekommen und, wie es hieß, wichtiger Familienangelegenheiten halber in Rouen.

Herr von Tréville war seinen Soldaten ein richtiger Vater, und der geringste und unbekannteste seiner Musketiere war seiner Hilfe und Unterstützung so sicher wie sein eigener Bruder. Auf der Stelle begab er sich zum Polizeimeister. Der Offizier, der die Wache von Croix-Rouge befehligte, wurde gerufen, und durch die angestellten Ermittlungen wurde alsbald festgestellt, daß Athos zur Zeit im Fort l'Eveque interniert sei. Athos, der bis dahin nur d'Artagnans wegen seinen Namen verschwiegen hatte, erklärte jetzt, daß er Athos und nicht d'Artagnan heiße, daß er weder mit einem Mann noch einer Frau Bonacieux bekannt sei oder je gesprochen habe, daß er gegen zehn Uhr abends bei seinem Freund d'Artagnan vorgesprochen habe, bis zu dieser Zeit aber bei seinem Kommandanten, Herrn von Tréville, gewesen sei, und daß er hierfür ein ganzes Dutzend Zeugen namhaft machen könne, darunter außer anderen hohen Herren von Adel den Herzog von La Tremouille.

Der zweite Kommissar war ebenso bestürzt wie der erste über die einfache und doch bestimmte Erklärung dieses Musketiers, an dem er sich gern, wie es ja bei Zivilbeamten den Militärs gegenüber nicht zu den Seltenheiten gehört, ein wenig gerieben hätte, aber die beiden Namen Tréville und Tremouille gaben doch zu denken. Athos wurde somit zum Kardinal geschickt, leider aber war der Kardinal im Louvre beim König. Das geschah nun alles gerade in dem Augenblick, als auch Herr von

Tréville, nachdem er Athos weder beim Polizeimeister noch beim Gouverneur von Fort-L'Evêque gefunden hatte, bei Seiner Majestät eintraf. Als Kapitän der Musketiere hatte er im Louvre jederzeit das Recht freien Eintritts.

Von den Differenzen zwischen König und Königin, die vom Kardinal geschickt unterhalten wurden, haben wir bereits berichtet. Eine der Hauptursachen der Zwistigkeiten am Hofe war die Freundschaft, die Anna von Österreich mit Madame von Chevreuse verband. Diese beiden Frauen bereiteten ihm mehr Sorge und Unruhe als die Kriege mit Spanien, die Zerwürfnisse mit England und die finanziellen Verlegenheiten, in denen sich das Land schon geraume Zeit befand. In seinen Augen und seiner Überzeugung nach diente Madame von Chevreuse der Königin nicht nur in ihren politischen, sondern, was ihm noch größere Qual bereitete, auch in ihren galanten Händeln.

Beim ersten Wort aus dem Mund des Kardinals, daß Madame von Chevreuse, die man an ihrem Verbannungsort Tours wähnte, nach Paris gekommen sei und sich dort fünf Tage lang aufgehalten, der Polizei also einen Schlag ins Gesicht versetzt habe, geriet der König in schrecklichen Zorn. Als der Kardinal aber hinzufügte, daß nicht nur Frau von Chevreuse nach Paris gekommen sei, sondern daß die Königin mit ihr wieder einen jener heimlichen Briefwechsel geführt habe; als er ferner behauptete, die dunkelsten Fäden dieser Intrige so gut wie enthüllt zu haben, und nur im letzten Augenblick durch einen Musketier dabei gestört worden zu sein, der sich unterstanden habe, der Gerechtigkeit in den Arm zu fallen, ehrliche Männer mit dem Degen in der Faust an der Durchführung gesetzlicher Erlasse zu verhindern, da konnte Ludwig XIII. nicht mehr an sich halten, sondern schritt auf die Tür zu, die zu den Gemächern der Königin führte.

Und doch hatte bis dahin der Kardinal noch kein einziges Wort vom Herzog von Buckingham gesprochen. Aber jetzt trat, kalt, höflich und in untadeliger Haltung, Herr von Tréville in das

Gemach. Durch die Anwesenheit des Kardinals und den Verdruß auf dem Gesicht des Königs sattsam darüber belehrt, was hier vorgegangen war, fühlte Herr von Tréville sich stark wie Simson gegenüber den Philistern. Schon hatte Ludwig die Hand auf dem Türknopf, aber bei dem Geräusch, das Herrn von Trévilles Eintritt machte, drehte er sich um. »Oho, mein Herr, Sie kommen gerade recht«, sprach der König, »über Ihre Musketiere höre ich ja herrliche Geschichten!« – »Und mich sehen Majestät hier«, erwiderte Herr von Tréville mit eisiger Kälte, »um Ihnen herrliche Geschichten über Ihre Zivilbeamten vorzutragen.« – »So? Nun beliebt's?'« erwiderte der König heftig.

»Ich habe die Ehre, Eurer Majestät zu melden«, fuhr Herr von Tréville im gleichen Ton fort, »daß sich verschiedene Gerichts- und Polizeipersonen – höchst ehrenwerte Leute, ohne Frage, aber dem Anschein nach gegen Uniformen sehr empfindlich – erlaubt haben, einen meiner oder vielmehr Eurer Musketiere zu verhaften und einzusperren, auf offener Straße festzunehmen und ins Fort-L'Evêque zu schleppen, und zwar auf Grund eines Befehls, dessen Vorlage mir verweigert worden ist. Dieser Musketier, Majestät, hat sich bisher untadelhaft geführt, erfreut sich eines ausgezeichneten Rufes, ja, er ist gewissermaßen eine Berühmtheit des Korps und auch Eurer Majestät nicht unvorteilhaft bekannt – sein Name ist Athos.«.

»Athos«, wiederholte der König mechanisch, »jawohl, den Namen habe ich schon gehört.« – »Es ist derselbe, der in dem unglückseligen Zweikampf das Pech gehabt hat, Herrn von Cahusac ernstlich zu verwunden...« – »Ach, Eminenz«, wandte sich Tréville an den Kardinal, »nicht wahr, Herr von Cahusac ist wieder auf den Beinen?« – »Ja, wie man hört«, versetzte der Kardinal, sich auf die Lippen beißend. – »Athos hatte sich in die Wohnung eines gerade abwesenden Freundes verfügt«, nahm Tréville wieder das Wort, »eines jungen Bearners, der bei den Garden Eurer Majestät dient, als er von einem Schwarm

Schergen und Soldaten überrumpelt wurde.«

Der Kardinal machte dem König durch einen Wink verständlich, daß es sich um eben die Angelegenheit handle, über die er Vortrag gehalten hatte, und der König antwortete: »Das wissen Wir bereits alles, denn es ist alles für Unsern Dienst geschehen.« – »Dann ist wohl auch für den Dienst Eurer Majestät«, rief Tréville, »ein harmloser Musketier meines Korps ergriffen, wie ein Missetäter zwischen zwei Wachen gesteckt und durch einen frechen Pöbelhaufen geführt worden? Einer von meinen Musketieren, der sein Blut zehnmal für den Dienst Eurer Majestät vergossen hat und bereit ist, es jederzeit wieder zu vergießen.«. »Was?« rief der König betroffen, »hat sich das wirklich alles so zugetragen?«

»Herr von Tréville«, bemerkte der Kardinal mit der größten Ruhe, »erwähnt nicht, daß dieser harmlose Musketier eine Stunde vorher vier meiner Beamten, die sich über eine sehr wichtige Angelegenheit instruieren sollten, überfallen und aus dem Erdgeschoß des Hauses verjagt hat, in dessen Oberstock er seine Wohnung hat.« – »Dafür fordere ich von Eurer Eminenz die Beweise!« rief Herr von Tréville mit seinem echt gascognischen Freimut, »denn kaum eine Stunde vorher war Herr Athos, ein Mann von lauterstem Charakter, wie ich Majestät anvertrauen will, bei mir zu Tisch und hat sich mit Herrn de la Tremouille und dem Grafen von Chalus in meinem Salon noch ganz vergnügt unterhalten.«

Der König faßte den Kardinal ins Auge. – »Ein Protokoll«, versetzte dieser, der stummen Frage Seiner Majestät die laute Antwort nicht schuldig bleibend, »beglaubigt meine Aussage; es ist unterzeichnet von den vier Beamten, denen Herr Athos so übel mitgespielt hat, und Eurer Majestät von mir unterbreitet worden.« – »Gilt ein Zivilistenprotokoll soviel wie ein Soldatenwort?« rief Herr von Tréville stolz. – »Na, na, Tréville«, sagte der König, »ruhig, ruhig!« – »Wenn Seine Eminenz gegen einen meiner Musketiere Verdacht hat«, sagte

Tréville, »so ist die Gerechtigkeit des Herrn Kardinals bekannt genug, daß ich nicht anstehe, selbst den Antrag auf Untersuchung zu stellen.«

»In dem Hause, wo dieser Verstoß gegen die Justiz begangen wurde«, fuhr der Kardinal mit eisiger Kälte fort, »wohnt ein Herr d'Artagnan.« – »Derselbe, von dem ich bereits gesprochen habe«, bemerkte Tréville. – »Und meinen Sie nicht, daß dieser junge Mann mit üblem Rat bei der Hand gewesen sein sollte?« – »Eminenz, Athos ist ja doppelt so alt wie d'Artagnan«, erwiderte Tréville. »Zudem ist ja der letztere den Abend bei mir gewesen!« – »Ei, ei!« rief der Kardinal, »es scheint ja so ziemlich alles an dem Abend bei Ihnen gewesen zu sein.« – »Sollten Eminenz an meinem Wort zweifeln?« fragte Tréville, dem Zornesröte ins Gesicht stieg. – »Nein, behüte Gott!« erwiderte der Kardinal, »nur zu welcher Stunde war er bei Ihnen?« – »Oh, auch darauf brauche ich Eminenz die Antwort nicht schuldig zu bleiben. Als er eintrat, habe ich gesehen, daß die Standuhr halb zehn zeigte, wenn ich auch geglaubt hätte, es müsse bereits später sein.« – »Und wann hat er Ihr Palais wieder verlassen?« – »Um halb elf, also eine Stunde nach dem Vorgang.«

Der Kardinal setzte in Trévilles Rechtschaffenheit keinen Augenblick Zweifel und fühlte, daß ihm der Sieg zu entgehen drohte. »Aber bestehen bleibt noch immer«, sagte er, »daß Herr Athos in jenem Hause der Rue des Fossoyeurs verhaftet wurde.« – »Ist es einem Freund etwa verboten, seinen Freund zu besuchen? Oder einem Musketier meiner Kompanie, mit einem von der Garde Des Essarts zu verkehren?« – »O ja, sobald dieses Haus verdächtig ist, Tréville«, bemerkte der König. »Aber das ist Ihnen vielleicht nicht bekannt gewesen?« – »Das habe ich freilich nicht gewußt, Sire«, antwortete Tréville, »immerhin muß ich eins sagen: derjenige Teil des Hauses, in dem Herr d'Artagnan wohnt, mag es sonst von oben bis unten im Verdacht gestanden haben, ist verdachtsfrei; denn ich darf kühn

behaupten, daß es einen treueren Diener Seiner Majestät und einen tieferen Bewunderer Seiner Eminenz als Herrn d'Artagnan keinesfalls gibt.«

»Es ist doch jener d'Artagnan«, fragte der König, den Kardinal anblickend, der vor Ärger grün und gelb wurde, »der bei dem unglückseligen Rencontre beim Barfüßerkloster Jussac verwundete?« – »Und der am andern Morgen Bernajoux kampfunfähig machte«, ergänzte Tréville. »Jawohl, es ist der gleiche, und Majestät beweisen wieder, daß Sie ein vorzügliches Gedächtnis haben.«

»Bitte, bitte! Doch was beschließen Wir nun?« fragte der König. – »Das geht Eure Majestät mehr an als mich«, antwortete der Kardinal. »Ich würde für schuldig plädieren.« – »Und ich für nicht schuldig«, erklärte Tréville. »Aber Eure Majestät hat Richter, und Ihre Richter werden das Urteil fällen.« – »So ist's«, sagte der König, »überlassen Wir die Angelegenheit Unseren Gerichten; ihnen kommt es zu, das Urteil zu fällen, und sie werden ihre Pflicht erfüllen.« – »Bloß ist zu beklagen«, bemerkte Tréville, »daß in unsrer unglückseligen Zeit auch der lauterste Lebenswandel, die unanfechtbarste Tugend den Menschen nicht vor Schmach und Verfolgung schützen können. Das Heer wird sich auch – dafür möchte ich mich verbürgen – nicht eben darüber freuen, in Polizeisachen so rigorosen Vorschriften ausgesetzt zu werden.« – Das Wort war nicht klug; aber Herr von Tréville hatte es mit vollem Bedacht in die Diskussion geschleudert. Er wollte es zu einer Explosion bringen, weil in solchen Fällen die Mine Feuer fängt, und Feuer erhellt. – »Polizeisachen!« rief der König, Trévilles Worte auffangend, »Polizeisachen! Und verstehen Sie etwas davon, mein Herr? Kümmern Sie sich um Ihre Musketiere, und schwadronieren Sie mir nicht den Kopf voll! Wenn man Sie reden hört, sollte man meinen, ganz Frankreich ginge dem Ruin entgegen, wenn einem Ihrer Musketiere das Unglück widerfährt, verhaftet zu werden. Hoho! Soviel Lärm um einen Musketier?

Zehn Musketiere – Mord und Brand – lasse ich einstecken, auch hundert; meinetwegen die ganze Kompanie, und doch soll mir niemand deshalb mucksen!«

»Von dem Augenblick an, da meine Musketiere Eurer Majestät verdächtig sind«, erklärte Tréville, »sind sie schuldig; deshalb sehen Sie mich bereit, Sire, Ihnen meinen Degen zu übergeben; denn nachdem der Herr Kardinal sich unterfangen hat, Anklage gegen meine Musketiere zu erheben, wird er nicht versäumen, Gleiches auch mir gegenüber zu tun. Darum ist es besser, ich leiste von vornherein Herrn Athos Gesellschaft und begebe mich in seine Zelle, zu ihm und zu Herrn d'Artagnan, der sicherlich auch noch festgenommen wird.«

»Gascognerschädel! Ist's bald genug mit dem Geschwätz!« rief der König. – »Sire«, versetzte Tréville, ohne seine Stimme auch nur um eine Nuance abzuschwächen, »befehlen Sie, mir meinen Musketier auszuliefern oder ihn aburteilen zu lassen?« – »Er wird seinem Urteil nicht entgehen«, sagte der Kardinal. – »Nun denn, um so besser, denn in diesem Fall begehre ich von Seiner Majestät die Gunst, ihn zu verteidigen«, rief Tréville.

Der König fürchtete einen Skandal und sagte: »Wenn Seine Eminenz nicht persönliche Gründe hatte...« – Der Kardinal sah, daß ihm der König entgegenkam, und er säumte nicht, ihm auf halbem Weg zu begegnen. »Mit Verlaub«, sagte er, »aber von dem Augenblick an, da Eure Majestät einen voreingenommenen Richter in mir erblicken, ziehe ich mich zurück.« – »Wollen Sie mir schwören bei meinem Vater«, fragte der König Herrn von Tréville, »daß Athos während des Vorfalls bei Ihnen und nicht dabei beteiligt war?« – »Bei Ihrem glorreichen Vater und bei Ihnen selbst, Majestät, dem all meine Liebe und Ehrfurcht gehört, schwöre ich es!«

»Ziehen Sie, bitte, in Betracht, Sire«, sprach der Kardinal, »daß sich die Wahrheit nicht mehr ermitteln lassen wird, wenn wir den Arrestanten auf solche Weise aus der Haft entlassen.« – »Herr Athos wird immer da sein«, versetzte Tréville, »zu Rede

und Antwort bereit, wenn es den Herren vom Gericht belieben sollte, ihn zu verhören. Er wird nicht ausreißen, Herr Kardinal; beruhigen Sie sich in dieser Hinsicht! Ich leiste für ihn Bürgschaft.« – »Er wird freilich nicht ausreißen«, sagte auch der König, »sondern, wie Herr von Tréville meint, immer zu finden sein. Zudem«, setzte er, die Stimme senkend, hinzu, und richtete auf die Eminenz einen flehenden Blick, »ist es klüger, die Leute in Sicherheit zu wiegen.«

Diese Politik Ludwigs XIII. verursachte dem Kardinal ein Lächeln. »Geben Sie Befehl, Sire«, sprach er, »das Recht der Begnadigung haben Sie ja.« – »Das Begnadigungsrecht kommt in Betracht nur Schuldigen gegenüber«, rief Tréville, der das letzte Wort haben wollte. »Mein Musketier ist unschuldig. Nicht Gnade sollen Sie uns geben, Sire, sondern Gerechtigkeit!« – »Im Fort-L'Evêque ist er?« fragte der König. – »Jawohl, Sire, und in einem Verließ, wie der gemeinste Verbrecher.« – »Mord und Brand!« rief der König leise, »was soll man da machen?« – »Den Freilassungsbefehl ausfertigen«, sagte der Kardinal, »weiter wird nichts erforderlich sein. Ich teile den Glauben Ihrer Majestät, daß Herrn von Trévilles Bürgschaft mehr als hinreichend ist.«

Tréville verbeugte sich froh, aber ein hartnäckiger Widerstand wäre ihm lieber gewesen als diese jähe Nachgiebigkeit.

Der König unterzeichnete den Freilassungsbefehl, und Tréville säumte nicht, ihn an seinen Bestimmungsort zu bringen. Als er zur Tür hinauswollte, warf ihm der Kardinal ein freundliches Lächeln zu und sagte zum König: »Zwischen Offizieren und Soldaten Ihrer Musketierkompanie herrscht ein gutes Einvernehmen, Sire, und das kommt nicht bloß dem Dienst zugute, sondern ist höchst ehrenhaft für alle.«

»Er wird's mir unablässig nachtragen«, meinte Tréville, »das letzte Wort hat man nie bei solchem Menschen. Aber beeilen wir uns; der König kann im Handumdrehen anderen Sinnes werden!« Siegesstolz erschien er im Fort-L'Evêque und setzte

den Musketier in Freiheit, den sein friedlicher Gleichmut keinen Augenblick verlassen hatte. Als er hierauf d'Artagnan zum erstenmal wieder erblickte, sagte er zu ihm: »Sie kommen mit einem blauen Auge davon! Der Degenstich, den Sie Jussac beibrachten, ist nun bezahlt. Übrig bleibt noch der von Bernajoux; aber Sie sollten sich immerhin in acht nehmen!«

Übrigens hatte Herr von Tréville recht, dem Kardinal nicht über den Weg zu trauen und anzunehmen, daß der letzte Akt des Stückes noch nicht gespielt sei, denn kaum hatte der Kapitän der Musketiere die Tür hinter sich zugemacht, als Seine Eminenz zum König sagte: »Da wir nun unter uns sind, wollen wir einmal, wenn es Eurer Majestät genehm ist, ein ernstes Wort zusammen reden. Sire, Buckingham war fünf Tage in Paris und ist erst heute morgen wieder abgereist.«

Von dem Eindruck, den diese paar Worte auf den König hervorriefen, kann man sich unmöglich eine Vorstellung machen. Er wurde abwechselnd rot und weiß; und der Kardinal sah sofort, daß er das eben verlorene Terrain mit einem einzigen Schlag wiedergewonnen hatte.

»Buckingham in Paris?« schrie der König. »Was will er hier?« – »Jedenfalls mit Ihren Feinden, den Hugenotten und Spaniern, konspirieren!« – »Nein, beim Ewigen, nein! Mit der Chevreuse, der Longueville und den Condés will er sich gegen meine Ehre verschwören!« – »Oh, Sire, welcher Gedanke! Dazu ist die Königin doch viel zu klug und Eurer Majestät mit zuviel Liebe zugetan!« – »Das Weib ist schwach, Herr Kardinal«, erwiderte der König, »und was die Liebe zu mir betrifft, so habe ich darüber meine eignen Gedanken.« – »Trotzdem halte ich daran fest«, erwiderte der Kardinal, »daß der Herzog sich allein aus politischen Gründen in Paris aufgehalten hat.« – »Und ich meinerseits weiß bestimmt, daß er aus andern Gründen hier war, Herr Kardinal. Ist die Königin aber schuldig, dann soll sie zittern!«

»Obgleich ich mich mit der Möglichkeit eines solchen Gedankens nur mit äußerstem Widerwillen befasse«, erwiderte der Kardinal, »bringt mich Eure Majestät auf einen Gedanken: Madame von Lannoy hat mir, nachdem ich sie auf Befehl Eurer Majestät mehrmals gefragt habe, heute morgen gesagt, daß Ihre Majestät in der vorigen Nacht sehr lange aufgeblieben sei, heute morgen viel geweint und den ganzen Tag über geschrieben habe.« – »Kann ich mir denken«, versetzte der König; »wahrscheinlich an ihn. Kardinal, ich muß die Papiere der Königin haben.« – »Aber wie soll man sie wegnehmen, Sire? Damit, scheint mir, kann weder ich mich noch Eure Majestät sich befassen.« – »Wie hat man's denn mit der Marschallin

d'Ancre gemacht?«, rief der König, vor Zorn schier außer sich. »Erst hat man ihre Schränke, dann sie selber durchsucht.«

»Es ist längst mein fester Wille, mit all diesen kleinen Liebes- und politischen Händeln an meinem Hofe reinen Tisch zu machen. Sie hat einen gewissen La Porte bei sich...« – »Den ich für die eigentliche Seele aller Ränke halte, die sich an Ihrem Hof abspielen«, erwiderte der Kardinal. – »Sie haben also, wie ich, die Meinung, daß mich die Königin hintergeht?« – »Ich glaube und wiederhole, daß die Königin gegen die Macht, habe jedoch nicht gesagt, daß sie gegen die Ehre des Königs konspiriere.« – »Und ich sage Ihnen, daß ihr das eine so wenig heilig ist wie das andere; ich sage Ihnen, daß sie diesen Halunken von Buckingham liebt! Warum haben Sie ihn nicht verhaften lassen, solange er in Paris war? Da er sich als Vagabund und Gauner kompromittierte, war es doch notwendig...«

Erschrocken darüber, was er eben sagen wollte, hielt Ludwig XIII. selbst inne, während Richelieu, den Hals reckend, umsonst auf das Wort wartete, das dem König auf den Lippen schwebte. – »War es notwendig...?« wiederholte er. »Nichts«, erwiderte der König, »nichts. Aber Sie haben ihn doch, solange er in Paris sich aufgehalten hat, nicht aus den Augen verloren?« – »Nein, Sire.« – »Wo ist er abgestiegen?« – »Rue de la Harpe Nr. 75.« – »Und Sie sind überzeugt, daß die Königin keine Zusammenkunft mit ihm gehabt hat?« – »Ich glaube, daß die Königin sich ihrer Pflichten zu streng bewußt ist.« – »Aber in Briefwechsel haben sie gestanden, denn an niemand anders als an ihn hat die Königin den ganzen Tag geschrieben. Diese Briefe, Herr Herzog, muß ich haben!« – »Sire«, antwortete der Kardinal... – »Herr Herzog«, rief der König heftig, »ich muß sie haben, koste es, was es wolle!« – »Ich muß Eurer Majestät doch bemerken...« – »Verraten also auch Sie mich, Herr Kardinal? Sind auch Sie mit dem Spanier und dem Engländer, mit der Chevreuse und der Königin gegen mich im Bunde?« – »Sire«, antwortete der Kardinal seufzend, »gegen solchen Verdacht

glaubte ich mich gefeit!« – »Sie haben mich verstanden, Herr Kardinal, die Briefe fordere ich!« – »Es dürfte nur ein Mittel hierzu geben.« – »Nennen Sie es!« – »Der Herr Siegelbewahrer Seguier müßte mit dem Auftrag betraut werden; die Angelegenheit gehört in die Pflichten seines Ressorts.«

»Man soll ihn auf der Stelle holen!« – »Er muß bei mir sein, Sire; ich hatte ihn gebeten, zu kommen, und als ich in den Louvre ging, habe ich hinterlassen, er möge warten.« – »Er soll auf der Stelle geholt werden!« – »Eurer Majestät Befehle sollen prompt ausgeführt werden; aber...« – »Was, aber?« – »Die Königin wird den Gehorsam verweigern.« – »Gegen meine Befehle?« – »Ja, es sei denn, sie weiß, daß ein Befehl des Königs vorliegt!« – »Nun, damit sie nicht daran zweifle, werde ich sie selbst davon in Kenntnis setzen!« – »Majestät werden nicht vergessen, daß ich alles getan habe, um einem Bruch vorzubeugen.« – »Jawohl, Herzog, ich weiß, daß Sie gegen die Königin sehr, vielleicht zu nachsichtig sind.« – »Ganz wie es Eurer Majestät beliebt: aber ich werde immer glücklich und stolz sein, mich für die Eintracht zu opfern, die ich zwischen Ihnen und der Königin von Frankreich nicht gestört sehen möchte.« – »Schön, Kardinal; inzwischen lassen Sie aber den Siegelbewahrer holen!« rief der König. »Ich selbst begebe mich zu der Königin.« Die Verbindungstür zwischen seinen und den Gemächern der Königin öffnend, schritt Ludwig XIII. aus dem Zimmer.

Anna von Österreich befand sich im Kreise ihrer Damen, Mesdames von Guitaut, von Sablé, von Montbazon und von Guéménée. In einem Winkel saß jene spanische Ehrendame, Donna Estefania, die ihr von Madrid nach Paris gefolgt war. Madame von Guéménée las vor, die anderen Damen hörten zu, die Königin ausgenommen, die diese Zerstreuung nur angeordnet hatte, um unter dem Schein, zuzuhören, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen, die, wenn auch von einem letzten Widerschein von Liebe vergoldet, doch überaus traurig

waren. Des Vertrauens ihres königlichen Gemahls beraubt, vom Haß des Kardinals verfolgt, der ihr nicht vergessen konnte, daß sie ihn in die ihm gesetzten Schranken gewiesen hatte, als er sich herausnahm, ihr seine Liebe anzutragen, immer das Beispiel der Königinmutter Maria von Medici vor Augen, die unter diesem Haß Zeit ihres Lebens zu leiden gehabt hatte, obgleich sie, soweit man den Memoiren der Zeit glauben darf, sich dem Kardinal Richelieu gegenüber weniger ablehnend verhalten hatte, sah Anna von Österreich von ihren treu ergebenen Dienern und Dienerinnen, von den ihr vertrauteren Personen, von denen, die ihrer Gunst am würdigsten waren, einen nach dem andern scheiden. Gleich jenen Unglücklichen, die mit einem Kainsmal behaftet sind, brachte sie über alles, was sie berührte, Unheil, ihre Freundschaft war ein verhängnisvolles Geschenk, das Verfolgung heraufbeschwor; Frau von Chevreuse und Frau von Vernet waren von ihrem Hofe verbannt; La Porte hielt seiner Herrin nicht verborgen, daß er sich stündlich auf seine Verhaftung gefaßt machen müßte.

Inmitten dieser trübseligen Gedanken öffnete sich die Tür ihres Gemaches, und der König trat ein. Die Vorleserin schwieg auf der Stelle; mit ihr erhoben sich alle Damen, und eine tiefe Stille trat ein. Der König unterließ jeden Höflichkeitsbeweis, trat ohne weiteres vor die Königin hin und rief in erregtem Ton: »Madame, Sie werden den Besuch des Herrn Kanzlers empfangen, der Sie mit gewissen Dingen in meinem Auftrag behelligen wird.«

Die unglückliche Königin, der man unablässig mit Scheidung, Verbannung und sogar gerichtlichem Urteil drohte, erbleichte unter ihrer Schminke und konnte nicht umhin, zu antworten: »Aber, Sire, aus welchem Grunde solcher Besuch? Was soll mir der Kanzler sagen, was ich nicht ebensogut aus Ihrem Munde vernehmen könnte?« – Der König machte, ohne zu antworten, kehrt, und fast im selben Augenblick meldete Herr von Guitaut, der Gardekapitän, den Besuch des Kanzlers. Als dieser auf der

Schwelle erschien, war der König durch eine andere Tür verschwunden.

Halb lächelnd, halb errötend, trat der Kanzler ein, ein geschmeidiger Höfling, durch einen Kanonikus der Notre-Dame-Kirche, vordem Kammerdiener des Kardinals, diesem als ergebener, verläßlicher Mann empfohlen und daraufhin, trotz einer höchst stürmisch verlebten Jugend, zu Amt und Würden gelangt, jetzt aber der männliche Beweis für das auf Weiber gemünzte Wort von jungen Huren und Betschwestern. Dem Kardinal diente er blind ergeben, verfolgte, zum Kanzler erhoben, die Königinmutter wie auch die Königin und war für den absonderlichen Auftrag, zu dem der Kardinal den König jetzt aufgestachelt hatte, das richtige Werkzeug.

Die Königin stand noch, als er eintrat, setzte sich aber, sobald sie seiner ansichtig wurde, wieder in ihren Armstuhl und winkte auch ihren Damen, sich zu setzen.

»Was führt Sie hierher, Herr?« fragte sie im Ton erhabener Würde. – »Der Auftrag des Königs, unbeschadet aller Ehrfurcht, die ich vor Ihrer Majestät empfinde, eine genaue Durchsuchung Ihrer Papiere vorzunehmen.« – »Wie, Herr, das wagt man mir zu bieten? Aber das ist ja eine maßlose Kränkung!« – »Madame werden verzeihen«, versetzte der Kanzler, »ich bin in dieser Affäre nur das Werkzeug, dessen der König sich bedient. Ging nicht eben Seine Majestät aus diesem Zimmer? Hat Seine Majestät Madame nicht ersucht, sich auf diesen Besuch Ihres Kanzlers vorzubereiten?« – »So stöbern Sie herum, Herr! Es scheint, daß man in mir eine Verbrecherin wittert? Donna Estefania, geben Sie dem Herrn die Schlüssel zu meinem Schreibtisch!«

Der Kanzler nahm, um der Form zu genügen, dessen Durchsuchung, wie auch der andern Möbel vor, wußte aber recht gut, daß die Königin den wichtigen Brief, den sie tagsüber geschrieben, in keinem von ihnen eingeschlossen hatte. Ein dutzendmal zog er die Fächer und Kisten auf und schob sie

wieder zu; aber er mußte zuletzt doch an den wichtigsten Punkt seines Auftrags gehen, an die Visitation der Königin selbst. Mit anscheinend großer Beklommenheit in Ton und Wesen richtete er jetzt das Wort an die Königin: »Es bleibt mir noch die wichtigste Untersuchung vorzunehmen«, stotterte er. – »Und die wäre?« fragte die Königin, die den Sinn seiner Worte nicht begriff oder nicht begreifen wollte. – »Seine Majestät nimmt mit Bestimmtheit an, daß ein tagsüber von Ihnen geschriebener Brief noch nicht an seine Adresse geschickt worden ist. In keinem Stück Ihres Mobiliars ist dieser Brief zu finden, und doch muß er irgendwo stecken.« – »Sollten Sie es wagen wollen, die Hand an Ihre Königin zu legen?« rief Anna von Österreich, sich zu ihrer vollen Höhe aufrichtend, und maß den Kanzler mit fast drohenden Blicken. – »Ich bin ein getreuer Diener des Königs«, versetzte der Kanzler, »und bin gewohnt, allerhöchste Befehle prompt zu vollziehen, Madame!«

»Nun denn, es verhält sich so«, erklärte Anna von Österreich, »man muß es dem Kardinal lassen, daß er von seinen Spionen gut bedient wird. Ich habe heute einen Brief geschrieben, er ist noch nicht abgeschickt, sondern hier«, und sie griff mit ihrer schönen Hand nach ihrem Leibchen. – »Dann geben Sie mir den Brief, Madame«, sagte der Kanzler. – »Nur dem König selbst«, erwiderte stolz die Königin. – »Hätte der König gewünscht, Madame, den Brief selbst in Empfang zu nehmen«, sagte der Kanzler, »so hätte er ihn wohl selbst von Ihnen gefordert; aber ich erkläre Ihnen wiederholt, daß er mich damit beauftragt hat, und wenn Sie nicht geruhen wollen, mir den Brief auszuhändigen, so zwingen Sie mich...«

»Nun?« – »So zwingen Sie mich, ihn mir zu nehmen!« – »Wie? Was soll das heißen?« – »Daß ich im Besitz weitreichender Befehle bin, Madame, daß ich ermächtigt bin, den verdächtigen Brief, sei es auch an der Person Ihrer Majestät, zu suchen.« – »Solche Schmach!« – »Madame werden also bemüht sein, mir meine Pflicht nach Möglichkeit zu

erleichtern.«

»Solches Verhalten grenzt an gemeine Gewalttätigkeit! Wissen Sie das, Herr?« – »Madame, der König befiehlt; meine Person wollen Sie huldvollst außer Betracht lassen.«

»Das lasse ich nicht über mich ergehen!« schrie die Königin, deren Blut in wilde Wallung geriet, »nein, nein! Lieber den Tod!«

Der Kanzler machte eine tiefe Verneigung, dann trat er, mit der offenkundigen Absicht, in der Vollziehung des ihm zuerteilten Auftrags keinen Fußbreit zu weichen, einem Henkersknecht in der Folterkammer vergleichbar, an die Königin heran, aus deren Augen im selben Augenblick Tränen wilden Zornes hervorschossen. Wir haben bereits wiederholt bemerkt, daß Anna von Österreich von großer Schönheit war. Der Auftrag konnte mithin als höchst heikel gelten, und der König war tatsächlich durch die Eifersucht, die ihm der Herzog von Buckingham einflößte, auf den Standpunkt gedrängt worden, gegen niemand anderen eifersüchtig zu sein. Sicher suchte Seguier in diesem Augenblick mit den Augen die Schnur der bewußten Glocke; da er sie aber nicht fand, streckte er, kurz entschlossen, die Hand nach der Stelle aus, wo der Brief, nach dem Bekenntnis der Königin, sich befand.

Anna von Österreich machte einen Schritt rückwärts; Todesblässe bedeckte ihr Gesicht; um nicht zu fallen, suchte sie mit der einen Hand Halt an einem Tisch, der hinter ihr stand, nahm mit der andern ein Papier aus ihrem Busen und reichte es dem Siegelbewahrer. »Da, Herr, ist der Brief!« rief die Königin mit abgerissener, bebender Stimme; »nehmen Sie, nehmen Sie, aber erlösen Sie mich von Ihrer abscheulichen Gegenwart!« – Der Kanzler, auch seinerseits von leicht begreiflicher Aufregung ergriffen, nahm den Brief, verneigte sich tief und ging. Die Tür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als die Königin, einer Ohnmacht nahe, in die Arme ihrer Damen sank...

Mit zitternder Hand nahm der König den Brief in Empfang, suchte nach der Aufschrift, aber umsonst, wurde leichenblaß, erbrach den Brief langsam, und als er aus den ersten Worten erkannte, daß er an den König von Spanien gerichtet war, überflog er ihn schnell. Es war ein richtiger Feldzugsplan gegen den Kardinal. Die Königin forderte ihren Bruder und den Kaiser von Österreich auf, den ewigen Ränken Richelieus, das Ansehen des Hauses Österreich zu schmälern, durch eine gemeinsame Kriegserklärung an Frankreich ein Ende zu machen, als Bedingung für den Frieden aber die Entlassung des Kardinals zu fordern. Von Liebesworten fand sich hingegen in dem Brief keine Spur. Höchst erfreut hierüber, erkundigte sich der König, ob der Kardinal noch im Louvre sei; er bekam Bescheid, daß Seine Eminenz im Arbeitskabinett die Befehle seiner Majestät erwarte.

Ohne Säumen begab sich der König zu ihm. »Da, Herzog«, rief er ihm entgegen, »Sie hatten recht, und ich unrecht; die ganze Intrige ist politischer Tendenz, und von galanten Dingen ist in dem Brief nicht die Rede. Statt dessen aber sehr viel von Ihnen!« – Der Kardinal nahm den Brief und las ihn mit äußerster Aufmerksamkeit wiederholt von Anfang bis zu Ende.

»Nun, Majestät, Sie sehen hieraus, wohin meine Feinde zielen; mit Krieg von zwei Seiten droht man Ihnen, wenn Sie mich nicht wegjagen. Ich an Ihrer Stelle würde mich so machtvollen Faktoren fügen, und mir persönlich würde es ein außerordentliches Glück bereiten, mich von den Geschäften zurückziehen zu dürfen.« – »Was sind das für Reden, Herzog?« – »Sire, meine Gesundheit reibt sich in diesen maßlosen Kämpfen und ewigen Arbeiten auf. Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich die Anstrengung der Belagerung von La Rochelle nicht überstehen. Es wird daher ohne Frage besser sein, wenn Sie statt meiner Herrn von Condé oder Bassompierre oder irgendeinen tapfern Degen dazu kommandieren. Ich bin ja nur ein Mann der Kirche und möchte mich meinem eigentlichen

Beruf nicht länger entziehen durch Ämter, für die ich nicht geeignet bin. In der inneren Politik werden Sie glücklicher, und in der äußeren erfolgreicher sein.«

»Herr Herzog«, antwortete der König, »ich verstehe; beruhigen Sie sich! Wer in diesem Brief namhaft gemacht wird, soll seiner Strafe nicht entgehen; auch die Königin nicht!« – »Was sprechen da Majestät? Gott verhüte, daß die Königin um meinetwillen das geringste Ärgernis erfahre! Sie hat in mir immer ihren Feind erblickt, Sire, obgleich mir Majestät bezeugen können, daß ich ihr Interesse selbst Ihnen gegenüber jederzeit mit Eifer wahrgenommen habe. Oh, wenn sie Majestät in Ihrer Ehre zu nahe träte, dann lägen die Dinge anders und ich wäre ganz bestimmt der erste, der spräche: ›Keine Gnade, Sire, keine Gnade für die Schuldige!‹ Glücklicherweise verhält es sich nicht so, und Eure Majestät haben davon soeben einen neuen Beweis erhalten.«

»Allerdings, Herr Kardinal«, antwortete der König, »und Sie hatten, wie immer, recht; aber die Königin verdient darum nicht minder meinen ganzen Zorn.« – »Majestät haben aber, meiner Meinung nach, den ganzen Zorn der Königin auf sich geladen, und ich würde es nur begreiflich finden, wenn die Königin Ihnen ernstlich gram wäre, denn Majestät sind wirklich sehr hart mit ihr verfahren.« – »So werde ich immer mit meinen und Ihren Feinden verfahren, Herzog, mögen sie noch so hochgestellt, und mag die Gefahr, die ich dabei laufe, noch so ernst sein.« – »Die Königin ist mir, nicht aber Ihnen feindlich gesinnt, Sire; sie ist im Gegenteil eine getreue, unterwürfige und höchst ehrbare Gattin; lassen Sie mich also, Majestät, bei Ihnen ein gutes Wort für sie einlegen.« – »Dann soll sie zu Kreuze kriechen und den ersten Schrift tun zur Versöhnung!« – »Nicht doch, Majestät, kommen Sie ihr entgegen, denn Sie haben das erste Unrecht begangen, indem Sie Argwohn gegen sie schöpften.« – »Ich soll den ersten Schritt tun? Nimmermehr!« – »Sire, ich bitte Sie darum!« – »Wie sollte ich es anfangen, wenn ich es wirklich

wollte?« – »Geben Sie einen Ball, Majestät! Sie wissen, wie gern die Königin tanzt! Ich stehe Ihnen dafür, daß solcher Aufmerksamkeit gegenüber ihr Groll nicht standhalten wird.« – »Herr Kardinal, Sie wissen, daß ich kein sonderlicher Freund von irdischen Freuden bin.« – »Die Königin wird Ihnen, da sie Ihre Abneigung gegen solche Zerstreuungen kennt, nur um so dankbarer sein; zudem böte sich eine schöne Gelegenheit für die Königin, die herrlichen Diamantknöpfe zu tragen, die Sie ihr zu ihrem letzten Namenstag schenkten, und mit denen sie sich noch kein einziges Mal zeigen konnte.«

»Wir wollen sehen, Herr Kardinal, wir wollen sehen«, erwiderte der König, der in seiner Freude darüber, daß die Königin sich nur eines Vergehens schuldig gemacht hatte, das ihn im Grunde wenig interessierte, aber frei von einer Schuld war, die er so sehr verabscheute, sehr geneigt war, sich mit ihr wieder auszusöhnen.

Der Kardinal erhob sich, da die Standuhr elf schlug, machte dem König eine tiefe Verbeugung und verabschiedete sich mit der Bitte, auch ihm die Königin wieder freundlich zu stimmen.

Anna von Österreich, die nach der Beschlagnahme ihres Briefes auf Vorwürfe gefaßt war, wunderte sich nicht wenig, daß sich der König am andern Morgen bemühte, sich ihr wieder zu nähern. Zuerst verhielt sie sich ablehnend; ihr weiblicher Stolz und ihre königliche Würde waren beide so grausam gekränkt worden, daß sie sich nicht so schnell beruhigen konnte; aber dem Ruf ihrer Damen folgend, stellte sie sich, als wenn sie vergessen wollte. Der König nahm diese erste Regung von Fügsamkeit wahr, um ihr mitzuteilen, daß er in kürzester Zeit ein Fest zu veranstalten gedenke.

Eine Festlichkeit war für die arme Anna von Österreich eine so seltene Freude, daß auf der Stelle, ganz wie der Kardinal es prophezeit hatte, wenn nicht aus ihrem Herzen, so doch aus ihrem Gesicht die letzte Spur von Groll und Verdruß verschwand. Sie fragte, an welchem Tag die Festlichkeit

stattfinden solle; der König antwortete aber, darüber müsse er sich erst noch mit dem Kardinal beraten... Der König fragte tatsächlich den Kardinal tagtäglich, wann das Fest abgehalten werden sollte, und tagtäglich verschob der Kardinal unter irgendeinem Vorwand die Festsetzung des Tages. In dieser Weise verstrichen etwa anderthalb Wochen. Am achten Tag nach dem eben geschehenen Auftritt emp fing der Kardinal einen Brief mit dem Poststempel London, der nur die wenigen Zeilen enthielt: »Ich habe sie; aber infolge Geldmangels kann ich London nicht verlassen; senden Sie mir fünf Pistolen, und vier bis fünf Tage nach ihrem Empfang werde ich in Paris sein.«

Am gleichen Tage, als der Kardinal diesen Brief empfangen hatte, stellte der König ihm seine gewohnte Frage. Richelieu zählte an den Fingern ab, wobei er leise vor sich hin sprach:

»Sie wird kommen, schreibt sie, vier bis fünf Tage nach Empfang des Geldes. Ebensolange wird's dauern, bis sie das Geld hat: macht zusammen zehn Tage; ziehen wir widrige Winde, schlimme Zufälle, Frauenschwächen in Betracht und rechnen in allem zwölf Tage.« – »Nun, Herr Herzog«, sagte der König, »haben Sie gerechnet?« – »Jawohl, Sire. Wir haben heute den 20. September; am 3. Oktober geben die Stadtschöffen ein Fest; das trifft sich ausgezeichnet, denn es wird dann nicht so aussehen, als ob Sie den ersten Schritt zur Versöhnung täten.« – »Noch«, setzte der Kardinal hinzu: »Eins noch, Sire! Vergessen Sie nicht, Ihrer Majestät am Abend vorher zu sagen, daß Sie sich freuen würden, die Diamantknöpfe an ihrem Gewand zu sehen.«

Herr Bonacieux in seinen vier Wänden

Es machte den König stutzig, daß der Kardinal der Diamantknöpfe schon wieder Erwähnung tat, und er argwöhnte, daß irgend etwas dahinterstecke. Darum hoffte er, aus einer Unterhaltung mit Anna von Österreich einiges zu erfahren, was ihm Licht gäbe, und, wenn dies der Fall sei, vor Seine Eminenz mit Mitteilungen treten zu können, die für den Kardinal neu wären, und ihn in ein gewisses Ansehen bei ihm setzen könnten. Er begab sich also zur Königin und begann das Gespräch, seiner Gewohnheit gemäß, mit neuen Drohungen gegen ihre Umgebung. Anna von Österreich schlug demütig die Augen nieder und ließ, ohne ein Wort zu erwidern, die Flut über sich ergehen in der Hoffnung, daß sie schließlich zum Stillstand kommen werde. Aber das war nicht nach dem Willen Ludwigs XIII., der einen Wortwechsel herbeiführen wollte, aus dem ihm etwas Licht käme, denn er war fest überzeugt, daß der Kardinal sich mit irgendeinem Hintergedanken trüge und eine jener schrecklichen Überraschungen bereit hielte, in denen er Meister war.

»Aber«, rief Anna von Österreich, dieser unbestimmten Angriffe endlich überdrüssig, »aber. Sire. Sie sagen mir nicht alles, was Sie auf dem Herzen haben. Was habe ich denn verbrochen? Wegen eines Briefes, den ich an meinen Bruder schrieb, können Eure Majestät doch unmöglich soviel Aufhebens machen!«

Der König, nun selbst solch direktem Angriff ausgesetzt, wußte nicht, was er antworten sollte, hielt aber den Augenblick für angemessen, den Wunsch, den er erst am Abend vor dem Fest äußern sollte, schon jetzt zu äußern. »Madame«, sprach er voll Würde, »im Stadthaus wird demnächst ein Ballfest gefeiert; ich wünsche, daß Sie unsern braven Stadtschöffen zu Ehren im Hofstaat dort erscheinen und vor allem die Diamantknöpfe

tragen, die ich Ihnen zum Namenstag geschenkt habe. Das ist meine Antwort.«

Die Antwort war niederschmetternd. Anna von Österreich meinte nicht anders, als Ludwig wisse alles. Sie wurde aschfahl, stützte ihre Hand von bewunderungswürdiger Schönheit, die jetzt wie aus Wachs geformt schien, auf eine Konsole, blickte den König mit entsetzten Augen an, gab aber mit keiner Silbe Antwort.

»Sie verstehen, Madame«, sagte der König, der sich an dieser Verlegenheit in vollstem Maße weidete, ohne indessen ihren Grund zu erraten, »Sie verstehen doch?«

»Jawohl, Sire, ich höre«, stotterte die Königin. – »Sie werden auf diesem Ball erscheinen?« – »Ja«. – »Mit Ihren Diamantknöpfen?« – »Ja.«

Die Blässe der Königin nahm noch zu; dem König entging das nicht, er freute sich darüber mit jener kalten Grausamkeit, die einer der schlimmen Züge seines Charakters war. – »Dann ist die Sache abgemacht«, sagte er, »weiter hatte ich Ihnen nichts zu sagen.« – »Aber an welchem Tag soll der Ball stattfinden?« fragte Anna von Österreich. – Ludwig fühlte instinktiv, daß er auf diese Frage die Antwort verweigern müßte, denn die Königin hatte sie mit fast ersterbender Stimme gestellt. – »Nun, Madame, sehr bald, wie gesagt«, antwortete er, »ich besinne mich genau auf den Tag, will aber den Kardinal noch einmal danach fragen.« – »Der Kardinal hat Ihnen also Meldung von diesem Fest gemacht?« – »Jawohl, Madame«, antwortete der König erstaunt, »doch warum diese Frage?« – »Und hat Ihnen auch gesagt, daß Sie mich auffordern sollen, die Diamantknöpfe anzulegen?« – »Das heißt, Madame...« – »Oh, er ist's gewesen, und kein anderer, Sire!« – »Nun, was hat es denn zu sagen, ob er oder ich? Solche Einladung ist doch nicht etwa ein Verbrechen?« – »Nein, Sire.« – »Sie werden also erscheinen?« – »Ja, Sire.« – »Gut«, antwortete der König, »gut, ich rechne darauf.«

Die Königin knickste, weniger aus Etikette, als weil ihr die Knie den Dienst versagten. Der König schien entzückt. – »Ich bin verloren«, murmelte die Königin, »verloren, denn der Kardinal weiß alles, und nur er treibt den König an, der noch nichts weiß, aber bald alles erfahren wird. Ich bin verloren! Ach Gott! Ach Gott!«... Sie kniete auf ein Kissen und betete, den Kopf in den bebenden Armen vergraben. Ihre Lage war tatsächlich schrecklich. Buckingham war nach London zurückgekehrt. Frau von Chevreuse war in Tours. Strenger überwacht denn je zuvor, hatte die Königin das dumpfe Gefühl, als wenn eine ihrer Damen sie hinterginge; aber sie wußte nicht, welche. La Porte konnte keinen Fuß aus dem Louvre setzen. Sie hatte nicht eine Seele auf der Welt, der sie sich anvertrauen konnte. Angesichts des über sie hereinbrechenden Unglücks und über die Einsamkeit ihrer Lage außer sich, brach sie in heftiges Schluchzen aus. Da fragte plötzlich eine weiche, mitleidsvolle Stimme: »Kann ich denn Ihrer Majestät in keiner Weise dienen?« – Die Königin drehte sich rasch um, denn über den Klang der Stimme war keine Täuschung möglich: so konnte nur eine Freundin sprechen und fragen! Und wen erblickte die Königin im Rahmen einer der zu ihren Gemächern führenden Türen? Niemand anders als die niedliche Frau Bonacieux, die, als der König eintrat, in einem Kabinett mit dem Sortieren von Wäsche beschäftigt war, nicht mehr rechtzeitig hinausgehen konnte und alles, was zwischen den Majestäten gesprochen worden war, mitangehört hatte. Die Königin stieß, als sie sich überrascht sah, einen durchdringenden Schrei aus, denn sie erkannte in ihrer Verwirrung im ersten Augenblick die ihr von La Porte besorgte junge Frau nicht.

»Oh, Majestät, seien Sie ohne Furcht!« sagte, die Hände über der Brust faltend, die junge Frau, während ihr über den Kummer, den die Königin fühlte, Tränen in die Augen traten; »ich bin Ihnen mit Leib und Seele ergeben, und so untergeordnet auch meine Stellung sein mag, so hoch Sie auch über mir stehen,

so meine ich doch, ein Mittel gefunden zu haben, wie sich aller Verdruß vom Haupt Ihrer Majestät abwenden läßt.« – »Sie! O Himmel!« rief die Königin, »aber so blicken Sie mir doch in die Augen! Ich bin von allen Seiten verraten. Darf ich Ihnen denn trauen?« – »Oh, Madame!« rief die junge Frau, auf die Knie stürzend, »bei meiner Seele! Ich bin bereit, für Ihre Majestät zu sterben!« – Dieser Schrei war aus dem tiefsten Herzen gekommen, und wie vorhin die Stimme, so konnte auch er nicht täuschen. »Ja«, fuhr die kleine Frau fort, »Verräter gibt es hier, aber, beim heiligen Namen der Jungfrau schwöre ich Ihnen, daß niemand Ihrer Majestät treuer ergeben ist als ich. Sie haben diese Diamantknöpfe, die der König zu sehen begehrt, dem Herzog von Buckingham gegeben, nicht wahr? In einem Kästchen aus Rosenholz, das der Herzog unterm Arm hielt, nicht wahr? Oder sollte ich mich irren? Nein, nein! Es verhält sich so!«

»O mein Gott, mein Gott!« murmelte die Königin, der die Zähne vor Schreck klapperten. – »Nun, die Diamantknöpfe muß man wiederbekommen.« – »Gewiß, zweifellos, das muß man!« rief die Königin; »aber wie? Wie?« – »Es muß jemand zu dem Herzog geschickt werden.« – »Aber wer? Wem kann ich mich vertrauen?« – »Fassen Sie Vertrauen zu mir, Madame; erweisen Sie mir diese Ehre, meine Königin, und ich werde den Boten ausfindig machen.« – »Aber man wird schreiben müssen!« – »Ja, freilich, das ist unumgänglich nötig. Zwei Worte von Ihrer Hand und Ihr Privatsiegel!« – »Aber diese zwei Worte bedeuten meine Verdammnis, bedeuten Scheidung, Verbannung!« – »Ja, wenn sie in schlimme Hände fallen! Aber ich stehe dafür, daß diese zwei Worte an ihre rechte Adresse gelangen.« – »Oh, mein Gott! So soll ich wirklich mein Leben, meine Ehre, meinen Ruf in Ihre Hände legen?« – »Ja, Madame, es muß sein, und ich werde Ihnen alles, alles retten!« – »Aber wie? Das wenigstens sagen Sie mir!«

»Mein Mann ist eine ehrliche, gute Haut, ein Mensch, der

weder jemand mit seinem Haß verfolgt noch jemand mit seiner Liebe beglückt. Er wird tun, was ich will, wird auf meinen Befehl abreisen, ohne zu erfahren, was er bei sich trägt, und wird den Brief Ihrer Majestät an die aufgegebene Adresse besorgen, ohne zu wissen, daß er von Ihrer Majestät ist.«

Die Königin ergriff mit leidenschaftlichem Elan beide Hände der jungen Frau, blickte ihr in die Augen, als wenn sie ihr im tiefsten Herzen lesen wollte, und küßte sie zärtlich, als sie in ihren schönen Augen bloß lautere Herzlichkeit sah. »Tue das!« rief sie, »tue das, und du hast mein Leben, meine Ehre gerettet!« – »Oh, fassen Sie den Dienst, den ich Ihnen erweisen darf, nicht zu hoch auf! Ich brauche Majestät nichts zu retten, denn Majestät sind nur das Opfer hinterlistiger Anschläge!« – »Das ist wahr, Kind«, erwiderte die Königin, »du hast recht!« – »So geben Sie mir diese paar Worte, Madame; die Zeit drängt.«

Die Königin lief zu einem Tischchen, auf dem sich Tinte, Feder und Papier befanden; sie schrieb zwei Zeilen, siegelte den Brief mit ihrem Petschaft und übergab ihn Frau Bonacieux.

»Und nun«, sagte die Königin, »vergessen wir das Wichtigste nicht! Das Geld.« – Frau Bonacieux wurde blutrot. – »Freilich«, sagte sie, »ich muß Majestät bekennen, daß mein Mann...« – »Daß dein Mann keins hat, willst du sagen?« – »O nein, er hat schon Geld, aber er ist sehr knickerig; indessen, Majestät, darum keine Bange, es werden sich schon Mittel und Wege finden.« – »Viel Geld habe ich auch nicht«, sagte die Königin; »doch warte!« – Sie lief zu Ihrem Schrein. »Da«, rief sie, »nimm den Ring! Er ist, wie mir gesagt wurde, von hohem Wert; mein Bruder, der König von Spanien, hat ihn mir geschenkt; ich darf also frei über ihn verfügen. Mach ihn zu Geld, und bring deinen Mann auf den Weg!« – »In einer Stunde soll Ihr Befehl ausgeführt sein!« – »Du siehst die Adresse«, setzte die Königin hinzu, mit so leiser Stimme, daß die Worte, die sie sprach, kaum hörbar waren: »An Mylord Herzog von Buckingham in London.« – »Der Brief soll ihm persönlich übergeben werden.«

Frau Bonacieux küßte der Königin die Hände, verbarg das Papier in ihrem Mieder und verschwand, leicht und flink wie ein Vögelchen. Zehn Minuten später war sie zu Hause. Sie hatte ihren Mann, seit er in Freiheit gesetzt worden war, nicht wiedergesehen und wußte nichts von der Veränderung, die sich dem Kardinal gegenüber in seinem Herzen vollzogen hatte, seit er sich einbildete, dessen guter Freund geworden zu sein.

Der ehrsame Krämer hatte alsbald nach seiner Heimkehr seiner Frau geschrieben, daß er glücklich wieder aus der Bastille heraus sei, und die Frau hatte ihm dazu gratuliert und ihm versprochen, den ersten freien Augenblick, den sie fände, ihm zu schenken. Aber dieser erste Augenblick hatte nun schon fünf Tage auf sich warten lassen, und in jeder andern Lage würde das dem braven Bonacieux sehr lang vorgekommen sein; aber er hatte bei dem Besuch, den er bei dem Kardinal, und bei den wiederholten Besuchen, die ihm Graf Rochefort in dessen Auftrag gemacht hatte, überreichen Stoff zu Betrachtungen gefunden, und nichts verkürzt die Zeit so sehr wie ein bißchen Sinnieren. Seine Zukunft schien sich ja aufs denkbar beste zu wenden: ein Mann, der, wie er, einem Grafen »der liebe Bonacieux« war und nun schon so oft gehört hatte, daß »der große Kardinal« große Stücke auf ihn halte, mußte sich ja auf dem Pfad des Glücks und der Ehre wandeln sehen!

Seine kleine Frau dachte auch nach, jedoch über ganz andere als ehrgeizige Dinge. Ihre Gedanken drehten sich wie ein Perpetuum mobile um jenen schönen und tapfern jungen Mann, der in so heißer Liebe zu ihr entbrannt war. Sie hatte sich in ihrem achtzehnten Jahr mit Bonacieux verheiratet, hatte die ganze Zeit immer nur in dem spießbürgerlichen Bekanntenkreis ihres Mannes gelebt und darin für ihren muntern, lebensfrohen Geist herzlich wenig Anregung gefunden. Kein Wunder, daß ein junger Edelmann wie d'Artagnan, zumal zu jener Zeit der Adel in so ungeheurem Ansehen im ganzen Lande stand, eine Art faszinierenden Eindruck auf sie übte. Obendrein trug er die

schmucke Gardeuniform, die bei der Damenwelt nächst der Musketieruniform im größten Ansehen stand. Jung und hübsch und unternehmend war er auch, schwatzte von Liebe wie jemand, der verliebt und liebesdurstig ist, und hatte somit alle Eigenschaften an sich und in sich, die einem Frauchen von fünfundzwanzig Jahren – und dieses Alter hatte Frau Bonacieux gerade erreicht – den Kopf verdrehen konnten.

Die beiden Ehegatten trafen sich also, obgleich sie einander acht Tage lang nicht gesehen und in dieser Zeit große Dinge sich zwischen ihnen abgespielt hatten, nicht völlig frei von Voreingenommenheit. Herr Bonacieux legte nichtsdestoweniger aufrichtige Freude an den Tag und eilte seinem kleinen Frauchen mit offenen Armen entgegen. Sie reichte ihm die Stirn zum Kuß. Dann sagte sie: »Na, Männchen, ich denke, wir plaudern ein bißchen miteinander.« – »Wie?« fragte Bonacieux verwundert. – »Nun ja doch«, antwortete sie; »ich habe gerade über etwas recht Wichtiges mit dir zu reden.« – »Nun, ein paar ernste Fragen habe ich auch an dich zu richten. Erkläre mir doch, wie das mit deiner Entführung zusammenhängt.« – »Ach, darum dreht es sich im Augenblick nicht«, erwiderte die Frau. – »Und um was sonst? Um meine Haft etwa?« – »Ich habe davon gleich am ersten Tag gehört, der Sache aber keine große Bedeutung beigelegt, da du dich ja keines Vergehens schuldig gemacht, an keiner Intrige beteiligt hast und nichts wußtest, was dich oder andere hätte in Gefahr bringen können.« – »Du redest, wie es dir paßt, Frau!« erwiderte Bonacieux, durch das matte Interesse, das ihm seine Frau erwies, bitter gekränkt. »Weißt du, daß ich einen Tag und eine Nacht in einem Verlies der Bastille geschmachtet habe?« – »Ein Tag und eine Nacht sind schnell vorüber; befassen wir uns also nicht weiter mit deiner Bastille, sondern mit der Angelegenheit, die mich zu dir führt.«

»So – und was führt dich denn zu mir?« fragte der Krämer, lebhaft gereizt. »Doch wohl der Wunsch, deinen Mann wiederzusehen, von dem du seit acht Tagen getrennt gewesen?«

– »Das zuerst, und nachher etwas anderes.« – »Na, so rede doch!« – »Eine Sache von höherem Interesse, von der vielleicht unser künftiges Glück abhängt.« – »Seit ich dich nicht gesehen habe, Frau, hat sich unser künftiges Glück sehr stark verändert. Es sollte mich nicht weiter verwundern, wenn uns in ein paar Monaten gar viele Leute beneideten.« – »Ja, das kann vor allem sein, wenn du den Instruktionen folgst, die ich dir geben werde.« – »Mir?« – »Ja doch, dir. Es gilt eine edle, heilige Handlung zu verrichten, Mann, bei der zugleich ein schönes Stück Geld zu verdienen ist.«

Frau Bonacieux wußte, daß sie ihres Mannes schwache Seite traf, wenn sie den Geldpunkt berührte. Aber ein Mensch, und wenn es auch bloß ein simpler Krämer wäre, bleibt nicht derselbe, wenn er sich zehn Minuten lang mit dem Kardinal Richelieu unterhalten hat.

»So? Viel Geld ist dabei zu verdienen?« wiederholte Bonacieux, den Mund spitzend. – »Tausend Pistolen etwa.« – »Also handelt es sich wohl um eine recht ernste Geschichte, die ich verrichten soll?« – »Das allerdings.« – »Was soll ich dafür tun?« – »Auf der Stelle abreisen, mit einem Zettel, den du unter keinem Vorwand aus den Händen geben darfst, außer eigenhändig an seine Adresse.« – »Und wohin soll die Reise gehen?« – »Nach London.« – »Ich, nach London? Frau, du willst mich foppen! Was hätte ich denn in London zu tun?« – »Du nicht, aber andere Leute.« – »Wer ist denn das? Aufs Geratewohl unternehme ich nichts, das sage ich dir; ich will nicht bloß wissen, wem ich mich aussetze, sondern für wen ich mich Gefahren aussetze.« – »Eine erlauchte Person sendet dich, und eine erlauchte Person erwartet dich; der Lohn wird deine Wünsche weit übersteigen; soviel darf ich dir versprechen.« – »Schon wieder Intrigen? Noch immer Intrigen? Danke schön! Ich mag nichts mehr davon hören und sehen! Der Herr Kardinal hat mir ein Licht darüber aufgesteckt!« – »Der Kardinal?« rief Frau Bonacieux, »du bist beim Kardinal gewesen?« – »Er hat

mich rufen lassen«, antwortete der Krämer mit maßlosem Stolz. – »Und du bist unklug genug gewesen, seiner Einladung zu folgen?« – »Ich muß sagen, daß mir keine Wahl blieb, denn ich steckte zwischen zwei Feuern. Allerdings wäre ich, da mir damals Seine Eminenz nicht bekannt war, von Herzen froh gewesen, wenn ich mich von diesem Besuch hätte freimachen können.« – »Er hat dich also schlecht behandelt, hat dir gedroht?« – »Die Hand hat er mir gegeben und seinen Freund hat er mich genannt! Verstehst du, Frau? Seinen Freund! Dein Mann ist der Freund des großen Kardinals!« – »Des großen Kardinals!« – »Willst du ihm den Titel etwa abstreiten, Frau?« – »Ich bestreite das gar nicht, aber sagen will ich dir, daß eines Ministers Gunst eine Eintagsfliege ist, und daß man recht töricht ist, wenn man sich an eines Ministers Schöße hängt; es gibt Gewalten, die über die seine hinausragen und die nicht auf der Laune eines Mannes oder dem Ausgang eines Ereignisses beruhen, und solchen Gewalten soll man sich anschließen.«

»Recht schade, Frau; aber ich kenne nun einmal keine andere Gewalt als die des großen Mannes, dem ich die Ehre habe zu dienen.« – »So? Du dienst dem Kardinal?« – »Jawohl, Frau, und als sein Diener werde ich nicht erlauben, daß du dich an Komplotten wider die Sicherheit des Staates beteiligst und den Intrigen einer Frau die Hand leihst, die keine Französin ist, sondern mit ihrem Herzen an Spanien hängt. Zum Glück ist der große Kardinal da, und sein Späherblick wacht und dringt bis in die Tiefen der Herzen.« – Eine Phrase, die Bonacieux aus Rocheforts Mund gehört hatte! Die arme Frau aber, die auf ihren Mann gerechnet und sich in dieser Hoffnung für ihn bei der Königin verbürgt hatte, zitterte darum nicht minder, sowohl vor der Gefahr, in die sie sich fast gestürzt hätte, als vor der Machtlosigkeit, zu der sie sich verurteilt sah. Da sie aber die Schwäche und vor allem die Habgier ihres Mannes kannte, gab sie die Hoffnung, ihn ihren Plänen gefügig zu machen, noch immer nicht auf.

»So, so? Parteigänger des Kardinals ist mein Mann?« rief die kleine Frau, »Parteigänger der Schufte, die seine Frau mißhandeln und seine Königin schmähen!« – »Privatinteressen zerfallen in nichts vor denen des allgemeinen Wohls, und ich stehe auf seiten der Retter des Staates!« rief der Krämer. Wiederum eine Phrase, die er dem Grafen abgelauscht hatte. – »Und weißt du denn, was der Staat ist, von dem du faselst?« fragte, die Achseln zuckend, die Frau. »Laß dir an deiner Eigenschaft eines simplen Bürgers genügen und schlage dich auf die Seite, die dir die meisten Vorteile bietet.« – »He? He?« rief Bonacieux, auf einen strammen Beutel klopfend, der einen silbernen Klang von sich gab. »Was sagst du dazu, Frau Predigerin?« – »Woher hast du das viele Geld?« fragte sie. – »Hm, errätst du es nicht?« antwortete er. – »Vom Kardinal?« – »Von ihm und meinem Freunde, dem Grafen Rochefort!« – »Rochefort? Aber das ist ja der Wicht, der mich entführt hat!« – »Du hast mir ja schon gesagt, daß damit bloß ein politischer Zweck verfolgt wurde!« – »Ja, aber der Zweck war, mich zur Verräterin an meiner Herrin zu machen, mir durch die Folter Geständnisse zu entwinden, die die Ehre, vielleicht gar das Leben meiner erhabenen Herrin in Gefahr setzten.« – »Madame«, versetzte Bonacieux, »deine erhabene Herrin ist eine verschmitzte Spanierin, und was der Kardinal tut, das ist wohlgetan.« – »Mann«, rief die junge Frau, »daß du feige, geizig und dumm bist, wußte ich, aber für schuftig habe ich dich nicht gehalten!«

Zornig hatte Bonacieux seine kleine Frau noch niemals gesehen, und vor einem ehelichen Zerwürfnis ernsterer Natur hatte er gewaltigen Respekt; schier außer sich, fragte er, was solche Rede bedeuten solle. – »Daß du ein ehrloser Wicht bist, ein Hundsfott, ein erbärmliches Subjekt! Das soll meine Rede bedeuten!« rief die Frau, die recht wohl merkte, daß sie wieder Oberwasser bei ihrem Mann gewann. »So? mit Politik befaßt sich mein Mann? Sogar mit Kardinalspolitik? Ha! Für elende

Silberlinge verkauft sich mein Mann dem Teufel?« – »Dem Teufel nicht, sondern dem Kardinal!« – »Das ist ein und dasselbe!« rief die junge Frau; »wer Richelieu sagt, sagt Teufel!« – »Schweig, Frau, schweig! Man könnte dich hören!« – »Ja, du hast recht, und ich würde mich schämen müssen über deine Feigheit!«

»Aber was willst du denn eigentlich von mir?« – »Auf der Stelle abreisen sollst du, und wenn du den Auftrag, den ich dir zu erteilen geruhen werde, recht geschickt erledigst, will ich dir alles vergessen, dir auch verzeihen und – was dir vielleicht noch mehr gilt« – dabei gab sie ihm ihre kleine, niedliche Hand – »wieder Freundschaft mit dir schließen.«

Bonacieux war freilich ein Feigling und ein Knicker, aber seine Frau hatte er über die Maßen lieb, und so ließ er sich erweichen; und als Frau Bonacieux merkte, daß er unschlüssig wurde, fragte sie kurz: »Na, willst du?« – »Aber, Liebste, so überlege doch nur, was du von mir verlangst! London ist weit von Paris, sehr weit, und vielleicht ist der Auftrag, den du für mich hast, nicht ganz ohne Gefahr!« – »Gefahr? Was hat sie auf sich, wenn man ihr aus dem Wege geht?« – »Still, Frau, still!« rief der Krämer, »laß mich ja in Ruhe mit solchen Dingen, denn es fällt mir nicht ein, mich darauf einzulassen; ich habe die Bastille gesehen und will von keiner Intrige mehr etwas wissen. Brrr! Diese Bastille ist etwas Schreckliches! Mir stehen die Haare noch jetzt zu Berge, wenn ich an sie denke. Auch mit der Folter hat man mir gedroht. Weißt du, was es heißt, gefoltert zu werden? Holzkeile werden einem zwischen die Beine getrieben, bis die Knochen knacken! Nein, nein! Ich unternehme die Reise nicht. Aber, Schwerenot! Warum machst du dich denn nicht selbst auf die Socken? Kommt's mir doch ganz so vor, als ob ich mich in deinem Geschlecht geirrt habe. Weiß Gott! Ich glaube, du bist gar kein Frauenzimmer, sondern ein Mann im Unterrock, und obendrein noch einer, der Haare auf den Zähnen hat!«

»Und du«, rief die kleine Frau, »bist ein Weib, ein

erbärmliches, dummes, klägliches Geschöpf von Weib! Hahaha! Seht doch nur, wie den Hasenfuß die Furcht schüttelt! Nun, soviel sage ich dir: wenn du dich nicht im Augenblick auf den Weg machst, so lasse ich dich einsperren, auf Befehl der Königin, in das finsterste Verlies der Bastille, vor der du solche Furcht hast!«

Bonacieux versank in tiefes Sinnen; reiflich erwog er, welcher Groll ihm gefährlicher werden könnte: der der Königin oder der des Kardinals, und die Waage sank stark auf die Seite des Kardinals. »Laß mich dreist auf Befehl der Königin einstecken«, sagte er, »Seine Eminenz wird mich schon wieder herausholen.« Frau Bonacieux merkte jetzt, daß sie zu weit gegangen war. Sie erschrak fast über ihre Unbedachtsamkeit, einen Augenblick heftete sie den Blick auf dieses dumme Gesicht mit dem Ausdruck unbezwinglicher Verbohrtheit, den Blödsinnige zeigen, wenn sie von Furcht beherrscht sind. »Na, meinetwegen!« sagte sie, einlenkend. »Männer haben einen besseren Blick in politischen Dingen, als Frauen, und du, Männchen, hast nun gar mit dem Kardinal gesprochen! Hart ist's und bleibt's aber immer, daß mein Mann«, setzte sie hinzu, »auf dessen Liebe ich glaubte rechnen zu dürfen, mich so garstig behandelt und meiner Phantasie gar keine Rechnung trägt.« – »Deine Phantasie kann mich leicht zu weit führen,« versetzte Bonacieux triumphierend, »und davor graut's mir.« – »Ich werde mir es also aus dem Kopf schlagen«, erwiderte die junge Frau seufzend; »reden wir nicht mehr davon!« – »Wenn du mir wenigstens sagen wolltest, was ich in London verrichten soll«, erwiderte Bonacieux, dem ein bißchen zu spät einfiel, daß Rochefort ihm ans Herz gelegt hatte, soviel wie möglich hinter die Geheimnisse seiner Frau zu kommen. – »Es hat keinen Zweck, es dir zu sagen« erwiderte sie kühl, denn sie fühlte sich jetzt von einem seltsamen Mißtrauen beherrscht. »Es handelt sich um eine Bagatelle, wie sie Frauen oft einmal in den Sinn kommen, um gewisse Einkäufe, bei denen viel zu verdienen

gewesen wäre.«

Aber je mehr sich die Frau sträubte, sich auszusprechen, desto mehr meinte der Mann, es müsse sich um ein wichtiges Geheimnis handeln, von dem sie nichts sagen wollte. Deshalb hielt er es für geraten, sogleich den Grafen von Rochefort aufzusuchen und ihn davon in Kenntnis zu setzen, daß die Königin auf der Suche nach einem Boten sei, der für sie nach London reisen soll. »Sei nicht böse, Frau, wenn ich dich verlasse«, sagte er, »ich konnte aber nicht wissen, daß du kämest, und hatte mich mit einem guten Freund verabredet, ich bin aber im Augenblick wieder da, und wenn du eine Minute warten möchtest, bis ich mit meinem Freund gesprochen, könnte ich dich wieder nach dem Louvre zurückbringen.« – »Danke, danke«, antwortete Frau Bonacieux, »um mir etwas zu nützen, hast du nicht Mut genug; ich gehe deshalb schon lieber allein nach dem Louvre zurück.« – »Ganz, wie du willst, meine Liebe«, sagte Bonacieux. »Sehe ich dich bald einmal wieder?« – »Jedenfalls in der nächsten Woche, sobald mir mein Dienst einen freien Augenblick läßt.« – »Schön. Ich rechne darauf. Du bist mir doch nicht böse?«

»Ich? Nicht im mindesten!« – Er küßte seiner Frau die Hand und entfernte sich rasch. Als er die Haustür hinter sich geschlossen hatte und Frau Bonacieux mit sich allein war, schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen und rief: »Na, weiter hat dem Simpel nichts gefehlt, als daß er Parteigänger des Kardinals wurde! Und ich habe mich meiner armen Königin gegenüber verbürgt! Nun wird sie auch mich für ein Mitglied der Schurkenbande halten, die wider sie im Louvre konspiriert. Oh, mein lieber Bonacieux! So besonders viel war mir nie an dir gelegen, jetzt stehen die Dinge aber für dich noch schlechter, denn jetzt hasse ich dich!... Und verlaß dich darauf, das sollst du mir teuer bezahlen!«

Als sie das sagte, traf ein Schlag, der gegen die Stubendecke geführt wurde, ihr Ohr, und als sie hinaufsah, um die Ursache zu

ermitteln, rief eine Stimme hernieder: »Teure Madame Bonacieux, machen Sie mir doch die kleine Gartenpforte auf, und ich komme auf der Stelle zu Ihnen hinunter.«

Liebhaber und Gatte

»Ach, Madame«, sagte d'Artagnan, als er durch die Tür trat, die ihm von der jungen Frau geöffnet wurde, »nehmen Sie es mir nicht übel, aber Sie haben einen traurigen Waschlappen von Ehemann!« – »Sie haben wohl unser Gespräch mit angehört?« fragte Frau Bonacieux lebhaft, indem sie d'Artagnan unruhig ansah. – »Von Anfang bis zu Ende.« – »Aber wie denn bloß?« – »Durch ein nur mir bekanntes Verfahren, mit dessen Hilfe ich auch die lebhaftere Unterhaltung belauschte, die Sie mit den Häschern des Kardinals führten.« – »Und was haben Sie aus unserem Gespräch vernommen?« – »Tausenderlei! Zuerst, daß Ihr Mann ein Simpel und Schafskopf ist, zu meinem Glück. Sodann, daß Sie in Bedrängnis sind, was mir höchst gelegen kommt, weil es mir die Möglichkeit gibt, mich Ihnen gefällig zu erweisen, und Gott weiß, ob ich nicht bereit wäre, mich für Sie ins Feuer zu stürzen. Endlich habe ich aus Ihren Worten herausgehört, daß die Königin einen tapferen, gescheiten und ergebenen Mann braucht, der für sie eine Reise nach London unternimmt. Zwei von den drei Eigenschaften, die dazu gehören, besitze ich wenigstens, und da haben Sie mich!«

Frau Bonacieux gab keine Antwort, aber ihr Herz schlug vor Freude, und eine geheime Hoffnung blitzte aus Ihren Augen... »Und welche Bürgschaft wollen Sie mir geben, wenn ich mich dazu verstehe, Sie mit der Mission zu betrauen?« – »Die Liebe, die in meiner Brust für Sie schlägt! Sprechen Sie, befehlen Sie! Was soll ich tun?« – »Du meine Güte!« murmelte die junge Frau, »darf ich Ihnen ein solches Geheimnis anvertrauen? Sie sind ja noch beinahe ein Kind!« – »Ich merke schon, es wird jemand für mich Bürgschaft leisten müssen.« – »Daß mir das eine große Beruhigung wäre, stelle ich nicht in Abrede.« – »Kennen Sie Athos?« – »Nein.« – »Porthos?« – »Nein.« – »Aramis?« – »Nein. Was sind das für Herren?« – »Königsmusketiere. Kennen Sie Herrn von Tréville, Kapitän der

Musketiere?« – »Ja, diesen Herrn kenne ich, doch nicht persönlich, habe aber oft von ihm als bravem, rechtschaffenem Edelmann gehört.« – »Durch ihn dem Kardinal verraten zu werden, fürchten Sie nicht?« – »O nein, gewiß nicht!« – »Nun, enthüllen Sie ihm Ihr Geheimnis und fragen Sie ihn, ob Sie es mir, so wichtig, kostbar, furchtbar es auch sein mag, anvertrauen können.« – »Aber dieses Geheimnis gehört nicht mir, und ich darf es nicht ohne weiteres offenbaren.« – »Sie wollten es aber gerade Herrn Bonacieux anvertrauen«, sagte d'Artagnan ärgerlich. – »Wie man einen Brief der Höhlung eines Baumes, dem Flügel einer Taube, dem Halsband eines Hundes anvertraut.« – »Und mir nicht? Aber Sie sehen doch, daß ich Sie liebe!« – »Daß Sie es sagen, höre ich.« – »Nun, stellen Sie mich auf die Probe!«

Frau Bonacieux sah den jungen Mann an, nachdem sie ein letztes Bedenken überwunden hatte. Aber in seinen Augen glühte ein solches Feuer, aus seiner Stimme klang eine solche Zuversicht, daß sie sich förmlich gedrängt fühlte, ihm ihr Vertrauen zu schenken. Zudem befand sie sich in einer jener Lagen, in denen man alles wagen muß, um alles zu gewinnen. Die Königin war durch zu große Vorsicht ebenso gefährdet, wie durch zu große Vertrauensseligkeit. Dann bestimmte sie auch, wie wir gern bekennen, die unwillkürliche zarte Empfindung, die sich in ihrem Herzen für den Jüngling regte... »So hören Sie denn«, sagte sie endlich, »ich füge mich Ihren Beteuerungen und glaube Ihren Worten. Aber ich schwöre Ihnen vor Gott, der uns hört, daß ich mir selbst den Tod geben und Sie als meinen Mörder vor Gott anklagen werde, wenn Sie Verrat an mir begehen.« – »Und ich, Madame, schwöre Ihnen vor Gott,« rief d'Artagnan, »daß ich, sollte ich bei der Erfüllung der mir erteilten Aufgabe in Gefangenschaft geraten, eher sterben will, statt etwas zu tun oder zu sagen, was jemand bloßstellen könnte.«

Nun vertraute ihm die junge Frau das schreckliche Geheimnis

an, das ihm durch Zufall vor der Samaritersäule zum Teil zur Kenntnis gekommen war. Es war das gegenseitige Bekenntnis ihrer Liebe. D'Artagnan strahlte vor Stolz und Wonne. Im Besitz eines solchen Geheimnisses, geliebt von solcher Frau, kam er sich vor wie ein Riese... »Ich gehe auf der Stelle!« rief er. – »Wie, Sie wollen fort?« erwiderte sie, »und Ihr Regiment, Ihr Kapitän?« – »Bei meiner Seele, teure Konstanze, über dich habe ich das alles vergessen! Ja, du hast recht, ich muß um Urlaub einkommen.« – »Wieder ein Hindernis!« flüsterte mit schmerzlichem Ausdruck die junge Frau. – »Oh, das wird schnell überstiegen sein!« rief d'Artagnan nach einem Augenblick der Überlegung. »Heute abend werde ich Herrn von Tréville aufsuchen, der mir den Urlaub bei seinem Schwager, meinem Kapitän, schon verschaffen wird.« – »Nun aber noch etwas anderes!« – »Was, bitte?« fragte d'Artagnan, als er merkte, daß Frau Bonacieux nicht mit der Sprache heraus wollte. – »Sie haben vielleicht kein Geld?« – »Vielleicht geht schon ein bißchen weit«, antwortete er lächelnd. – »Nun«, sagte Frau Bonacieux, zu einem Wandschrank tretend, um den Beutel mit den Pistolen herauszunehmen, mit dem ihr Mann noch vor einer halben Stunde so geliebäugelt hatte, »das, nehmen Sie!«

»Den Beutel vom Kardinal!« brach d'Artagnan in helles Lachen aus; hatte er doch von der Unterhaltung zwischen dem Krämer und seiner Frau keine Silbe verloren. – »Jawohl, den nehmen wir,« erwiderte die Frau; »er zeigt sich ja in ganz stattlicher Verfassung!« – »Potztausend!« rief d'Artagnan, »die Königin mit dem Geld Seiner Eminenz aus der Patsche zu ziehen, wird eine doppelte Freude machen!« – »Sie sind ein liebenswürdiger, charmanter junger Mann!« erklärte Frau Bonacieux; »glauben Sie, Ihre Majestät wird nicht undankbar sein!« – »Oh, ich bin schon fürstlich belohnt!« rief d'Artagnan; »ich liebe dich, darf es dir sagen – das ist schon mehr Glück, als ich zu hoffen wagte.«

»Still!« flüsterte Frau Bonacieux, am ganzen Leib zitternd. –

»Was?« – »Man spricht auf der Straße.« – »Es ist ja...« – »Meines Mannes Stimme. Jawohl, ich habe sie erkannt.« – D'Artagnan rannte zur Tür und schob den Riegel vor. – »Er soll erst herein, wenn ich hinaus bin«, sagte er, »und wenn ich hinaus bin, dann machen Sie auf.« – »Aber ich müßte doch auch fort«, sagte sie, »und dann das Geld? Wie soll ich sein Verschwinden erklären, wenn ich da bin?« – »Richtig, wir müssen beide fort!« – »Fort? Aber wie? Wenn wir hinausgehen, so sieht er uns doch!« – »Ei, wir steigen in meine Stube hinauf!« – »Oh«, rief die kleine Frau, »Sie sagen das in einem Ton, der mir Furcht einflößt.«

Eine Träne stand ihr im Auge als sie das sagte. D'Artagnan sah die Träne und lag ihr im nächsten Augenblick zu Füßen. – »Zu mir hinauf!« rief er feurig. »Sie sollen dort so sicher sein wie in einem Heiligtum! Mein Ehrenwort als Edelmann!« – »Nun, so gehen wir«, antwortete sie, kurz entschlossen, »ich vertraue Ihnen, mein Freund!«

D'Artagnan schob wieder behutsam den Riegel zurück, worauf beide, wie Schatten, zur innern Tür in den Garten hinausschlüpften und leise die Hintertreppe hinauf in d'Artagnans Stube huschten. Kaum eingetreten, schob d'Artagnan, der größeren Sicherheit halber, den Riegel vor. Dann traten sie zusammen ans Fenster und sahen nun durch eine Ritze im Laden, daß Herr Bonacieux im eifrigen Gespräch mit einem Mann im Mantel vor der Tür stand. Den Mann im Mantel sehend, den Degen aus der Scheide reißen und zur Tür stürzen, war eins bei d'Artagnan... Es war der Mann von Meung!

»Um Gottes willen! Was haben Sie vor?« rief Frau Bonacieux; »Sie stürzen uns ins Verderben!« – »Ich habe geschworen, den Mann zu töten!« rief d'Artagnan. – »Ihr Leben ist einer höheren Aufgabe geweiht und gehört Ihnen nicht mehr. Im Namen der Königin verbiete ich Ihnen, sich in eine Gefahr zu stürzen, die mit Ihrer gelobten Reise nichts zu tun hat.« – »Und in deinem Namen, Konstanze, befiehlst du nichts?« – »In

meinem Namen«, antwortete Frau Bonacieux mit lebhafter Erregung, »bitte ich darum! Doch hören wir! Mir scheint, es wird von mir gesprochen.«

D'Artagnan trat ans Fenster und lauschte. Herr Bonacieux hatte die Tür aufgeklinkt und war, als er die Wohnung leer fand, wieder zu dem Mann im Mantel hinausgegangen, den er einen Augenblick allein gelassen hatte. »Sie ist fort«, sagte er, »sie wird wieder nach dem Louvre zurückgekehrt sein.« – »Sie glauben bestimmt, daß sie nicht argwöhnt, in welcher Absicht Sie weggegangen sind?« fragte der Mann im Mantel. – »Bestimmt, ganz bestimmt«, antwortete Bonacieux dünkelhaft; »dazu ist sie ja viel zu oberflächlich!« – »Ist der Gardist zu Hause?« – »Ich glaube nicht. Sie sehen ja, daß der Fensterladen geschlossen ist, und Licht sieht man auch nicht durch die Ritzen schimmern.« – »Immerhin sollte man sich darüber vergewissern. Sie brauchen ja nur zu klopfen!« – »Ich will den Pagen fragen«, sagte Bonacieux. – »So gehen Sie!« fuhr ihn der andere an.

Bonacieux trat wieder in sein Haus, um durch dieselbe Tür wie die beiden Flüchtlinge in den Garten hinaus und die Treppe hinaufzuschleichen. Oben angelangt, klopfte er an d'Artagnans Tür. Es kam keine Antwort. Um sich ein größeres Ansehen zu geben, hatte sich. Porthos heute d'Artagnans Pagen geliehen. D'Artagnan selbst aber hütete sich weislich, sich zu rühren. Aber als Bonacieux' Finger an die Tür pochte schlugen den beiden Flüchtlingen doch die Herzen gar gewaltig. Nach einer Weile ging Bonacieux wieder und sagte dem Mann unten, es sei niemand oben. »Gleichviel«, antwortete dieser, »bei Ihnen drin werden wir sicherer sein als draußen auf Ihrer Schwelle.«

»Ach, wie schade!« rief die Frau leise; »nun werden wir nichts mehr hören.« – »Im Gegenteil«, erwiderte d'Artagnan, »um so besser werden wir hören!« Er machte sich sogleich daran, die beiden Dielen aufzuheben, die seine Stube zu einem zweiten Ohr des Dionysius machten, breitete eine Decke auf die Dielen, kniete darauf und bedeutete Frau Bonacieux durch ein

Zeichen, sich gleich ihm zu der Öffnung herabzubeugen.

»Sie sind also sicher, daß niemand da ist?« fragte der Unbekannte. – »Ich bürge dafür«, versetzte Bonacieux. – »Und Sie meinen, daß Ihre Frau...« – »... wieder nach dem Louvre zurück ist«, ergänzte Bonacieux beflissen die Frage. – »Ohne mit jemand anders als Ihnen gesprochen zu haben?« – »Das steht ganz außer Zweifel.« – »Das ist ein wichtiger Punkt. Verstehen Sie?« – »Also ist die Nachricht«, rief Bonacieux, »die ich Ihnen gemeldet habe, von Wichtigkeit?« – »Von sehr großer Wichtigkeit, mein Lieber, wie ich unverhohlen bekenne.« – »Also wird der Kardinal mit mir zufrieden sein?« – »Ohne Frage!« – »Der große Kardinal!«

»Sie wissen bestimmt«, fragte der Mann im Mantel, »daß Ihre Frau in der Unterhaltung mit Ihnen keinen Personennamen genannt hat? Weder den Namen der Frau von Chevreuse noch den der Frau von Verriet oder gar den des Herzogs von Buckingham?« – »Nein; sie hat mir bloß gesagt, daß sie mich nach London schicken wolle, im Interesse einer erlauchten Person.«

»Der Verräter!« flüsterte seine Frau. – »Still!« sagte d'Artagnan, eine Hand ergreifend, die sie ihm, in Gedanken verloren.

»Immerhin«, nahm der Mann im Mantel wieder das Wort, »war es höchst einfältig von Ihnen, mein lieber Bonacieux, sich nicht so zu stellen, als wollten Sie den Auftrag übernehmen; dann hätten Sie jetzt den Brief, der bedrohte Staat wäre gerettet, und Sie...« – »Und ich?« – »Sie? Nun, der Kardinal hätte Sie in den Adelsstand erhoben!« – »Hat er Ihnen das gesagt?« – »Ja, ich weiß, er wollte Ihnen damit eine Überraschung bereiten.« – »Ruhig, ruhig«, sagte Bonacieux, »meine Frau betet mich an; noch ist es Zeit!«

»Der Simpel!« flüsterte Frau Bonacieux. – »Still!« flüsterte d'Artagnan, die Hand, die noch immer in der seinigen ruhte,

stärker drückend.

»Wieso noch Zeit?« fragte der Mann im Mantel. – »Ich laufe in den Louvre, frage nach meiner Frau und sage ihr, ich hätte mir die Sache überlegt, wollte ganz gern die Reise machen, nehme ihr den Brief ab und laufe zum Kardinal« – »Nur flink, Bonacieux, flink! Ich bin in einer Stunde wieder hier, um zu hören, was Sie ausgerichtet haben.« – Mit diesen Worten verließ er das Haus. – »Der Schuft!« rief Frau Bonacieux. Die freundliche Bezeichnung galt ihrem Mann. – »Pst!« machte d'Artagnan, die Hand noch inniger drückend, die ihm die Frau noch immer überließ.

Ein gräßliches Geheul riß d'Artagnan und die junge Frau jäh aus ihren Betrachtungen. Ihr Mann stieß es aus, denn er hatte nun wahrgenommen, daß der Beutel mit den Pistolen verschwunden war, und schrie aus Leibeskräften: »Diebe und Räuber!« – »Ach, lieber Gott!« jammerte die Frau, »er wird das ganze Viertel in Aufruhr setzen!« – Wohl schrie er lange und schrecklich; aber Geschrei war in den damaligen Zeitläuften keine Seltenheit. Zudem stand das Haus des Krämers in keinem guten Leumund mehr, und so ließen ihn die Leute schreien, ohne daß auch nur einer aus der Nachbarschaft sich bemüßigt fühlte, ihm zu Hilfe zu kommen. Aber er hörte nicht auf zu schreien, und rannte auf die Straße hinaus, und schrie weiter, bis seine Stimme endlich in der Richtung der Rue du Bac verhallte.

»Und nun er weg ist«, sagte Frau Bonacieux, »müssen Sie fort! Mut, vor allem aber Klugheit, und denken Sie daran, daß Sie sich der Königin weihen!« – »Ihr und, Konstanze, dir!«, rief d'Artagnan begeistert; »ich werde ihres Dankes würdig wiederkehren. Sei ruhig! Aber... werde ich auch bei der Rückkehr würdig befunden werden deiner Liebe?«

Die junge Frau hatte keine Antwort auf diese Frage außer dem lebhaften Rot, das ihr die Wangen färbte. Kurz darauf verließ auch d'Artagnan, in einen weiten Mantel gehüllt, unter dem die Scheide eines langen Degens kavaliermäßig hervorragte, das

Krämerhaus. Frau Bonacieux sah ihm nach mit jenem langen Blick inniger Liebe, mit dem die Frau den Mann begleitet, wenn sie sich geliebt weiß. Doch als er um die Straßenecke verschwunden war, sank sie auf die Knie und flehte mit gefalteten Händen: »O lieber, gütiger Gott! Beschütze meine Königin! Beschütze mich!«

Feldzugsplan

D'Artagnan begab sich geradeswegs zu Herrn von Tréville. Er hatte überlegt, daß der Kardinal in wenigen Minuten durch diesen Hundsfott von Unbekannten, der sein Agent zu sein schien, in Kenntnis gesetzt sein würde, und meinte mit Recht, daß jetzt jeder Augenblick kostbar sei. Sein Herz schäumte über vor Freude. Bot sich ihm doch eine Gelegenheit, Ruhm zu erwerben und zugleich Reichtümer einzuheimsen! Außerdem hatte ihm diese Gelegenheit das Herz der Frau näher gebracht, die er mit schwärmerischer Begeisterung verehrte. Das war wirklich mehr auf einen Hieb, als er sich je hätte träumen lassen.

Herr von Tréville saß in seinem Salon, umgeben von seinem ständigen Kreis von Edelleuten. D'Artagnan, als Vertrauter des Hauses bekannt, verfügte sich ohne weiteres in das Privatkabinett und ließ Herrn von Tréville melden, er sei in einer Sache von höchster Wichtigkeit da. Kaum fünf Minuten verflossen, so erschien Herr von Tréville. An dem freudestrahlenden Gesicht seines jungen Freundes erkannte er auf den ersten Blick, daß es sich tatsächlich um etwas ganz Besonderes handeln müsse. Unterwegs war d'Artagnan mit sich zu Rate gegangen, ob er sich Herrn Tréville anvertrauen oder sich nur völlig freie Hand in einer geheimen Angelegenheit erbitten solle. Herr von Tréville war aber immer so freundlich und gütig zu ihm gewesen, war dem König und der Königin so treu ergeben und haßte den Kardinal so aus vollem Herzen, daß d'Artagnan sich entschloß, ihn vollständig einzuweihen.

»Nun, junger Freund«, sagte Tréville, »Sie haben mich zu sprechen verlangt?« – »Ja, Herr«, versetzte d'Artagnan, »und Sie werden mir hoffentlich die Störung verzeihen, wenn ich Sie von der wichtigen Angelegenheit unterrichtet habe, um die es sich handelt.« – »Nun, dann sprechen Sie! Ich höre!« – »Es handelt sich um nichts Geringeres«, flüsterte d'Artagnan, »als um die

Ehre, vielleicht gar um das Leben der Königin!« – »Was faseln Sie da?« fragte Tréville, sich scheu umsehend, ob sie auch wirklich allein seien, und faßte dann d'Artagnan scharf ins Auge. – »Ich erkläre, Herr, daß mich der Zufall zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht hat...« – »Das Sie hoffentlich nicht ausplaudern werden, junger Mann, bei Ihrem Leben nicht!« – »Das ich aber Ihnen anvertrauen muß, Herr, denn Sie allein können mir bei der Mission helfen, mit der mich Ihre Majestät betraut haben.«

»Gehört Ihnen das Geheimnis?« – »Nein, nur der Königin!« – »Sind Sie von Ihrer Majestät ermächtigt, es mir mitzuteilen?« – »Nein, Herr, es ist mir im Gegenteil die strengste Geheimhaltung ans Herz gelegt worden.« – »Und warum wollen Sie mir gegenüber Ihr Versprechen brechen?« – »Weil ich, wie gesagt, ohne Sie machtlos bin, und weil ich fürchte, Sie möchten mir die Gunst, um die ich Sie bitten will, verweigern, sofern Sie nicht wissen, zu welchem Zweck ich sie erbitte.« – »Behalten Sie Ihr Geheimnis für sich und sagen Sie mir, was Sie von mir wollen.« – »Vierzehn Tage Urlaub wünsche ich durch Sie von meinem Kapitän bewilligt zu erhalten.« – »Und wann?« – »Noch heute nacht.« – »Sie wollen Paris verlassen?« – »In heiliger Mission.« – »Dürfen Sie mir sagen, wohin Sie reisen sollen?« – »Nach London.« – »Hat jemand Interesse daran, daß Sie Ihr Ziel nicht erreichen?« – »Der Kardinal würde, glaube ich, Himmel und Hölle in Bewegung setzen, mich daran zu hindern.«

»Sie reisen allein?« – »Ganz allein.« – »Dann kommen Sie nicht über Bondy hinaus. Mein Wort darauf!« – »Wieso?« – »Weil man Sie meuchlings ermorden wird.« – »Dann lasse ich eben in Erfüllung meiner Pflicht mein Leben.« – »Aber Ihre Mission bleibt unerfüllt!« – »Das allerdings«, versetzte d'Artagnan, tief bekümmert. – »Glauben Sie mir«, sagte Tréville, »bei solchen Unternehmungen gelten vier Männer mehr als einer.« – »Oh, Sie haben recht, Herr«, versetzte

d'Artagnan, »aber Sie kennen Athos, Porthos und Aramis und wissen, ob ich über sie verfügen kann.« – »Ohne ihnen das Geheimnis anzuvertrauen, das ich nicht wissen will?« – »Wir haben uns ein für allemal blindes Vertrauen und Treue in allen Lebenslagen gelobt. Übrigens können Sie ihnen ja sagen, daß Sie volles Vertrauen in mich setzen, und sie werden mir nicht minder glauben als Sie selbst!« – »Ich kann jedem von ihnen einen vierzehntägigen Urlaub geben, weiter nichts: Athos, weil er zur völligen Genesung ins Bad muß, nach Forges meinethalben; Porthos und Aramis, weil sie ihren Freund in solch schmerzlicher Lage begleiten sollen. Der Urlaubspaß wird Ihnen Beweis dafür sein, daß ich ihre Mitreise gutheiße.« – »Danke, Herr, danke! Sie sind hundertfältig gütig.« – »Dann suchen Sie sie auf der Stelle auf und bringen noch heute nacht alles in Ordnung! Ach, zuvor aber schreiben Sie mir Ihr Gesuch für Des Essarts auf! Wer weiß, ob Sie nicht einen Spion auf Ihren Fersen hatten? Ihr Besuch bei mir wird dann, falls er dem Kardinal gemeldet werden sollte, sich rechtlich begründen lassen.«

D'Artagnan brachte schnell die paar Zeilen zu Papier.

Herr von Tréville nahm sie in Empfang und versprach, daß vor Ablauf von zwei Stunden die vier Urlaubspässe ausgefertigt und ausgefolgt sein würden... »Den meinigen«, bat d'Artagnan, »Schicken Sie gütigst mit zu Athos; falls ich mich noch einmal in meine Wohnung begäbe, möchte es wohl einen bösen Zusammenstoß setzen.« – »Noch eins!« sagte Tréville, ihn zurückrufend, »sind Sie mit Geld versorgt?« – »Ja.« – »Auch hinreichend?« – »Dreihundert Pistolen.« – »Gut, damit kommt man bis ans Ende der Welt. Glückliche Reise!«

D'Artagnan verneigte sich. Tréville reichte ihm die Hand, und d'Artagnan verabschiedete sich mit ehrerbietigem Händedruck. Zuerst begab er sich zu Aramis. Seit jenem Abend, als er Frau Bonacieux nachgeschlichen war, hatte er den Freund nicht wieder aufgesucht, und, wenn er ihn gesehen hatte, eine tiefe

Traurigkeit auf seinem Gesicht zu lesen gemeint. Auch heute saß Aramis, in finstre Gedanken versunken, in seiner Stube. D'Artagnan fragte nach den Gründen dieser trüben Stimmung; der Freund entschuldigte sich damit, daß er einen Kommentar über das neunzehnte Kapitel des heiligen Augustin abzufassen habe, der ihn außerordentlich in Anspruch nähme... Als die Freunde ein paar Augenblicke geplaudert hatten, trat ein Diener des Herrn von Tréville ein mit einem versiegelten Schreiben.

»Was ist denn das?« fragte Aramis. – »Der Urlaub, um den Herr Aramis nachgesucht hat«, antwortete der Diener. – »Ich? Urlaub? Ich bin doch nicht um Urlaub eingekommen«, rief Aramis. – »Still doch, und nehmen Sie den Paß«, flüsterte d'Artagnan. »Hier, Freund«, wandte er sich an den Diener, »haben Sie eine halbe Pistole für den Weg, und sagen Sie Herrn von Tréville, Herr Aramis lasse verbindlich danken.«

Der Diener machte einen Bückling und verschwand.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte Aramis. – »Nehmen Sie, was zu einer vierzehntägigen Reise als Wichtigstes vonnöten ist«, versetzte d'Artagnan. – »Aber ich kann in diesem Augenblick Paris nicht verlassen«, erwiderte Aramis, »denn ich muß erst wissen...« – »Was aus ihr geworden ist? Nicht wahr?« – »Aus wem?« – »Aus der Dame, die hier war, und der das gestickte Taschentuch gehört.« – »Wer hat Ihnen gesagt, daß eine Dame hier war?« versetzte Aramis. während ihm alle Farbe aus dem Gesicht wich. – »Ich habe sie gesehen.« – »Und wissen, wer sie ist?« – »Ich kann es mir wenigstens denken.« – »Hören Sie«, rief Aramis, »da Sie soviel wissen, so wissen Sie sicher auch, was aus ihr geworden ist?« – »Ich vermute, daß sie sich wieder nach Tours begeben hat.« – »Nach Tours? Jawohl, das stimmt. Sie kennen Sie. Aber wie ist sie wieder nach Tours zurückgekehrt, ohne mir etwas zu sagen?« – »Weil sie Furcht hatte, verhaftet zu werden.« – »Und wie kommt es, daß sie mir noch nicht geschrieben hat?« – »Weil sie fürchtet, sich bloßzustellen.«

»D'Artagnan, Sie geben mir das Leben wieder!« rief Aramis. »Ich hielt mich für verschmäht, verraten; ach! und ich war doch so glücklich, sie wiederzusehen! Daß sie um meinetwillen ihr Leben in Gefahr brachte, konnte ich nicht glauben, und doch, aus welchem Grund sonst hätte sie nach Paris zurückkommen sollen?« – »Aus demselben Grund, der uns heute nach England führt.« – »Und aus welchem?« – »Das werden Sie eines Tages erfahren, Aramis; aber für den Augenblick muß ich die Zurückhaltung der Nichte des Doktors nachahmen.« – Aramis lächelte, denn er gedachte der Auskunft, mit der er eines Abends die Freunde abgefertigt hatte. – »Wohlan denn«, sagte Aramis, »da die Dame Paris verlassen hat und Sie Gewißheit darüber haben, d'Artagnan, hält mich hier nichts zurück, und ich folge Ihnen gern. Wir gehen also, sagen Sie...« – »Zunächst zu Athos, und wenn Sie mitkommen wollen, so bitte ich Sie, sich tunlichst zu beeilen, denn wir haben bereits viel Zeit verloren. Instruieren Sie Bazin!« – »Was? Soll der auch mit?« – »Vielleicht. Jedenfalls wird es gut sein, ihn jetzt mit zu Athos zu nehmen.«

Aramis rief Bazin und befahl ihm, ihn bei Athos zu treffen. Dann nahm er Mantel, Degen und drei Pistolen, zog überflüssigerweise drei, vier Schubfächer auf, um sich zu vergewissern, daß er nicht etwa andere Pistolen darin zurücklasse, und folgte, als er sich vom Gegenteil überzeugt hatte, dem Freunde, während er sich die Frage vorhielt, wie es dem jungen Gardisten möglich gewesen sei, so genau zu erfahren, wer die Frau sei, der er bei sich Unterkunft gewährt hatte, und besser als er zu wissen, was aus ihr geworden war. Ehe er den Fuß über die Schwelle setzte, legte er die Hand auf die Schulter des Freundes, sah ihm fest in die Augen und fragte: »Gesprochen haben Sie mit niemand über die Frau?« – »Mit keiner Seele.« – »Auch nicht mit Athos und Porthos?« – »Mit keiner Silbe.« – »Recht so! Recht so!«

Über diesen wichtigen Punkt beruhigt, folgte Aramis dem Freund zu Athos. Sie trafen ihn, mit seinem Urlaubspaß in der

einen und einem Schreiben des Herrn von Tréville in der andern Hand... »Können Sie mir erklären, was dieser Paß und dieser Brief bedeuten, die ich eben erhalten?« fragte Athos, vor Verwunderung außer sich.

»Mein lieber Athos«, lautete das Schreiben, »da Ihre Gesundheit es unbedingt erfordert, daß Sie sich vierzehn Tage erholen, erteile ich Ihnen auf diese Zeit Urlaub, den Sie in Forges oder sonst einem Ihnen genehmen Badeort verleben mögen. Mit dem Wunsch, daß Sie sich gut erholen möchten, bin ich Ihr wohlgeneigter Tréville.«

»Nun, Paß und Brief bedeuten, daß Sie mir folgen sollen, Athos.«

»Im Dienst des Königs?« – »Des Königs oder der Königin; sind wir nicht Diener beider Majestäten?« – In diesem Augenblick trat Porthos ein. »Donnerwetter!« rief er, »so etwas ist ja noch nie dagewesen! Seit wann gibt's bei den Musketieren Urlaub, ohne daß man ihn verlangt?« – »Seit es Freunde in der Welt gibt, die Urlaub für die Musketiere fordern.« – »Ah!« rief Porthos, »wie es scheint, gehen neue Dinge vor!« – »Jawohl«, antwortete Aramis, »das heißt, wir gehen, auf die Reise!« – »Wohin?« fragte Porthos. – »Meiner Treu«, erklärte Athos, »darauf weiß ich nichts zu erwidern; da mußt du dich schon an d'Artagnan wenden.« – »Nach London geht die Reise, meine Herren«, erklärte d'Artagnan. – »London!« rief Porthos, »und was wollen wir dort?« – »Das kann ich Ihnen nicht sagen, meine Herren; in dieser Hinsicht müssen Sie mir blindlings vertrauen.« – »Aber, um nach London zu gehen, braucht man Geld, und ich habe keines.« – »Ich auch nicht«, schloß Aramis sich diesen Worten des Freundes an, und Athos versicherte dasselbe.

»Aber ich habe welches«, rief d'Artagnan, zog seinen Schatz aus der Tasche und schüttete ihn auf den Tisch. »Da sind dreihundert Pistolen, für jeden fünfundsiebzig; das reicht bis London und zurück. Nur ruhig, meine Herren! Es wird um so besser reichen, als wir schwerlich alle bis London gelangen

werden.« – »Und wieso das?« – »Weil aller Wahrscheinlichkeit nach ein paar von uns unterwegs werden haltmachen müssen.«

»Oho! So ist's wohl ein richtiger Feldzug, den wir unternehmen?« – »Einer der gefährlichsten, auf den Musketiere bis jetzt ausgezogen sind, wie Ihr mir dreist glauben dürft.« – »Oho! Aber, wenn wir uns in Lebensgefahr bringen sollen«, sagte Porthos, »so möchte ich doch wenigstens wissen, warum?« – »Darüber wirst du nicht lange im unklaren bleiben«, meinte Athos. – »Ich muß aber sagen«, erklärte Aramis, »daß ich ganz der Ansicht unseres Freundes Porthos bin.« – »Ist es Gewohnheit Seiner Majestät, Rechenschaft abzulegen? Nein! Er sagt rundheraus: Meine Herren, in der Gascogne oder in Flandern wird Krieg geführt; marschiert hin und helft mit schlagen! Warum? Darüber braucht sich doch keiner ein graues Haar wachsen zu lassen.« – »D'Artagnan hat recht«, erklärte Athos »Hier sind unsere drei Urlaubspässe, von Herrn von Tréville ausgestellt, und da dreihundert Pistolen, die Gott weiß woher stammen. Lassen wir uns vom Leben zum Tode spedieren dort, wohin man uns spediert. Lohnt's denn, um das bißchen Leben soviel Worte zu verlieren? D'Artagnan, ich folge dir!« – »Ich auch!« rief Porthos. – »Ich auch!« rief Aramis; »mir ist's ganz recht, daß wir aus Paris herauskommen, denn ein bißchen Zerstreuung tut mir not.« – »Oh. daran wird's nicht fehlen.« rief d'Artagnan; »darum unbesorgt!« – »Und nun: wann geht's los?« fragte Athos. – »Auf der Stelle!« versetzte d'Artagnan; »wir dürfen keine Minute verlieren!« – »Holla! Grimaud, Planchet, Mousqueton, Bazin!« riefen die vier Stürmer ihre Pagen, »die Stiefel gewichst und die Rosse gesattelt!« – Die vier Burschen trollten sich. – »Und nun«, rief Porthos, »an unsern Feldzugsplan! Wohin reiten wir zunächst?« – »Nach Calais«, erklärte d'Artagnan; »es ist der nächste Weg nach London.« – »Nun«, erklärte Porthos, »meine Meinung ist die: wenn vier zusammen reisen, entsteht leicht Verdacht. D'Artagnan soll uns einzeln instruieren; ich reite bis Boulogne

voraus als Aufklärer; Athos folgt zwei Stunden später auf der Straße nach Amiens; Aramis folgt uns über Noyon, und d'Artagnan folgt uns auf der ihm genehmen Route in Planchets Tracht, während Planchet in d'Artagnans Gardeuniform in Calais eintrifft.« – »Die Pagen bei solcher Sache ins Vertrauen zu ziehen«, bemerkte Athos, »scheint mir nicht ratsam; ein Geheimnis kann durch Zufall von einem Edelmann verraten werden; von Bedienten aber wird es wohl immer verkauft.«

»Porthos' Ansicht«, erklärte d'Artagnan, »scheint mir unausführbar, weiß ich doch selbst nicht, wie ich euch instruieren soll. Ich soll einen Brief nach London bringen; das ist alles. Drei Abschriften von dem Brief habe ich nicht und kann sie auch nicht besorgen, denn der Brief ist versiegelt. Es wird also weiter nichts übrigbleiben, als zusammen zu reisen. Den Brief habe ich hier in meiner Tasche. Falle ich, dann nimmt ihn einer von euch und setzt die Reise fort. Fällt er, so kommt ein anderer von euch an die Reihe, und so fort: Wenn nur einer von uns ankommt, das genügt, denn mehr ist nicht nötig.« – »Bravo, d'Artagnan! Ich schließe mich deinem Vorschlag an«, erklärte Athos. »Übrigens heißt es doch, konsequent sein; ich will ein Bad aufsuchen, und ihr wollt mich begleiten; statt nach Forges will ich in ein Seebad gehen, ich bin doch völlig freier Herr meines Willens. Hält man uns an, so zeige ich den Brief des Herrn von Tréville vor, und ihr eure Urlaubspässe; greift man uns an, so verteidigen wir uns; prozessiert man gegen uns, so bleiben wir steif und fest dabei, daß uns jede andere Absicht, als ein paarmal unters Meer zu tauchen, vollständig fernliegt. Mit vier einzelnen Leuten hätte man leichtes Spiel; vier Mann vereint, bilden schon eine stattliche Truppe. Die Pagen bewaffnen wir mit Pistolen und Musketen; schickt man Truppen gegen uns aus, so liefern wir ihnen eine Schlacht, und wer die andern überlebt, wird Überbringer des Briefes.«

»Gut gesprochen«, rief Aramis; »oft sprichst du nicht, Freund Athos, aber wenn du sprichst, trittst du mit dem heiligen

Chrysostomus in Wettstreit. Ich schließe mich dir an, Athos. Und du, Porthos, wie denkst du?« – »Ich bin, wenn es d'Artagnan recht ist, gleicher Meinung wie ihr. D'Artagnan als Träger des Briefes ist natürlich das Haupt der Unternehmung; er soll entscheiden, und wir tun nach seinem Willen.« – »Nun, so beschließe ich, daß wir uns nach dem von Athos mitgeteilten Plan verhalten und in einer halben Stunde aufbrechen.« – »Angenommen!« riefen die drei Musketiere im Chor. Dann tat jeder einen Griff in den Beutel des Kardinals, zählte sich fünfundsiebzig von den Goldfüchsen ab und traf seine Vorkehrungen, um zur festgesetzten Zeit reisefertig zu sein.

Die Reise

Um zwei Uhr morgens verließen unsere vier Abenteurer durch die Barrière von Saint-Denis Paris. Solange die Nacht dauerte, verhielten sie sich stumm; wider Willen unterlagen sie dem Einfluß der Dunkelheit und sahen überall Hinterhalte. Sobald aber der Tag graute, lösten sich ihre Zungen; und mit der Sonne kehrte die Fröhlichkeit bei ihnen ein. Es war ihnen zumute, wie am Vorabend einer Schlacht; das Herz schlug, die Augen lachten, man fühlte, daß das Leben, das man vielleicht lassen müsse, doch eine ganz hübsche Sache ist.

Der Zug bot übrigens einen höchst imposanten Anblick: die Rappen der Musketiere, ihre kriegerische Haltung und der kavalleristische Drill, den sie auch auf solchem Ritt nicht ablegen konnten, hätte diese adligen Kameraden des gemeinen Soldaten selbst unter dem strengsten Inkognito verraten. Hinter ihnen ritten die bis an die Zähne bewaffneten vier Pagen.

Bis Chantilly ging alles vorzüglich. Dort trafen sie in der achten Morgenstunde ein. Da sie Appetit hatten, wurde vor einer Herberge gehalten, dem Schild nach »Zum heiligen Martin«, denn es stellte den Heiligen dar, der einem Armen die Hälfte seines Mantels reicht. Den Pagen wurde befohlen, die Pferde nicht abzusatteln und sich zu sofortigem Wiederaufbruch bereit zu halten. Darauf begaben sie sich in die Gaststube und setzten sich an den gemeinsamen Tisch. Ein eben aus Dammartin angekommener Gast war schon beim Essen. Er fing eine Unterhaltung an mit ein paar Worten über den Regen und die schöne Witterung; die vier Reisenden gaben ihm Antwort; der Unbekannte brachte die Gesundheit der Reisenden aus, und sie erwiderten seine Artigkeit. Als aber Mousqueton mit der Meldung hereinkam, die Pferde seien gesattelt, und sie sich vom Tisch erhoben, brachte der Fremde dem Kardinal ein Wohl aus und forderte Porthos auf, mit ihm anzustoßen; Porthos

erwiderte, er werde der Aufforderung gern entsprechen, wenn der Fremde seinerseits mit ihm auf die Gesundheit des Königs trinken wollte. Der Fremde rief, er kenne keinen andern König als den Kardinal, worauf Porthos ihm sagte, er habe sicher einen Schluck zuviel getrunken. Der Fremde riß den Degen aus der Scheide. »Du hast eine Dummheit gemacht, Porthos«, sagte Athos, »es läßt sich aber nicht mehr rückgängig machen; stich den Mann nieder und komm uns so schnell wie möglich nach!«

Daraufhin stiegen die drei andern zu Pferd und ritten mit verhängten Zügeln weiter, während Porthos seinem Gegner versprach, ihn nach allen Regeln der Kunst abzutun... »Das wäre Nummer eins, der unterwegs bleibt«, meinte Athos. – »Weshalb der Mensch nur gerade Porthos von uns allen zum Zielpunkt seines Angriffs genommen hat?« fragte Aramis. – »Weil Porthos von uns allen am lautesten gesprochen und der Fremde ihn für unsern Anführer gehalten hat«, meinte d'Artagnan. – »Ich hab's ja schon immer gesagt«, murmelte Athos, »dieser Gascogner Junge ist ein wahrer Weisheitsbrunnen.«

In Beauvais wurde zwei Stunden Rast gemacht, um die Pferde verschnaufen zu lassen und auf Porthos zu warten. Als er aber nach dieser Zeit sich noch nicht sehen ließ, machten sie sich wieder auf den Weg. Etwa eine Stunde hinter Beauvais, dort, wo sich die Straße zwischen Dämmen verengt, trafen sie auf annähernd zehn Leute, die sich den Anschein gaben, als ob sie mit der Ausbesserung der Straße beschäftigt seien. Ein Stück weit war sie aufgebrochen, und da Aramis in dem Schmutz für seine blanken Stiefel fürchtete, ließ er die Leute derb an. Athos wollte es ihm wehren, aber zu spät. Die Leute verhöhnten nun die drei Reiter, und, darüber außer sich, sprengte Athos auf sie ein. Da rannten die Leute zu ihrer Bude und stellten sich mit Musketen davor auf. Aramis wurde von einer Kugel in der Schulter getroffen,. Mousqueton bekam einen Schuß in den Schenkel.

»Ein Hinterhalt!« rief d'Artagnan. »Verwahren wir unsere

Schiepseisen und machen wir, daß wir weiterkommen!« – Aramis hielt sich, seiner Wunde nicht achtend, an der, Mähne seines Rappen; Mousqueton, der sich nicht mehr aufrecht halten konnte, hatte sein Pferd laufen lassen, das jetzt hinter den Reitern hergesetzt kam. »Schön!« meinte Athos, »so haben wir wenigstens einen Reservegaul!« – »Ein Reservehut wäre mir schon lieber«, meinte d'Artagnan. »Mir ist meiner durch eine Kugel vom Kopf gerissen worden; zum Glück hatte ich meinen Brief nicht hineingesteckt!« – »Die bringen doch unsern armen Porthos um«, seufzte Aramis, »wenn er allein vorbeireiten will.« – »Wäre er auf den Beinen, so müßte er uns schon eingeholt haben«, sagte Athos. »Wahrscheinlich hat der Saufaus auf dem Kampfplatz seinen Rausch ausgeschlafen.«

Sie galoppierten noch zwei Stunden weiter, obgleich die Pferde so abgetrieben waren, daß sie jeden Augenblick zu stürzen drohten. In der Meinung, den Weg ungestörter fortsetzen zu können, hatten die Reiter einen Seitenweg eingeschlagen; aber in Crevecœur erklärte Aramis, nicht mehr weiter zu können. Er hatte seine ganze Kraft aufgeboten, um bis hierher auszuhalten. Sie mußten ihn vom Pferde heben und in ein Gasthaus tragen. Hier ließen sie ihn mit Bazin zurück, von dem sie bei einem feindlichen Zusammenstoß ohnehin keinen Vorteil gehabt hätten. Nunmehr auf zwei reduziert, die beiden Pagen Grimaud und Planchet natürlich nicht gerechnet, ritten sie weiter.

»Mord und Brand!« rief Athos, »mich soll niemand mehr dumm machen! Kein Mensch soll mir bis Calais den Mund auseinanderbringen oder den Degen aus der Scheide locken. Ich schwöre...« – »Lassen wir die Schwüre!« erwiderte d'Artagnan, »und reiten wir lieber, solange uns die Pferde nicht einen Strich durch die Rechnung machen.« – Noch einmal gaben sie ihren Rappen die Sporen und langten um Mitternacht in Amiens an, wo sie im Gasthof zur Lilie abstiegen. Der Wirt machte den harmlosesten Eindruck von der Welt. Mit der wollenen Mütze in

der einen, dem Leuchter in der andern Hand, empfing er die Reisenden und versprach, ihnen die besten Zimmer zu geben.

Leider lagen diese aber an beiden Enden eines langen Korridors, so daß man außerstande gewesen wäre, sich zu verständigen oder im Falle der Not zu helfen. D'Artagnan lehnte deshalb das Anerbieten des Wirtes ab und erklärte, sich mit Athos in einem Bett behelfen zu wollen, ließ sich auch von dem Wirt nicht anders bestimmen. Als sie die Tür innen verbarrikadiert hatten, wurde plötzlich draußen an die Läden gepocht; sie erkannten die Stimmen ihrer beiden Pagen und machten auf... »Grimaud«, sagte Planchet, »wird mit den Pferden schon allein fertig; ich werde mich quer vor die Tür auf Stroh legen; auf diese Weise wird's jedermann schwer werden, den Weg zu Ihnen hereinzufinden.«

Grimaud erhielt Befehl, die Pferde für die fünfte Stunde zum Aufbruch fertig zu halten. Die Nacht aber verlief ruhig, von einem Versuch abgesehen, der in der zweiten Stunde unternommen wurde, in das Zimmer zu dringen, worin d'Artagnan und Athos den Schlaf des Gerechten schliefen. Auf Planchets »Wer da?« hieß es aber von den nächtlichen Besuchern, man müsse sich in der Zimmernummer geirrt haben, und von da ab blieb alles im Hause ruhig. Dagegen gab es kurz nach vier Uhr früh draußen im Hof Spektakel. Grimaud war mit den Hausknechten in Streit geraten, als er die Pferde aus dem Stall führen wollte, und durch einen Hieb mit einer Heugabel zu Boden gestreckt worden. Als Planchet in den Stall ging, die Pferde zu holen, sah er, daß keines mehr laufen konnte. Die Sache fing an, bedenklich zu werden. Es war ja möglich, daß all diese widrigen Vorkommnisse zufälliger Art waren; wie aber, wenn sie das Werk einer Intrige wären? Während Planchet sich bei den Leuten im Hof erkundigte, ob im Ort drei Pferde zu kaufen seien traten d'Artagnan und Athos vor die Haustür und bemerkten zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß dort zwei frischgesattelte Pferde standen. Sie erkundigten sich nach ihren

Besitzern und erfuhren, daß diese gleichfalls in dem Gasthof genächtigt hätten und gerade beim Wirt ihre Zeche beglichen. Athos begab sich in der gleichen Absicht in die Wirtsstube, während d'Artagnan mit Planchet vor der Tür stehenblieb. Athos langte arglos zwei Goldstücke aus der Tasche. Der Wirt saß allein an seinem Schreibsekretär, nahm Athos das Geld ab, drehte es ein paarmal in der Hand hin und her und rief plötzlich, es sei falsches Geld, er werde Athos mit seinen Gefährten auf der Stelle festnehmen lassen.

»Schuft!« schrie Athos, einen Schritt gegen den Mann vortretend, »ich schneide dir die Ohren ab.« – Im nächsten Augenblick stürzten vier bis an die Zähne bewaffnete Männer zu den Seitentüren herein und fielen über Athos hei... »Ich bin gefangen!« schrie Athos mit aller Kraft seiner Lungen. »Fort, d'Artagnan, fort! So schnell du kannst!« und drückte seine beiden Pistolen ab... D'Artagnan und Planchet ließen sich das nicht zweimal sagen, sondern koppelten die vor der Tür stehenden Rosse los, schwangen sich hinauf und sprengten in gestrecktem Galopp davon... »Was wohl aus Athos geworden ist?« fragte d'Artagnan seinen Pagen. – »Ach, Herr«, erwiderte dieser, »ich habe zwei unter seinen Hieben fallen sehen, und durch die Glastür ist's mir so vorgekommen, als ob er sich mit den andern beiden nicht minder glücklich befaßte.« – »Tapfrer Athos!« flüsterte d'Artagnan, »und zu denken, daß man ihn im Stiche lassen muß! Aber wer weiß, ob uns nicht vielleicht ein paar Schritte von hier das gleiche Geschick erwartet? Vorwärts, Planchet, vorwärts! Du bist ein braver Junge!«

»Ich sagte Ihnen ja schon, Herr«, versetzte Planchet, »die Pikarden lernt man erst kennen, wenn man sie braucht; übrigens bin ich hier zu Hause, und das spornt mich an!«

Ohne ein einziges Mal anzuhalten, jagten sie bis Saint-Omer. Hier ließen sie die Pferde verschnaufen, schlangen draußen auf der Straße ein paar Bissen hinunter, ohne die Zügel aus der Hand zu lassen, aus Furcht, daß ihnen vielleicht wieder

irgendein Aufenthalt zustoßen könnte. Sobald die Pferde sich ausgeruht hatten, brachen sie wieder auf. Hundert Schritte vor den Toren von Calais stürzte d'Artagnans Pferd und ließ sich nicht wieder auf die Beine bringen; aus Augen und Nase drang ihm das Blut. Mit Planchets Pferd war es nicht ganz so schlimm; es war aber auch nicht mehr vom Platz zu bringen, und so blieb d'Artagnan nichts anderes übrig, als die beiden Tiere im Stich zu lassen und die Strecke bis zum Hafen zu Fuß zurückzulegen. Etwa fünfzig Schritte vor ihnen ging ein Edelmann mit seinem Pagen. Planchet machte seinen Herrn auf ihn aufmerksam; er schien es sehr eilig zu haben; auf seinen Stiefeln lag fingerdicker Staub. Sobald er am Hafen war, rief er dem ersten besten Schiffer, der ihm entgegenkam, zu, ob er ihn vielleicht sofort nach England übersetzen könne.

»Nichts leichter als das!« antwortete der Mann, der zufällig Kapitän eines Segelkutters war. »Bloß ist heute morgen Befehl gekommen, daß niemand hinüber darf, der nicht einen Paß vom Kardinal vorzuweisen hat.« – »Solchen Paß habe ich«, erklärte der Edelmann und zog ein Papier aus seiner Tasche, »da, sehen Sie!« – »Lassen Sie ihn vom Hafenkommandanten visieren«, erwiderte der Kutterkapitän, »und wenden Sie mir den Verdienst zu!« – »Wo finde ich den Hafenkommandanten?« – »In seinem Landhaus, etwa eine Viertelstunde vor der Stadt... Dort am Fuß des kleinen Hügels, das Haus mit dem Schieferdach.« – »Danke schön!« sagte der Edelmann und schlug den Weg nach der bezeichneten Örtlichkeit ein.

D'Artagnan folgte ihm mit Planchet im Abstand weniger Schritte. Sobald die Stadt hinter ihnen war, stellte d'Artagnan den Fremden am Eingang zu einem kleinen Wäldchen... »Sie scheinen es mir recht eilig zu haben, Herr?« fragte er ihn. – »Allerdings, Herr!« – »Das ist mir recht schmerzlich«, sagte d'Artagnan, »mir geht's nämlich genau so, und darum wollte ich Sie bitten, mir den Vortritt zu lassen!« – »Bedaure!« antwortete der Edelmann, »ich habe in vierundzwanzig Stunden sechzig

Meilen bezwungen und muß morgen mittag in London sein.« – »Ich habe dieselbe Strecke in vierzehn Stunden bezwungen und muß schon morgen früh in London sein«, erklärte d'Artagnan. – »Sehr schlimm, Herr; aber ich bin zuerst dagewesen und werde zuerst passieren.« – »Sehr schlimm, Herr; aber ich bin zu zweit gekommen und werde zuerst passieren.« – »Im Dienst des Königs!« rief der Fremde. – »Im eigenen Dienst!« versetzte d'Artagnan. – »Aber mir scheint, Sie suchen Streit?« – »Mord und Brand, was soll das bedeuten?« – »Nichts weiter, als daß Sie mir den Paß vom Kardinal ausfolgen! Ich habe keinen und brauche einen.« – »Sie belieben wohl zu spaßen?« – »Mein Herr, ich spaße nie!« – »Dann lassen Sie mich passieren!« – »Sie rühren sich nicht von der Stelle!«

»Lubin!« befahl der Edelmann seinem Pagen, »die Pistolen her!« – »Planchet!« rief d'Artagnan, »erbarme dich des Burschen, ich nehme den Herrn auf mich!«

Planchet, durch seinen ersten Erfolg kühn gemacht, fiel über Lubin her, und da er ein sehr kräftiger Bursche war, hatte er ihn bald geworfen und setzte ihm das Knie auf die Brust... »Jetzt, Herr, ist die Reihe an Ihnen! Ich bin mit meiner Sache fertig!« rief er.

Der Edelmann zog den Degen, als er Lubin stürzen sah, und fiel gegen d'Artagnan aus, merkte aber gleich, daß er es mit einem sehr gefährlichen Gegner zu tun hatte. In knapp drei Sekunden hatte er drei Stiche im Leib. »Einen für Athos, einen für Porthos, einen für Aramis!« rief d'Artagnan, als der Edelmann nach dem dritten Stich wie eine träge Masse auf den Sand stürzte. D'Artagnan glaubte, er sei tot oder wenigstens ohnmächtig und trat zu ihm, ihn nach seinem letzten Willen zu fragen. Kaum aber hatte er sich über ihn gebeugt, als der Fremde, noch im Besitz seines Degens, ihm einen Stich in die Brust versetzte mit dem Ruf: »Einen für Euch!« – »Und einen für mich! Dem letzten das Beste!« schrie d'Artagnan wütend und nagelte den Gegner mit einem vierten Stoß durch den Leib am

Boden fest. Diesmal schloß er die Augen und sank in Ohnmacht. D'Artagnan riß ihm den Paß aus der Tasche, der auf den Namen Graf von Wardes lautete. Einen letzten Blick auf den schmucken Edelmann werfend, der kaum fünfundzwanzig Jahre zählte, und den er, vielleicht tot, auf der Strecke ließ, stieß er einen Seufzer aus über das seltsame Geschick der Menschen, einander zu vernichten um anderer willen, die ihnen fremd sind und oft gar nicht einmal wissen, daß sie auf der Welt sind! Aber er wurde bald durch Lubin aus seinem Sinnen gerissen, der aus Leibeskräften um Hilfe schrie. Planchet hatte ihn an der Gurgel und würgte ihn. »Solange ich ihn halte, Herr«, sagte Planchet, »soll er mir nicht mucksen; laß ich ihn aber los, so fängt er gewiß gleich wieder an; er müßte kein Normanne sein!« Wirklich versuchte Lubin auch, trotzdem ihm Planchet die Kehle wie in einem Schraubstock zusammenpreßte, ein paarmal laut zu stöhnen.

»Warte!« rief d'Artagnan und drehte sein Taschentuch zu einem Knebel, den er Lubin in den Mund schob. »Bravo!« rief Planchet, »nun binden wir ihn an einen Baum!« – Das war im Augenblick geschehen; dann schleppten sie den Grafen von Wardes zu ihm, und da die Nacht zu sinken begann und der Geknebelte und der Verwundete ein Stück vom Weg ab im Wald lagen, stand zu erwarten, daß sie bis zum andern Tag dort liegen würden, ehe sich jemand ihrer annähme... – »Und nun zum Gouverneur!« rief d'Artagnan. – »Aber, Herr, ich dächte, Sie wären verwundet?« fragte Planchet. – »Die Schmarre hat nicht viel auf sich«, versetzte d'Artagnan, »befassen wir uns mit dem, was wichtiger ist! Das Persönliche hat Zeit.«

Mit langen Schritten eilten sie dem Landhaus des Würdenträgers zu. Graf von Wardes wurde gemeldet und d'Artagnan alsbald vorgelassen... »Sie bringen einen Befehl vom Kardinal?« fragte der Hafenkommandant. – »Jawohl, Herr«, versetzte d'Artagnan, »da ist er!« – »Richtig! Er ist in Ordnung. Mir scheint, die Eminenz will jemand den Weg nach England

abschneiden?« – »Ganz recht. Einem gewissen d'Artagnan aus Bearn, der mit drei Freunden von Paris nach London unterwegs ist.« – »Sie kennen den Herrn?« – »Gewiß.« – »So geben Sie mir. sein Signalement!« – D'Artagnan gab das Signalement des Grafen von Wardes. – »Hat er Begleitung?« fragte der Hafendirektor. – »Einen Pagen, mit Namen Lubin.« – »Nun, ich lasse die beiden Leutchen überwachen, und Seine Eminenz dürfen ruhig schlafen. Sie sollen London nicht sehen, sondern zurück nach Paris eskortiert werden.« – »Dadurch werden Sie sich den Kardinal zu großem Dank verpflichten«, meinte d'Artagnan, mochte aber keine Zeit weiter mit Komplimenten vergeuden, sondern verbeugte sich vor dem freundlichen Herrn, bedankte sich bei ihm und ging. Sobald sie das Haus hinter sich hatten, rannten d'Artagnan und Planchet spornstreichs zum Hafen. Der Kutter lag noch vor Anker, schien aber bloß auf den Edelmann gewartet zu haben, der mit nach England hinüber wollte. »Da haben Sie meinen Paß, vom Hafenkommandanten visiert«, sagte d'Artagnan. – »Schön«, antwortete der Kapitän; »aber wo bleibt der andere?« – »Der will heute nicht fahren«, sagte d'Artagnan. »Machen Sie sich deshalb keine Sorge, ich bezahle für beide die Überfahrt.« – »Na, wenn's an dem ist, so wollen wir nicht lange warten«, sagte der Kapitän.

D'Artagnan sprang mit Planchet an Bord, und bald waren sie auf hoher See. Nach kaum einer Viertelstunde dröhnte ein Kanonenschuß vom Lande herüber: das Signal, daß der Hafen geschlossen wurde. Nun hielt es d'Artagnan an der Zeit, sich um seine Wunde zu kümmern. Die Degenspitze hatte eine Rippe gestreift und war am Knochen hinuntergeglitten; das Hemd hatte sich an der Wunde festgesogen, so daß nur ein paar Tropfen Blut geflossen waren. Aber d'Artagnan fühlte sich doch wie zerschlagen. Der Kapitän ließ eine Matratze auf Deck bringen, und bald schlief d'Artagnan wie ein Murmeltier. Als er am andern Morgen die Augen aufschlug, war der Kutter nur etwa vier Meilen noch von der Küste Englands entfernt. Die Brise,

die fast die ganze Nacht flau gewesen war, hatte allmählich ganz nachgelassen, und so wurde es zehn, ehe der Kutter im Hafen von Dover Anker werfen konnte. Halb elf Uhr sprang d'Artagnan mit dem Ruf: »Endlich, endlich erreicht!« an Land.

Das stimmte jedoch nicht ganz; denn wenn er auch England erreicht hatte, so doch nicht London. Aber da es damals in England schon einen guteingerichteten Postkutschdienst gab, so dauerte es nur noch knappe vier Stunden, bis auch die Hauptstadt erreicht war. D'Artagnan kannte weder London, noch ein Wort Englisch; er half sich, indem er den Namen Buckingham auf ein Stück Papier schrieb, und jedes Kind konnte ihm daraufhin den Palast des Herzogs zeigen. Der Herzog aber war nicht in London, sondern in Windsor mit dem König auf der Jagd. D'Artagnan wandte sich deshalb an den vertrauten Kammerdiener des Herzogs, der sein ständiger Begleiter auf Reisen war und die französische Sprache beherrschte, und sagte ihm, daß er eigens von Paris in einer Sache käme, bei der es sich um Leben und Tod handle, und daß er mit dem Herzog auf der Stelle sprechen müsse. Patrice – so hieß dieser »Minister des Ministers« – faßte Vertrauen zu dem jungen Edelmann aus Frankreich, der so frisch von der Leber mit ihm redete, ließ ein paar Pferde satteln und übernahm es, den jungen Gardesoldaten nach Windsor zu bringen. Planchet hatte man aus dem Sattel heben müssen; er lag jetzt, steif wie ein Stock, vor der Palasttür. Der arme Wicht war zu Ende mit seiner Kraft – d'Artagnan hingegen schien von Eisen.

In Windsor erfuhren sie, daß der König mit dem Herzog in einem drei Meilen entfernten Röhricht auf der Entenjagd sei. In einer knappen Stunde war auch diese Strecke überwunden. Patrice hörte schon die Stimme seines Herrn von weitem, wie er seinen Falken heranrief... »Wen soll ich dem Herzog melden?« fragte Patrice. – »Den jungen Mann, der eines Abends auf dem Pont-Neuf, vor der Samaritaine, mit ihm Streit gesucht hat«, versetzte d'Artagnan. »Eine sonderbare Empfehlung!« brummte

Patrice. – »Sie werden schon sehen, daß sie jede andere aufwiegt«, versetzte d'Artagnan ruhig.

Buckingham erkannte d'Artagnan auf der Stelle, und da ihm eine Ahnung sagte, daß in Frankreich Dinge geschähen, deren sofortige Kenntnis für ihn unumgänglich vonnöten sei, sprengte er zu d'Artagnan.

»Der Königin ist doch kein Unglück geschehen?« fragte er. Die ganze Liebe, die sein Herz erfüllte, lag in dieser Frage.

»Ich glaube nicht, aber Ihre Majestät schwebt in großer Gefahr, aus der bloß Euer Gnaden sie retten können.« – »Ich?« rief Buckingham, »und wie? wodurch? Sprechen Sie sprechen Sie!« – »Dieser Brief hier wird Sie unterrichten«, sagte d'Artagnan. »Er kommt von Ihrer Majestät, soviel ich weiß.« – »Von Ihrer Majestät?« wiederholte Buckingham, so stark erbleichend, daß d'Artagnan ihn einer Ohnmacht nahe fürchtete. Aber er hatte im Nu das Siegel erbrochen... »Gerechter Himmel!« rief der Herzog; »was habe ich gelesen! Patrice, hiergeblieben! Oder vielmehr laufe zum König, sieh zu, wo du ihn triffst, und sage Majestät, ich lasse demütigst um Entschuldigung bitten, aber eine Sache von höchster Wichtigkeit rufe mich nach London. Kommen Sie, Herr, kommen Sie!«

Und im Galopp jagten Buckingham und d'Artagnan nach der Hauptstadt.

Mylady Winter

Den ganzen Weg entlang ließ sich Buckingham über alles, war d'Artagnan wußte, berichten. Mit Hilfe seiner Erinnerungen an das, was er selbst in Frankreich erlebt hatte, konnte er sich bald ein richtiges Bild von der mißlichen Lage machen, in der die Königin, nach den kurzen Andeutungen ihres Briefes, schwebte. Was ihn aber in lebhafte Verwunderung setzte, war der Umstand, daß der Kardinal, der doch über Mittel genug gebot, und dem alles daran liegen mußte, ihn ohne Kenntnis von all diesen Vorgängen zu halten, nicht imstande gewesen war, den jungen Bearner unterwegs aufzuhalten. D'Artagnan erzählte, wie er von Paris ausgeritten war, wieviel Kameraden er unterwegs zurückgelassen, wie er sich mit dem Grafen von Wardes geschlagen und wie er zuletzt den Hafenkommandanten von Calais geprellt hatte. Der Herzog hörte ihm aufmerksam zu und maß ihn lange mit erstaunten Blicken, denn er konnte nicht fassen, daß ein junger Mensch von kaum zwanzig Jahren ein solches Maß von Klugheit, Umsicht und Tapferkeit entfaltet hatte, daß ihm die schlimmsten Feinde nichts anhaben konnten und daß er den mißlichsten Situationen gewachsen war. In kurzer Zeit ritten sie durch die Tore von London. Wenn aber d'Artagnan gemeint hatte, der Herzog werde in der Stadt den rasenden Galopp seines Pferdes mäßigen, so war er im Irrtum. Ohne sich darum zu kümmern, ob er jemand niederritt, ohne sich nach den unglücklichen Menschen, die ihm nicht rechtzeitig ausweichen konnten, auch nur umzusehen, flog er durch die Straßen, und d'Artagnan, dem es vorkam, als wenn sich in das Schmerzensgeschrei Verletzter wilde Verwünschungen anderer, die empört über solche Rücksichtslosigkeit waren, gemischt hätten, folgte ihm, nach Kräften bemüht, ihm nicht allzuweiten Vorsprung zu lassen.

Im Hof seines Palastes warf der Herzog seinem Roß die Zügel über den Hals, schwang sich aus dem Sattel und stürmte die

Treppe hinauf, durch mehrere Salons, von denen einer vornehmer ausgestattet war als der andere, bis er in einem Schlafgemach stand, das ein richtiges Wunderwerk von Geschmack und Reichtum war. Im Alkoven befand sich eine Tapetentür, die der Herzog mit einem goldenen Schlüsselchen öffnete. Auf der Schwelle eines kleinen, zur Kapelle hergerichteten Raumes, der von einer großen Anzahl Kerzen erleuchtet wurde, drehte Buckingham sich um, denn d'Artagnan hatte gemeint, aus Diskretion zurückbleiben zu sollen... »Sofern Ihnen die Ehre zuteil wird, vor Ihrer Majestät zu erscheinen, so melden Sie ihr, was Ihre Augen hier gesehen haben.«

Durch diese Worte ermutigt, folgte d'Artagnan dem Herzog, der die Tür hinter ihnen schloß. Über einem Altar, unter einem Prachthimmel von blauem Samt, der von weißen und roten Federn gekrönt war, hing ein Damenporträt in natürlicher Größe, das niemand anders in täuschender Ähnlichkeit darstellte als Anna von Österreich, die Königin von Frankreich. Darunter stand das Kästchen aus Rosenholz, das die zwölf Diamantknöpfe barg, die die Königin dem Herzog bei seinem letzten Besuch zum Andenken übergeben hatte. Vor dem Altar kniete der Herzog nieder und öffnete das Kästchen... »Da, sehen Sie«, sagte er und nahm eine große, von Diamanten glitzernde Bandschleife heraus, »hier sind die kostbaren Knöpfe, die ich mit ins Grab zu nehmen geschworen hatte. Die Königin hat sie mir gegeben, die Königin nimmt mir sie wieder, der Name der Königin sei gelobt!« Darauf küßte er die Knöpfe der Reihe nach, fuhr aber plötzlich mit jähem Schrei in die Höhe.

»Was ist Ihnen, Mylord?« fragte d'Artagnan unruhig. – »Oh, alles ist verloren!« rief Buckingham, totenbleich den Bearner anstarrend. »Es fehlen zwei davon! Es sind nur noch zehn!« – »Hat Mylord sie verloren, oder sind sie gestohlen worden?« rief d'Artagnan. – »Gestohlen sind sie!« versetzte der Herzog, »im Auftrag des Kardinals! Da sehen Sie, die Ösen, an denen sie gehangen haben, sind durchgeschnitten.« – »Wer kann der Dieb

sein? Vielleicht befinden sich die Knöpfe noch in seinen Händen?« – »Ruhig, ruhig!« rief der Herzog. »Ich habe sie bloß ein einziges Mal getragen, vor acht Tagen auf einem Ball in Windsor. Die Gräfin Winter hat sich in meiner Nähe zu tun gemacht. Sie war eifersüchtig auf mich. Sie hat es getan, aus Rache! Im Auftrag des Kardinals, denn ich habe die Gräfin seitdem nicht mehr gesehen.« – »Also hat der Kardinal Agenten in der ganzen Welt?« fragte d'Artagnan verdutzt. – »Gewiß!« rief Buckingham zähneknirschend, »er ist ein furchtbarer Gegner... Doch wann soll der Ball stattfinden, von dem die Königin schreibt?« – »Nächsten Montag.«

»In fünf Tagen also? Oh, soviel Zeit werden wir nicht gebrauchen... Patrice!« rief er und öffnete die kleine Tür wieder... Der Diener erschien fast im selben Augenblick. »Patrice, hole meinen Juwelier und meinen Sekretär!«... Der Diener verschwand, und der Sekretär, wenngleich an zweiter Stelle gerufen, war der erste, der kam... Buckingham hatte sich inzwischen nach dem Schlafzimmer begeben und saß an dem kleinen Mahagonitisch, mit der Niederschrift von Briefen beschäftigt... Als der Sekretär eintrat, drehte der Herzog sich rasch um... »Jackson«, rief er, »Sie begeben sich stehenden Fußes zum Lordkanzler und sagen ihm, die hier niedergeschriebenen Befehle seien auf der Stelle zu vollziehen.« – »Und wenn der Lordkanzler sich nach den Gründen zu solch außerordentlichen Maßnahmen erkundigt?« fragte der Sekretär, nachdem er einen Blick in die Papiere geworfen hatte. – »Dann antworten Sie ihm: *es sei so mein Belieben, und ich hätte niemand Rechenschaft zu geben.«* – »Diese Antwort«, fragte der Sekretär lächelnd, »soll der Lordkanzler Seiner Majestät geben, wenn Majestät so neugierig sein sollte, den Grund für die Sperre aller britischen Häfen zu erfahren?« – »Sie haben recht, Jackson«, versetzte Buckingham. »Falls der König fragen sollte, so mag der Lordkanzler ihm sagen, der Krieg gegen Frankreich sei beschlossen, und die Hafensperre wäre die erste feindselige

Maßregel Englands.«

Der Sekretär verneigte sich und trat ab.

»So!« rief Buckingham, »nach dieser Seite sind wir sicher, denn wenn die beiden gestohlenen Knöpfe nicht schon in Frankreich oder dorthin unterwegs sind, so werden sie nicht vor Ihnen dorthin gelangen.« – »Wieso?« – »Ich habe Embargo auf alle zur Zeit in britischen Häfen befindlichen Schiffe gelegt. Ohne besondere Erlaubnis der Hafenbehörden wird, solange das Verbot besteht, kein Schiff auszulaufen wagen.« – D'Artagnan maß den Mann, der seine ihm vom König eingeräumte Gewalt so eigenmächtig im eigenen Interesse ausbeutete, mit erstauntem Blick. Buckingham schien dem Jüngling die Gedanken vom Gesicht abzulesen, die in dessen Herzen vorgingen, und fuhr lächelnd fort: »Ja, meine eigentliche Königin ist Anna von Österreich, und auf ein Wort, einen Wink von ihr verrate ich Gott, Vaterland und König. Sie war es, die mich bat, den Hugenotten von La Rochelle die ihnen zugesagte Hilfe nicht zu senden, und die Hilfe blieb aus; freilich, ich habe mich wortbrüchig gemacht, aber – ich war gehorsam ihrem Wunsch, und bin ich nicht großmütig belohnt worden für meinen Gehorsam? Denn seitdem schmückt ihr Bild mein Schlafzimmer.«

D'Artagnan dachte staunend, an wie schwachen Fäden oft die Geschicke von Völkern und das Leben von einzelnen hängen, wurde jedoch durch den Eintritt des Goldschmiedes aus seinen Betrachtungen gerissen. Es war ein Ire, einer der geschicktesten in seinem Fach, der gegen niemand damit hinterm Berg hielt, daß er an dem Herzog von Buckingham einen Kunden habe, der ihn hunderttausend Francs im Jahre verdienen lasse.

»O'Reilly«, redete der Herzog ihn an, »was kostet das Stück von diesen Diamantknöpfen?« – »Fünfhundert Pistolen, Mylord«, antwortete der Goldschmied, nach kurzer Prüfung von Stein und Fassung. – »Bis wann können Sie mir zwei davon anfertigen? Sie sehen, es fehlen zwei am Dutzend.« – »In acht

Tagen.« – »Ich bezahle dreitausend Pistolen, muß die Knöpfe aber bis übermorgen haben«, rief der Herzog. – »Mylord sollen die beiden Knöpfe bis übermorgen haben«, antwortete der Goldschmied. – »Schön, aber ich kann keinem Menschen einen solchen Knopf anvertrauen; Sie müssen die Arbeit also in meinem Palais machen!« – »Unmöglich, Mylord; außer mir kann niemand die Knöpfe so machen, daß sie von den andern nicht zu unterscheiden sind.« – »Darum, mein lieber O'Reilly, sind Sie mein Gefangener und dürfen erst wieder aus meinem Palais, wenn Sie die Arbeit ausgeführt haben. Entschließen Sie sich kurz und nennen Sie mir diejenigen Ihrer Gehilfen, die Sie zur Mitarbeit hier brauchen, ebenso das unentbehrliche Handwerkszeug. Ich will dieses und die Gehilfen holen lassen.« – »Aber meiner Frau darf ich es doch sagen lassen?« fragte der Goldschmied, der den Herzog sattsam kannte, um sich zu sagen, daß ihm nichts anderes übrigbliebe, als sich zu fügen. – »Oh, Sie können sich Ihre Frau sogar herkommen lassen«, versetzte der Herzog lachend; »Sie sollen in milder Haft gehalten werden und an nichts Mangel leiden, sollen auch für alle Beschwerden im vollsten Maße schadlos gehalten werden. Da, nehmen Sie als Handgeld den Gutschein über tausend Pistolen! Der Preis für die beiden Knöpfe hat nichts damit zu tun.«

Der Goldschmied sandte seiner Frau den Gutschein und schrieb ihr, ihm den besten seiner Gehilfen ins Palais zu schicken mit einer Auswahl von Diamanten nach aufgegebenem Gewicht und Gehalt, und dem zur Arbeit notwendigen Handwerkszeug. Ein Zimmer im Palais war in der Zeit von einer halben Stunde zur Werkstatt umgewandelt; eine Wache wurde vor der Tür postiert mit dem Befehl, außer dem Kammerdiener Patrice niemand Zutritt, aber auch weder dem Goldschmied noch seinem Gesellen den Austritt zu gestatten.

Darauf wandte sich der Herzog wieder zu d'Artagnan... »Von jetzt ab, junger Freund, gehört England uns beiden! Was wünschen, was begehren Sie?« – »Ein Bett«, antwortete

d'Artagnan, »darauf kommt es mir, offen gestanden, zunächst am meisten an.«

Buckingham führte d'Artagnan in ein Zimmer, das unmittelbar an das von ihm bewohnte stieß. Er wollte ihn zur Hand behalten, nicht aus Mißtrauen, sondern um jemand in seiner Nähe zu haben, mit dem er sich von der Königin ständig unterhalten konnte... Nach einer Stunde wurde in London bekanntgegeben, daß die Hafensperre über ganz England verhängt sei, und zwar nicht bloß über Fracht- und Personenschiffe, sondern sogar über alle Postboote: eine Verordnung, die in aller Augen für gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung gegen Frankreich galt.

Am zweiten Tag, um elf Uhr, waren die beiden Diamantknöpfe fertig, und zwar in einer so täuschenden Nachahmung, daß es dem Herzog nicht möglich war, die neuen von den alten zu unterscheiden. Er ließ sogleich d'Artagnan rufen... »Hier«, sagte er, »sind die Diamantknöpfe, die Sie holen sollen. Ich hoffe, daß Sie mir Zeuge dafür sein werden, daß ich das Unmögliche möglich zu machen wußte.« – »Ich werde nicht ermangeln, Mylord, zu berichten, was ich gesehen. Aber Euer Gnaden übergeben mir die Knöpfe ohne das Kästchen.« – »Es würde Sie nur beschweren, und für mich wird es von um so höherem Wert sein, als es mir jetzt bloß allein verbleibt. Sagen Sie ja, daß ich es getreulich hüten werde.« – »Ich werde alles Wort für Wort bestellen, Mylord.« – »Und nun«, sagte Buckingham, den jungen Mann scharf fixierend, »wie soll ich meine Schuld an Euch abtragen?«

D'Artagnan schoß die Röte ins Gesicht. Er sah, daß der Herzog nach einem Mittel suchte, ihm ein Geschenk anzubieten; der Gedanke aber, daß ihm für sein und seiner Kameraden Blut zugemutet werden könnte, englisches Gold anzunehmen, empörte ihn aufs äußerste... »Mylord«, sprach er, »ich stehe im Dienst meines Königs und meiner Königin und gehöre der Garde des Herrn Des Essarts an, die, wie die Truppe seines

Schwagers, Herrn von Tréville, Ihren Majestäten speziell zugeteilt ist. Hätte es sich nicht darum gehandelt, einer Person gefällig zu sein, die mir dasselbe ist, wie Ihnen die Königin...« – »Ich verstehe«, fiel der Herzog ihm ins Wort, »dann hätten Sie sich vielleicht zu dem Dienst gar nicht verstanden. Hm, ich glaube fast, die Dame, von der Sie sprechen, zu kennen.« – »Mylord«, rief d'Artagnan lebhaft, »ich habe nicht ihren Namen genannt.« – »Freilich«, erwiderte der Herzog, »aber dieser Person muß ich mich doch für Ihre Aufopferung erkenntlich erweisen.« – »Mylord«, erklärte d'Artagnan. »Sie haben soeben vom Krieg zwischen England und Frankreich gesprochen. Ich sage Ihnen daraufhin, daß ich in Euer Gnaden lediglich einen Engländer erblicke, und daß es mir deshalb lieber wäre, ich träfe Sie auf dem Schlachtfeld als im Park von Windsor oder in den Gängen des Louvre; doch dies alles soll mich nicht hindern, Punkt für Punkt meinen Auftrag auszuführen und, wenn es sein muß, mein Leben dabei zu lassen; aber, ich wiederhole Euer Gnaden, ohne daß Sie persönlich zu danken haben dafür, was ich bei diesem zweiten Zusammentreffen für mich tue, wie dafür, was ich beim ersten für Sie getan habe.«

D'Artagnan verneigte sich vor dem Herzog und schickte sich zum Fortgehen an... »Sie gehen stehenden Fußes? Welchen Weg? Wie?« – »Sie haben recht, Mylord!« – »Goddam! Das muß man den Franzosen lassen! Besonnen wird nicht lange!« – »Ich hatte vergessen, daß England eine Insel ist und Sie ihr König sind.« – »Verfügen Sie sich in den Hafen, fragen Sie nach der Brigg, *Sund*, und geben Sie dem Kapitän den Brief da. Er wird Sie nach einem kleinen Hafen, Saint-Valéry, bringen, wo man Sie ganz sicher nicht erwartet, und wo in der Regel bloß Fischervolk verkehrt. Begeben Sie sich dort in eine gewöhnliche Herberge ohne Schild und ohne Namen, eine richtige Matrosenkneipe. Sie können schwerlich fehlgehen, denn es ist die einzige im ganzen Hafen.« – »Und dann?« – »Lassen Sie den Wirt kommen und sagen ihm die Parole: Vorwärts! Darauf

wird er Ihnen ein gesatteltes Pferd geben und den Weg zeigen, den Sie einschlagen müssen. In der gleichen Weise werden Sie auf der Tour viermal ein frisches Pferd finden. Wenn's Ihnen recht ist, so hinterlassen Sie an jeder dieser Relaisstellen Ihre Pariser Adresse, und die vier Pferde werden Ihnen dorthin geschickt. Zwei davon sind Ihnen schon bekannt, es sind die beiden, die wir jetzt reiten. Verlassen Sie sich darauf; die anderen beiden sind um nichts schlechter. Die vier Pferde sind sämtlich feldmarschmäßig ausgerüstet. Sie mögen noch so stolz sein, ein Pferd für sich und drei für Ihre drei Kameraden werden Sie doch wohl nicht ausschlagen, zumal Sie die Tiere ja nehmen, um damit gegen uns in den Krieg zu ziehen. Der Zweck heiligt die Mittel, wie Ihr Franzosen sagt. Nicht wahr?« – »Allerdings, Mylord! und daraufhin nehme ich die Pferde. Wenn es Gott gefällt, wollen wir davon recht guten Gebrauch machen.« – »Und nun Ihre Hand, junger Mann! Vielleicht treffen wir uns bald auf dem Felde der Ehre? Bis dahin wollen wir gute Freunde zusammen bleiben, nicht wahr?« – »Gewiß, Mylord, in der Hoffnung, recht bald Feinde zu werden.«

D'Artagnan grüßte den Herzog und begab sich rasch nach dem Hafen. Dem Tower gegenüber fand er das bezeichnete Schiff, übergab seinen Brief dem Kapitän, der ihn vom Hafenkommandanten visieren ließ, und ging sogleich unter Segel. Etwa fünfzig Schiffe lagen zur Ausfahrt bereit. An Bord des einen meinte d'Artagnan im Vorbeifahren die Dame von Meung zu erkennen, dieselbe, die der unbekannte Edelmann mit Mylady angeredet hatte, und die ihm, d'Artagnan, als solche erhabene Schönheit erschienen war. Aber dank der Strömung und dem guten Wind machte sein Schiff so flotte Fahrt, daß er nach einer kurzen Weile schon außer Sicht war. Am Tage darauf, gegen neun Uhr früh, wurde in Saint-Valéry vor Anker gegangen. Die ihm bezeichnete Herberge hatte d'Artagnan rasch erkannt. D'Artagnan sagte dem Wirt die Parole »Vorwärts«. Sogleich winkte dieser ihm zu folgen, und führte ihn in den

Stall, wo ein Pferd fix und fertig angeschirrt stand. Der Wirt fragte, ob er noch weitere Wünsche habe. – »Den Weg müßt Ihr mir nennen«, antwortete d'Artagnan, »sonst brauche ich nichts.«

»Ihr Weg geht von hier nach Blangy, von Blangy nach Neufchâtel. Dort steigen Sie in der *Goldenen Egge* ab, sagen dem Wirt die Parole, wie mir, und Sie werden wie hier ein gesatteltes Pferd finden.« – »Bin ich Ihnen etwas schuldig?« – »Nichts. Es ist schon alles beglichen, und reichlich. Reisen Sie mit Gott!«

Vier Stunden später war er in Neufchâtel. Dort trug sich alles zu wie in Saint-Valéry. Nur fand er das Pferd nicht bloß gesattelt, sondern auch Pistolen in den Halftern... »Ihre Pariser Adresse?« fragte der Neufchâteler Wirt. – »Gardenkaserne, Kompanie Des Essarts.« – »Schön«, antwortete der Wirt. – »Welche Richtung habe ich einzuschlagen?« fragte d'Artagnan. – »Die Straße nach Rouen entlang, die Stadt aber lassen Sie rechts liegen. In dem kleinen Dorf Ecuis wollen Sie wieder halten. Es gibt dort bloß das Wirtshaus *Zum Edu,* nach seinem Äußern dürfen Sie nicht gehen. Sie finden dort schon, was Sie brauchen, ein frisches Pferd und so weiter.« – »Die gleiche Parole?« – »Gewiß! Glückliche Reise, Herr Edelmann! Brauchen Sie sonst noch etwas?«

D'Artagnan schüttelte den Kopf, gab seinem Pferd die Sporen, fand in Ecuis dieselbe Unterkunft, dieselbe Auskunft, dieselbe Versorgung, erreichte Pontoise, bestieg zum letztenmal ein frisches Pferd und galoppierte um neun Uhr in den Hof des Palastes Tréville. In zwölf Stunden hatte er beinahe sechzig Meilen geritten. Herr von Tréville hieß ihn willkommen, als hätte er ihn erst am Morgen gesehen; bloß drückte er ihm die Hand ein wenig wärmer als sonst und entließ ihn mit dem Bescheid, daß die Kompanie Des Essarts im Louvre die Wache hätte, und daß er sich gleich auf seinen Posten dorthin begeben könne.

Das Ballett der Merlaison – Das Stelldichein

Am andern Tage war in Paris von nichts anderm die Rede, als von dem zu Ehren des Königspaares veranstalteten Stadtschöffenball, auf dem Ihre Majestäten das berühmte Merlaisonballett, des Königs Lieblingstanz, aufführen sollten. Seit acht Tagen war das ganze Rathaus auf den Beinen, um die nötigen Zurüstungen rechtzeitig zu treffen. Der Stadtbaumeister schlug die Tribünen auf, die als Sitze für die Damenwelt bestimmt waren. Die Krämerzunft hatte zweihundert Wachskerzen für die Beleuchtung der Säle gestiftet, für die damalige Zeit ein unerhörter Luxus. Aus dem Stadtbläserkorps waren zwanzig Mann für den doppelten Tagelohn geworben worden, um die Nacht über aufzuspielen.

Früh um zehn Uhr kam der Königsgardenfähnrich de la Coste mit zwei Korporalen und einem Kommando der Leib-Bogenschützen, um vom Stadtschreiber Clément die Schlüssel zu allen Türen und Toren und Amtsräumen des Rathauses zu fordern. Um elf Uhr kam der Gardenkapitän du Hallier an der Spitze eines Korps von fünfzig Leib-Bogenschützen, um alle Tore und Türen zu besetzen. Um drei Uhr nachmittags marschierten zwei Gardekompanien auf, die eine kommandiert von Herrn du Hallier, die andere von Herrn Des Essarts; und um sechs Uhr begannen die geladenen Gäste, die Tribünen im großen Saal zu füllen. Um neun Uhr abends erschien die Gemahlin des Oberbürgermeisters, nach der Königin die erste Dame des Festes, begrüßt von sämtlichen Stadtherren und in die Loge gegenüber der Königin geleitet. Um zehn Uhr wurde im kleinen Saal, vor dem durch vier Bogenschützen bewachten Silberschrank der Stadt Paris, das von der Zuckerbäckergilde gestellte süße Dessert aufgetragen. Um Mitternacht dröhnte der große Saal von Jubelgeschrei; der König war in den

beleuchteten Straßen erschienen, die vom Louvre zum Rathaus führen. Alsbald zogen die Stadtschöffen, in ihren Tuchröcken, angeführt von sechs Stadtsergeanten, die ebensoviel Fackeln trugen, dem König entgegen, der vom Vorstand der Kaufmannschaft mit einer Ansprache bewillkommnet wurde, auf die der König mit einer Entschuldigung seines späten Erscheinens antwortete und die Schuld auf den Kardinal schob, der ihn bis nach elf Uhr mit Staatsgeschäften aufgehalten habe.

Der König erschien in großer Gala, mit seinem gesamten Hofstaat; aber es sah ihm jedermann an, daß er mißgestimmt war. Für ihn und »Monsieur« (seinen Bruder) war je ein Zimmer hergerichtet, in dem die Maskenkleider ausgebreitet lagen; desgleichen für die Königin und die Frau des Stadtoberhauptes. Ehe der König den Fuß in dieses Zimmer setzte, gab er Weisung, ihm die Ankunft des Kardinals sogleich zu melden. Eine halbe Stunde nach dem Erscheinen des Königs verkündeten neue Zurufe das Erscheinen der Königin, die von den Stadtschöffen mit demselben Zeremoniell begrüßt wurde wie der König. Man sah aber auch ihr an, daß ihr die Fröhlichkeit fehlte, trotzdem auch sie mit aller Pracht und ihrem gesamten Hofstaat erschien.

Sobald sie den Fuß in den Saal setzte, flog von einer kleinen Tribüne, die bis dahin geschlossen geblieben war, der Vorhang zu beiden Seiten, und in der Tracht eines spanischen Granden wurde der Kardinal Richelieu sichtbar, dessen Gesicht eine auffällige Blässe zeigte. Seine Augen musterten die Königin, und ein Ausdruck diabolischen Hohnes glitt über sein Gesicht, als er wahrnahm, daß an der Toilette Ihrer Majestät die diamantenen Knöpfe fehlten.

Nun zeigte sich der König mit dem Kardinal an einer der Saaltüren: der König war noch blasser als vordem; der Kardinal sprach leise auf ihn ein. Der König schritt durch die Menge; er trug keine Maske, ja, er hatte sich nicht einmal Zeit genommen, die Bänder seines Wamses zuzuknöpfen. Er trat auf die Königin

zu und fragte mit bebender Stimme: »Madame, warum sehe ich an Ihrer Garderobe die Diamantknöpfe nicht, die ich Sie anzustecken bat?« – Die Königin wandte sich um und erblickte hinter sich den Kardinal, über dessen diabolisches Antlitz wieder das hämische Lächeln glitt.

»Sire«, antwortete sie erregt, denn der König hatte keine Rücksicht auf die umstehenden Menschen genommen, »ich habe befürchtet, bei dem großen Gedränge könnten sie beschädigt werden.« – »Das war nicht recht, Madame«, erwiderte der König, die Stimme verschärfend, »wozu habe ich sie Ihnen denn sonst zum Geschenk gemacht, als zum Schmuck? Ich wiederhole, daß Sie nicht recht gehandelt haben.« – Alles blickte sich erstaunt um, denn niemand begriff, was der Vorgang zu bedeuten hätte.

»Sire«, sprach die Königin nach einer kurzen Weile, die sie zur Sammlung gebraucht hatte, »ich kann sie ja aus dem Louvre holen lassen; der Wunsch Eurer Majestät läßt sich auf diese Weise noch leicht erfüllen.« – »Tun Sie es, Madame, und so bald wie möglich, denn in einer Stunde nimmt das Ballett seinen Anfang.«

Die Königin verneigte sich zum Zeichen ihrer Unterwürfigkeit und folgte ihren Damen in das ihr vorbehaltene Ankleidekabinett. Der König betrat das seine. Im Saal herrschte einen Augenblick Bestürzung und Verwirrung. Es war keinem verborgen geblieben, daß zwischen den Majestäten etwas vorgegangen war. Aber beide hatten doch nicht so laut gesprochen, daß von ihrer Unterhaltung etwas zu den Ohren der Festgäste gedrungen war, zumal sich diese, als die Majestäten miteinander zu sprechen begannen, respektvoll ein paar Schritte zurückgezogen hatten.

Der König verließ zuerst sein Kabinett in einem eleganten Jagdkostüm, das ihn am vorteilhaftesten kleidete. Monsieur und die anderen Herren erschienen in gleichen Kostümen. Der Kardinal näherte sich jetzt dem König und überreichte ihm eine

kleine Schatulle. Der König klappte den Deckel auf und erblickte zwei Diamantknöpfe darin... »Was soll das bedeuten?« fragte er den Kardinal. – »Nichts«, antwortete dieser, »nur möchte ich bitten, wenn die Königin tatsächlich mit den Knöpfen erscheint, was ich noch bezweifle, sie zu zählen und dann an Ihre Majestät die Frage zu richten, wer ihr wohl diese beiden gestohlen haben könnte.«

Der König betrachtete den Kardinal, als wenn er ihm noch eine Frage steilen wollte; aber es blieb ihm keine Zeit dazu. Ein Ausruf der Bewunderung hallte im ganzen Saal wider: erschien der König als der erste Edelmann seines Landes, so gehörte der Königin unstreitig der Ruhm der schönsten Frau Frankreichs. Das Kostüm einer Jägerin, in dem auch sie erschien, kleidete sie in der Tat vorzüglich; sie trug einen Filzhut mit blauen Federn, einen Surtout aus perlgrauem Samt, mit Diamantagraffen geschlossen, und eine Robe aus blauem Satin, mit Silberstickerei. Auf ihrer linken Schulter funkelten die durch eine Bandschleife von gleicher Farbe wie Federn und Robe gehaltenen Diamantknöpfe.

Der König bebte vor Freude, der Kardinal vor Zorn. Da sie beide ziemlich fern von der Königin ihren Platz hatten, war es keinem von ihnen möglich, die Zahl der Knöpfe zu zählen; doch die Königin hatte sie; aber – waren es zwölf oder nur zehn?... In diesem Augenblick gaben die Pfeifer das Signal zum Beginn des Balletts. Der König reichte der Gemahlin des Stadtoberhauptes den Arm, Monsieur der Königin. Die Paare stellten sich auf, und das Ballett nahm seinen Anfang. Der König tanzte gegenüber der Königin, und jedesmal, wenn er an ihr vorbeiglitt, verschlang er die Diamantknöpfe mit den Augen, da es ihm nicht gelingen wollte, ihre Zahl festzustellen. Auf die Stirn des Kardinals trat kalter Schweiß. Das Ballett dauerte eine ganze Stunde, denn es setzte sich aus dreizehn Figuren zusammen. Als endlich jeder Tänzer seine Dame wieder auf ihren Platz geführt hatte, nützte der König das ihm zustehende Privilegium, seine

Dame auf dem Platz zu verlassen, wo der Tanz geendigt hatte, und trat lebhaft auf die Königin zu.

»Ich danke Ihnen, Madame«, sprach er, »für die Geneigtheit, meinen Wünschen nachzukommen, glaube aber, es fehlen zwei von den Knöpfen, und diese bringe ich Ihnen hier.« – Bei diesen Worten reichte er der Königin die beiden Knöpfe, die ihm der Kardinal zugestellt hatte. – »Wie, Sire«, rief die junge Königin, die Erstaunte spielend. »Sie machen mir noch zwei solcher kostbaren Knöpfe zum Geschenk? Aber dann besitze ich ihrer ja vierzehn?« – Und wirklich zählte der König jetzt auf der Schulter Ihrer Majestät ein volles Dutzend. »Oho, Herr Kardinal«, rief der König in strengem Ton, »was hat das zu bedeuten?« – »Nichts weiter«, antwortete dieser, »als daß ich wünschte, Ihre Majestät nähme die beiden Knöpfe huldvollst entgegen, und daß ich zu diesem Mittel gegriffen habe, weil ich selbst nicht wagte, sie anzubieten.« – »Und ich bin Eurer Eminenz«, erwiderte Anna von Österreich mit feinem Lächeln, das dem Kardinal verriet, daß sie sich durch seine galanten Worte nicht irreführen ließ, »um so dankbarer dafür, als diese beiden Knöpfe Sie wohl ebenso teuer zu stehen kommen wie Seine Majestät das ganze Dutzend.«

Die Königin verneigte sich vor dem König und dem Kardinal und verfügte sich wieder in ihr Kabinett, um ihre Garderobe zu wechseln.

Ihren unerhörten Triumph über den Kardinal verdankte Anna von Österreich dem jungen Mann, der, verwirrt und unbeachtet, unter der vor den Saaltüren sich stauenden Menge verloren, dem nur vier Personen – dem König, der Königin, Seiner Eminenz und ihm – verständlichen Auftritt zusah.

Die Königin war wieder in ihr Gemach getreten, und d'Artagnan wollte eben den Saal verlassen, als er sich leicht an der Schulter berührt fühlte. Er drehte sich um und sah eine junge Frau, die ihm zu verstehen gab, daß er ihr folgen solle. Sie trug einen schwarzen Domino vor dem Gesicht, aber d'Artagnan

erkannte trotz dieser Vorsicht auf der Stelle seine gewöhnliche Führerin, die flinke, geistvolle Frau Bonacieux. Am Abend vorher hatten sie einander bei dem Schweizer Germain, wohin d'Artagnan sie hatte rufen lassen, kaum gesehen. Sie hatte es so eilig, ihrer Herrin die herrliche Kunde von der glücklichen Rückkehr ihres Sendboten zu überbringen, daß den beiden Liebenden bloß Zeit zum Austausch weniger flüchtiger Worte blieb. Von einem doppelten Gefühl, Liebe wie Neugierde, getrieben, folgte jetzt d'Artagnan seiner kleinen Führerin. Unterwegs, und je einsamer die Korridore wurden, durch die sie ihr Weg führte, fühlte d'Artagnan mehr als einmal das Verlangen, die junge Frau zu umfassen und zu küssen, und wäre es auch nur für einen einzigen kurzen Augenblick gewesen. Aber, flink wie ein Vögelein, huschte sie immer zwischen den Händen durch, und, wenn er Miene verriet, sprechen zu wollen, legte sich ihr zierlicher Finger mit so süßem, gebieterischem Ausdruck auf den kleinen Mund, daß ihm die Macht, der er blindlings gehorchen mußte, die Zunge bannte. Endlich, nachdem sie ein paar Minuten durch Gänge hin und her gelaufen waren, öffnete Frau Bonacieux eine Tür und schob ihren jungen Freund in ein stockfinsteres Kabinett. Dort winkte sie ihm, sich stumm zu verhalten, und, eine Tapetentür öffnend, durch die jähes Licht hereinfloß, war sie, schnell wie der Blitz, verschwunden... Einen Augenblick stand d'Artagnan wie versteinert. Bald aber erkannte er aus einem weiteren Lichtstrahl, der aus dem Raum schoß, in der seine Führerin verschwunden war, aus der warmen, wohlriechenden Luft, die seine Nase zu fächeln anfing, und aus dem Wort Majestät, das wiederholt an seine Ohren drang, daß er sich in einem Kabinett befand, das unmittelbar zu den von der Königin bewohnten Gemächern gehörte.

Der junge Mann hielt sich im Schatten und wartete. Heiter und glücklich, zur nicht geringen Verwunderung ihrer Umgebung, die sie kaum anders als traurig kannte, erschien die

Königin, plauderte von dem schönen Fest, von dem Vergnügen, das ihr das Ballett bereitet hatte, und, da es sich nicht schickt, einer Königin zu widersprechen, mag sie nun lächeln oder weinen, überbot sich alles im Lobe der Stadtschöffen von Paris.

D'Artagnan kannte die Königin zwar noch nicht; er erkannte sie aber an der Stimme, die sich von allen andern unterschied; er hörte, wie sie sich der halboffenen Tür näherte und wieder davon entfernte; er sah, wie sich der Schatten eines Körpers ein paarmal vor das Licht stellte... Endlich glitten eine Hand und ein Arm von wunderbar schöner Form und schneeigem Weiß durch die Öffnung der Tapete; d'Artagnan verstand, daß dies sein Lohn war! Er stürzte auf die Knie, ergriff die Hand und drückte respektvoll die Lippen darauf. Dann verschwand die Hand langsam wieder, in seinen Fingern einen Gegenstand zurücklassend, den er als einen Ring erkannte. Dann schloß sich die Tür, und d'Artagnan befand sich wieder in der tiefsten Finsternis. Er schob den Ring an seinen Finger und wartete von neuem; es war sichtlich noch nicht alles vorüber. Auf die Belohnung seiner Ergebenheit folgte der Lohn für seine Liebe. Zudem war das Ballett wohl vorüber, aber das Fest hatte kaum begonnen; um drei Uhr wurde das Souper eingenommen, und die Uhr von Saint-Jean hatte schon vor einer Weile das dritte Viertel nach zwei verkündet. Das Stimmengeräusch in dem anstoßenden Gemach verringerte sich nach und nach; dann hörte man Schritte sich entfernen; dann öffnete sich die Tür des kleinen Kabinetts, worin d'Artagnan weilte, von neuem, und Frau Bonacieux schoß herein.

»Endlich, endlich!« rief d'Artagnan. – »Still!« sagte die junge Frau, dem Jüngling die Hand auf die Lippen legend; »still! Gehen Sie auf dem nämlichen Weg wieder, den ich Sie hergeführt!« – »Aber wo und wann werde ich Sie sehen?« rief d'Artagnan. – »Sie werden zu Hause ein Briefchen finden, das es Ihnen meldet!« – Mit diesen Worten öffnete sie die Gangtür und schob d'Artagnan zum Kabinett hinaus. Er gehorchte wie ein

folgsames Kind, ohne Widerstand, ohne Einwand – das ist wohl ein ausreichender Beweis für seine Verliebtheit.

D'Artagnan eilte im Laufschritt nach Hause, und ob es gleich weit über drei Uhr war, und sein Weg durch berüchtigte Stadtviertel führte, so stieß ihm doch kein schlimmes Abenteuer zu. Betrunkene und Verliebte stehen ja unter dem besonderen Schutz der Götter. Die Tür zu dem Gang, in dem seine Stube lag, stand halb offen; er stieg die Treppe hinauf und klopfte leise, auf eine nur ihm und seinem Pagen bekannte Weise.

Planchet, den er vor zwei Stunden aus dem Stadthaus heimgeschickt hatte, öffnete ihm die Stubentür... »Hat jemand einen Brief für mich gebracht?« fragte er lebhaft. – »Hier hat niemand einen Brief abgegeben, Herr«, versetzte Planchet; »aber es ist einer dagewesen, als ich kam; der muß von selbst gekommen sein.« – »Was willst du damit sagen, Tropf?« – »Daß ich bei meinem Kommen, obgleich ich den Schlüssel zu der Stube in meiner Tasche hatte, und er keine Sekunde von mir gewichen war, auf der grünen Tischdecke in Ihrer Schlafkammer einen Brief gefunden habe.« – »Und wo ist der Brief?« – »Ich habe ihn da gelassen, wo er lag, Herr. Mit rechten Dingen geht's doch nicht zu, wenn Briefe auf diese Weise den Weg ins Haus finden. Wäre das Fenster noch offen oder angelehnt gewesen, wollte ich nichts sagen; das war fest verschlossen. Nehmen Sie sich in acht, Herr, denn dahinter steckt sicher ein bißchen Zauberei.«

Unterdessen war der junge Mann in die Kammer gestürzt und hatte den Brief aufgerissen. Er war von Frau Bonacieux und enthielt die folgenden Zeilen: »Man ist Ihnen großen Dank schuldig. Seien Sie heute abend gegen zehn Uhr in Saint-Cloud, gegenüber dem Pavillon an der Ecke des Hauses d'Estrées. C. B.«

D'Artagnan fühlte, als er diese Worte las, jene süße Spannung eines von Liebe gequälten, mit Liebe belohnten, in Liebe vergehenden Menschenherzens. Es war das erste »billet doux«,

das er erhielt, das erste Stelldichein, das ihm bewilligt wurde. Wenig fehlte, so wäre sein von trunkener Wonne schwellendes Herz an der Pforte jenes irdischen Paradieses, das man Liebe nennt, gebrochen!

»Nun, Herr«, sagt Planchet, dem es nicht entging, daß d'Artagnans Gesicht bald rot, bald blaß wurde, »habe ich nicht recht geraten, daß es sich um eine ganz abscheuliche Geschichte handelt?« – »Du bist im Irrtum, und als Beweis dafür hast du hier einen Taler. Den sollst du auf meine Gesundheit vertrinken!« – »Vielen Dank für den Taler, und die Versicherung, daß ich es nicht fehlen lassen werde, ihn Ihrem Befehl gemäß auszugeben; aber deshalb bleibt doch bestehen, daß Briefe, die auf solche Weise den Weg in verschlossene Häuser finden...«

»... vom Himmel fallen, Freund, vom Himmel fallen!«

»Also ist der Herr zufrieden?« fragte Planchet. – »Lieber Planchet, ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne!« – »Und darf ich das Glück des gnädigen Herrn wahrnehmen und mich schlafen legen?« – »Jawohl, Planchet, leg dich aufs Ohr!«

»Möge aller Segen des Himmels auf das Haupt des gnädigen Herrn herabströmen! Aber was derlei Briefe angeht...«

Kopfschüttelnd und mit einer Miene des Zweifels, die d'Artagnans Freigebigkeit nicht ganz zu tilgen vermocht hatte, zog Planchet sich zurück. Als d'Artagnan allein war, las er das süße Briefchen wieder und wieder, dann drückte er wohl an zwanzigmal die Lippen auf diese von der schönen Gebieterin seines Herzens geschriebenen Zeilen. Endlich legte er sich nieder, schlummerte ein und träumte die süßesten Träume... Um sieben Uhr erwachte er, stand auf und rief den Pagen, der jedoch erst auf den zweiten Ruf sich zeigte, mit einem Gesicht, auf dem die gestrige Ausschweifung noch deutliche Spuren hinterlassen hatte.

»Planchet«, sagte d'Artagnan, »ich bleibe heute vielleicht den

ganzen Tag aus; bis sieben Uhr bist du also dein freier Herr, aber um sieben Uhr halte dich mit beiden Pferden bereit!« – »Oho«, rief Planchet, »wir wollen uns wohl noch einmal die Haut an mehreren Stellen ritzen lassen?« – »Du nimmst Muskete und Pistolen mit!« – »Na, hab ich's nicht gesagt?« rief Planchet; »das lag doch auf der Hand. Dieser vermaledeite Brief!« – »Still, Tropf, still! Wir wollen bloß eine kleine Lustpartie machen.« – »Aber ich dächte, im Stall der Gardenkaserne hätte der Herr nur ein Pferd?« – »Jetzt vielleicht ja, heute abend werden sich aber ihrer vier dort vorfinden.« – »War wohl eine Remontetour, die wir nach London gemacht haben?« – »Freilich, Simpel!« und, nachdem er ihm nochmals eingeschärft hatte, wie er sich zu verhalten hätte, ging d'Artagnan...

Herr Bonacieux stand vor seiner Tür. D'Artagnan wollte vorbeigehen, ohne den Krämer eines Wortes zu würdigen; dieser grüßte ihn aber so zuckersüß, daß er als Mieter nicht anders konnte, als den Gruß erwidern und sich in ein Gespräch einlassen. Es geht doch auch nicht gut an, einen Mann hart anzulassen, dessen Frauchen einem für den Abend ein Stelldichein gegeben hat! Mit aller Liebenswürdigkeit, deren d'Artagnan fähig war, ging er auf ihn zu. Natürlich kam die Rede gleich auf die Haft, die der arme Krämer erlitten hatte. Bonacieux hatte begreiflicherweise keine Ahnung davon, daß sein Mieter die Unterhaltung belauschte, die er mit dem Mann von Meung geführt hatte, und erzählte diesem nun von den Ränken des Kardinals, von der Bastille und ihren Greueln... D'Artagnan hörte ihm geduldig zu und fragte ihn, als er endlich fertig war: »Wie geht's denn Ihrer lieben Frau? Es ist mir natürlich unvergeßlich, daß die dumme Entführungsgeschichte mir die Ehre Ihrer Bekanntschaft eingetragen hat.« – »Oh, mir darüber ein Wort zu sagen, hat sich jedermann gehütet, und meine Frau hat mir bei allen Heiligen geschworen, daß sie kein Jota davon wisse, wer ihr Entführer sei. Aber«, fuhr Bonacieux

mit vollendeter Leutseligkeit fort, »wo steckten Sie denn die ganzen letzten Tage? Ich habe weder Sie noch einen Ihrer Freunde zu Gesicht bekommen, und den vielen Staub, den Ihr Page gestern von Ihren Stiefeln gebürstet hat, den haben Sie doch schwerlich auf dem Pariser Pflaster gesammelt, he?«

»Sie haben recht, lieber Herr Bonacieux, meine Freunde haben mit mir eine kleine Spritzfahrt gemacht.« – »Weit von hier?« – »Du lieber Gott, ja! So an die vierzig Meilen mag's wohl gewesen sein. Wir haben den armen Athos nach Forges ins Bad gebracht, damit er mal sein Reißen los wird, und meine andern beiden Freunde sind bei ihm dort geblieben, damit ihm die Zeit nicht gar zu lang werde.« – »Und Sie, nicht wahr, sind wieder heimgekehrt?« fragte Bonacieux, in dem er seinem Gesicht das hämischste Lächeln lieh, dessen ein Mensch fähig sein kann. »Ein hübscher Junge wie Sie bekommt nun mal von der Herzliebsten nicht lange Urlaub, und nach Paris hatten wir auch unheimliche Sehnsucht, nicht wahr?« – »Meiner Treu!« lachte der junge Mann, »Ihnen kann man, weiß Gott, nichts verborgen halten. Nun ja, mein lieber Herr Bonacieux, ich wurde erwartet, und, wie ich Ihnen sagen darf, mit großer Ungeduld.«

Über das Gesicht des Krämers huschte ein leichtes Wölkchen, aber so leicht, daß es d'Artagnan entging... »Und nun sollen wir für unsern Eifer belohnt werden?« fragte Bonacieux weiter mit leicht veränderter Stimme, was aber d'Artagnan ebensowenig bemerkte wie vorhin die leichte Wolke... »Ach, spielen Sie doch nicht den frommen Apostel!« rief d'Artagnan lachend. – »Nein.« versetzte Bonacieux, »was ich Ihnen sage, sage ich bloß, weil ich wissen möchte, wann der junge Herr wieder zu Hause sein werden?« – »Und warum fragen Sie danach?« versetzte d'Artagnan; »Sie haben doch nicht im Sinn, auf mich zu warten?« – »Nein, nein! Ich bin bloß seit meiner Verhaftung und seit dem Diebstahl, der bei mir verübt worden, ein bißchen ängstlich geworden und kein Freund mehr von offenen Türen,

besonders nicht zu nächtlicher Zeit. Du meine Güte! Ich bin nun einmal kein Soldat.« – »Na, erschrecken Sie nur nicht, wenn ich mal um eins oder zwei oder drei Uhr heimkomme, und wenn ich gar nicht heimkomme, dann erschrecken Sie nur erst recht nicht!«

Diesmal wurde Bonacieux so bleich, daß d'Artagnan die Frage, ob ihm etwa schlecht werde, nicht unterdrücken konnte.

»Nein, nein! Mir ist ganz wohl!« erwiderte Bonacieux. »Bloß wird mir seit dem Pech, das mich in letzter Zeit betroffen hat, oft so schwach, daß ich mich nicht recht auf den Beinen halten kann. Aber machen Sie sich deshalb keine Sorge! Sie haben jetzt allen Grund, sich mit nichts anderem als Ihrem Glück zu befassen.« – »Das stimmt, denn mir fehlt's nicht an Glück!« – »Noch ist's nicht Abend, mein Lieber. Sagten Sie nicht, heute abend?« – »Nun, der Abend wird kommen, wie jeder andere auch... Gott sei Dank! und vielleicht erwarten Sie ihn mit der gleichen Ungeduld wie ich? Vielleicht macht Ihnen Ihr kleines Frauchen heute auch eine Liebesvisite?« – »Meine Frau ist heute abend nicht frei«, erwiderte der Krämer mit herbem Ernst. »Sie hat wieder Dienst im Louvre.« – »Recht schlimm für Sie, bester aller Wirte! Wenn ich glücklich bin, möchte ich die ganze Welt glücklich sehen, was aber, wie es scheint, nicht möglich ist.«

Lachend schritt der junge Mann von dannen in der Meinung, er habe für seine Scherze allein Verständnis. Aber Bonacieux brummte mit Grabesstimme hinter ihm her: »Na, amüsiere dich nur gut, Bürschchen!« D'Artagnan war schon zu weit, ihn zu hören, und wenn er ihn richtig gehört hätte, so hätte er in der Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, schwerlich darauf geachtet... Er begab sich geradeswegs zum Palais des Herrn von Tréville, wo er, wie man sich erinnern wird, am verflossenen Abend nur einen kurzen, förmlichen Besuch gemacht hatte. Herr von Tréville war in der fröhlichsten Stimmung. König und Königin hatten ihn auf dem Stadtschöffenball durch huldvolle Ansprachen ausgezeichnet. Der Kardinal dagegen war freilich

höchst griesgrämig und unwirsch gewesen. Um ein Uhr morgens hatte er sich unter dem Vorwand zurückgezogen, es sei ihm nicht ganz wohl. Ihre Majestäten dagegen hatten sich erst in der sechsten Stunde wieder nach dem Louvre begeben.

»Und nun«, sagte Tréville, indem er die Stimme senkte und sich in dem Zimmer nach allen Himmelsrichtungen vorsichtig umschaute, ob sie auch wirklich allein seien, »nun reden wir von Ihnen, junger Freund; denn es steht ganz außer Zweifel, daß Ihre glückliche Wiederkehr zu der großen Freude des Königs, zu dem Triumph der Königin und zu der Mißlaune des Kardinals das meiste beigetragen hat... Sie werden gut tun, sich recht in acht zu nehmen.« – »Was habe ich denn zu fürchten«, versetzte d'Artagnan, »solange mir die Gunst Ihrer Majestäten gehört?« – »Alles, glauben Sie mir! Der Kardinal ist nicht der Mann, der eine Irreführung verzeihen könnte, die ihm einen so dicken Strich durch die Rechnung gemacht hat. Er wird mit dem, der ihm so mitgespielt hat, abrechnen, und ich vermute, daß ein gewisser Gascogner aus meiner Bekanntschaft mit solcher Abrechnung zu rechnen haben dürfte.«

»Glauben Sie, daß der Kardinal erfahren hat, daß ich in London gewesen bin?« – »Teufel auch! Sie sind in London gewesen? Stammt der herrliche Diamant an Ihrem Finger etwa auch aus London? Seien Sie auf der Hut, mein lieber d'Artagnan, ein Danaergeschenk ist keine schöne Sache; wie gesagt, seien Sie auf der Hut!« – »Aber dieser Diamant stammt nicht von einem Feind, Herr, sondern von Ihrer Majestät der Königin.« – »Von der Königin? Oho!« rief Tréville; »ein wahrhaft königliches Präsent, das seine tausend Goldfüchse wert ist! Durch wen hat es die Königin Ihnen zugestellt?« – »Sie hat es mir eigenhändig überreicht.« – »In Gegenwart von Zeugen?« rief Tréville; »oh, die unbedachte, dreimal unbedachte Frau!« – »Nicht doch, Herr von Tréville, beruhigen Sie sich, es hat sie niemand gesehen«, erwiderte d'Artagnan und erzählte nun, wie sich der ganze Vorgang abgespielt hatte. – »Oh, die Weiber, die

Weiber!« rief der alte Soldat, »die kenne ich an ihrer romantischen Phantasie! Alles, was ein bißchen nach Geheimnis duftet, reizt sie; Sie haben also den Arm gesehen, und damit gut; Sie würden die Königin treffen und doch nicht kennen; die Königin würde Ihnen in den Weg treten und nicht wissen, wer Sie sind.«

»Aber dank diesem Diamanten...« hub der junge Mann an. – »Soll ich Ihnen einen Rat geben«, fiel ihm Herr von Tréville ins Wort, »einen guten Rat, einen Rat als aufrichtiger Freund?« – »Ich werde Ihnen dankbar sein für solche Ehre, Herr«, versetzte d'Artagnan. – »Nun, so gehen Sie zum ersten besten Goldschmied und verkaufen den Ring für den Preis, den er Ihnen dafür bietet; mag er ein noch so schlimmer Jude sein, achthundert Pistolen gibt er Ihnen doch dafür. Die Pistolen, junger Mann, haben keinen Namen, der Ring da aber einen gar schrecklichen, der dem, der ihn trägt, zum schlimmen Verräter werden kann!« – »Den Ring verkaufen, den meine Königin mir gegeben hat? Nie und nimmer!« rief d'Artagnan. – »Dann drehen Sie wenigstens den Stein nach innen, denn daß ein gascognischer Fähnrich solche Juwelen nicht im Schrein seiner Mutter findet, weiß man doch.« – »Sie meinen also, ich hätte etwas zu fürchten?« – »Und zwar so viel, junger Mann, daß jeder, der auf einer Mine schläft, deren Lunte schon brennt, im Vergleich mit Ihnen sich todsicher wähnen kann.«

»Teufel auch!« rief d'Artagnan, den Trévilles bestimmter Ton zu beunruhigen anfing, »was bleibt da zu tun?« – »Sie müssen ständig auf der Hut sein, vor allem auf der Hut sein! Der Kardinal hat ein zähes Gedächtnis und einen Arm, der weit reicht; glauben Sie mir, er wird Ihnen etwas auswischen.« – »Aber was denn?« – »Ei, weiß ich es? Hat er nicht alle Ränke und Listen des Dämons zu Diensten? Das mindeste, was Ihnen geschehen kann, ist, daß er Sie festnehmen läßt.« – »Wie, einen Mann, der im Dienst Seiner Majestät des Königs steht, sollte man zu verhaften wagen?«

»Zum Teufel! Hat man sich denn bei Athos viel darum gekümmert? Einem Mann, der seit dreißig Jahren bei Hofe ist, dürfen Sie doch wohl glauben! Wiegen Sie sich nicht in Ihrer Sicherheit, sonst sind Sie verloren! Erblicken Sie vielmehr überall Feinde, und ich sage Ihnen das aus voller Freundschaft! Sucht man Händel mit Ihnen, gehen Sie ihnen aus dem Weg, und wenn ein zehnjähriger Junge mit Ihnen anbinden wollte. Greift man Sie an, sei es bei Tag oder bei Nacht, so retirieren Sie mit dem Degen in der Faust, ohne sich dessen zu schämen; passieren Sie eine Brücke, so treten Sie vorsichtig auf jede Planke, weil sie fürchten müssen, daß jede unter Ihren Füßen wankt; führt Sie der Weg an einem Neubau vorbei, so richten Sie die Augen in die Höhe, damit Sie einem Stein oder Balken, der auf Sie stürzen könnte, rechtzeitig ausweichen können; kommen Sie spät heim, so halten Sie immer Ihren Pagen bei sich, und lassen Sie ihn niemals ohne Waffen gehen, vorausgesetzt, daß Sie seiner überhaupt sicher sind. Mißtrauen Sie jedermann. Ihrem Freund, Ihrem Bruder, Ihrer Liebsten, und gerade ihr vor allen Dingen!«

D'Artagnan wurde blutrot... »Meiner Liebsten?« wiederholte er mechanisch, »und warum gerade ihr mehr als anderen?« – »Weil die Herzliebsten das Lieblingsobjekt des Kardinals sind, womit er intrigiert.« D'Artagnan gedachte des Stelldicheins, das ihm für denselben Abend Frau Bonacieux gegeben hatte. Zum Lob unseres Helden müssen wir aber sagen, daß die schlimme Meinung, die Herr von Tréville von den Frauen im allgemeinen hatte, ihm nicht den leisesten Verdacht gegen seine niedliche Hauswirtin einflößte.

»Aber, sagen Sie doch«, fragte Herr von Tréville weiter, »was ist denn aus Ihren drei Kameraden geworden?« – »Ich wollte Sie fragen, ob Sie Nachrichten von ihnen hätten?« – »Keine Spur davon!« antwortete Tréville. – »Nun, ich habe sie auf der Strecke gelassen; Porthos in Chantilly, mit einem Zweikampf in Aussicht; Aramis in Crêvecœur, mit einer Kugel im

Schulterblatt; Athos in Amiens mit einer Klage wegen Falschmünzerei auf dem Hals.« – »Sehen Sie!« rief Herr von Tréville, »und wie sind Sie entronnen?« – »Durch ein Wunder, Herr, wie ich wohl sagen muß, mit einem Degenstich in der Brust, indem ich den Grafen von Wardes, wie einen Schmetterling an die Wand, auf der Straße ton Calais in den Graben spießte.« – »Da haben wir's wieder! De Wardes, einen Parteigänger des Kardinals, einen Vetter von Rochefort... Halt, mein Freund! Da kommt mir ein Gedanke!« – »Sprechen Sie, Herr!« – »Ich an Ihrer Stelle würde mich, während Seine Eminenz mich in Paris suchen läßt, in aller Stille auf den Weg nach der Picardie machen und mich über meine drei Kameraden zu unterrichten suchen. Teufel auch! Diese kleine Aufmerksamkeit von Ihrer Seite verdienen die drei Freunde doch!« – »Der Rat ist gut, Herr«, erklärte d'Artagnan; »ich werde morgen aufbrechen.« – »Und warum nicht schon heute abend?« – »Heute abend bin ich durch eine unaufschiebbare Sache in Paris festgehalten.« – »Oh, junger Mann! junger Mann!« rief Tréville, »wohl eine Liebesaffäre? Nehmen Sie sich in acht! Nehmen Sie sich in acht! Die Frau ist's, die uns ins Verderben gestürzt hat, seit wir auf Erden wandeln, und sie wird uns in Not und Verderben bringen, solange wir auf Erden wandeln. Folgen Sie meinem Rat und machen Sie sich noch heute abend auf den Weg!«

»Unmöglich, Herr!« – »Sie haben also Ihr Wort gegeben?« – »Ja, Herr.« – »Das ist etwas anderes; aber versprechen Sie mir, morgen abzureisen, falls Sie nicht heute nacht umgebracht werden.« – »Das will ich Ihnen versprechen!« – »Brauchen Sie Geld?« – »Ich habe noch fünfzig Pistolen. Mehr werde ich wohl nicht brauchen.« – »Aber Ihre Kameraden?« – »Ich denke, sie müssen auch noch bei Kasse sein, sind wir doch jeder mit fünfundsiebzig Pistolen von Paris weggeritten!« – »Sehe ich Sie noch einmal vor Ihrer Abreise?« – »Ich glaube, kaum, Herr, es müßte sich denn gerade etwas Neues ereignen.« – »Nun, dann

glückliche Reise!« – D'Artagnan verabschiedete sich von Herr von Tréville, mehr denn je gerührt von dessen echt väterlicher Fürsorge für seine Musketiere. Nacheinander begab er sich zu Athos, Porthos und Aramis. Keiner von ihnen war schon wieder zu Hause. Auch ihre Pagen waren abwesend; es ließ sich über keinen irgendwelche Auskunft erlangen. Gern hätte er sich über sie bei ihren Herzdamen unterrichtet; aber ihm war weder die von Porthos noch die von Aramis bekannt, und was Athos betrifft, so kümmerte er sich überhaupt nicht um Damen. Als er an der Gardekaserne vorbeiging, warf er einen Blick in den Stall. Drei Pferde von den vieren waren schon da. Planchet war ganz außer sich vor Freude und hatte schon zwei davon gestriegelt. »Ach, Herr,« rief er, »ein wahres Glück, daß ich Sie sehe!« – »Wieso, Planchet?« fragte d'Artagnan. – »Würden Sie Herrn Bonacieux, Ihrem Wirt, trauen?« – »Nicht über den Weg!« – »Oh, das ist recht von Ihnen, Herr!« – »Wie kommst du zu dieser Frage?« – »Während Sie mit ihm im Gespräch waren, habe ich den Blick nicht von seinem Gesicht gewandt. Es hat ein paarmal die Farbe gewechselt, Herr!« – »Pah!« – »Der Herr hat's nicht bemerkt, weil er bloß den Brief im Kopf hatte, der auf so sonderbare Weise in die Stube gekommen war; ich habe aber, dadurch mißtrauisch gemacht, keinen Blick von seinem Gesicht gelassen.« – »Und wie ist's dir vorgekommen?« – »Als das eines richtigen Verräters!« – »Was du sagst!« – »Und als der Herr gegangen und um die nächste Ecke verschwunden war, hat Herr Bonacieux seinen Hut genommen, die Tür abgeschlossen und ist die entgegengesetzte Straße entlang gerannt.«

»Du hast recht, Planchet«, erwiderte d'Artagnan, »mir scheint dies alles höchst verdächtig; aber sei ruhig! Seinen Zins soll er erst bekommen, wenn er uns reinen Wein über das alles eingeschenkt hat.« – »Der Herr beliebt zu scherzen, er wird aber schon sehen!« – »Aber, Planchet! Rede doch nicht; was kommen soll, das kommt!« – »Der Herr verzichtet also nicht auf

die für heute abend in Aussicht genommene Lustpartie?« – »Im Gegenteil, Planchet! Je schlechter ich auf Herrn Bonacieux zu sprechen bin, desto erpichter bin ich auf das mir durch den Brief, der dir den Kopf so dick macht, bewilligte Stelldichein.« – »Nun, wenn es der feste Entschluß des Herrn ist...« – »Mein unerschütterlicher Entschluß, Freund; um neun Uhr hältst du dich vor dem Kasernenhof bereit. Ich hole dich ab.«

Planchet sah ein, daß es aussichtslos war, seinen Herrn von seinem Vorhaben abzubringen. Er machte seinem Herzen durch einen tiefen Seufzer Luft und striegelte das letzte Pferd. D'Artagnan aber, der nicht auf den Kopf gefallen war, begab sich, statt nach Hause zu gehen, zu jenem gascognischen Priester, der den vier Freunden in einem Augenblick bitterer Not mit einem Schokoladenfrühstück aufgewartet hatte.

»Der Pavillon«

Um neun Uhr kam d'Artagnan zur Gardenkaserne; Planchet wartete, mit Muskete und Pistolen bewaffnet, auf ihn. Das vierte Pferd war inzwischen eingetroffen. Geräuschlos saßen sie auf und ritten in die finstere Nacht hinein. Niemand hatte sie bemerkt. Planchet ritt etwa zehn Schritte hinter seinem Herrn, der den Degen an der Seite und ein paar Pistolen im Halfter hatte; sobald sie aber aus der Stadt heraus waren, näherte er sich ihm langsam, bis er schließlich dicht neben ihm ritt. Der Weg wurde einsamer, die Finsternis stärker; d'Artagnan entging es nicht, daß sein Page immer unruhiger wurde.

»Was ist denn mit dir los, Planchet?« fragte er. »Hast du etwa Furcht?« – »Ach, Herr«, flüsterte der Page, »mir kommt der Duckmäuser von Bonacieux nicht aus dem Sinn.« – »Warum sprichst du so leise?« – »Mir ist's, als ob der Wald Ohren hätte, Herr!« – »Aber schwatz doch keinen Unsinn! Du bist und bleibst ein Hasenfuß!« – »Herr, Klugheit mit Feigheit zu verwechseln, ist unklug, Klugheit ist eine Tugend.« – »Und an Tugend, Planchet, fehlt es dir nicht, wie?« – »Ach, Herr, bleiben wir nüchtern! Blitzt nicht da unten ein Musketenlauf? Ob es nicht geraten wäre, sich zu bücken?« – »Weiß Gott«, murmelte d'Artagnan, dem Herrn von Trévilles Warnungen einfielen, »dieser Kerl macht mich schließlich selbst noch zum Hasenfuß«, und er setzte sein Pferd in Trab.

Planchet folgte seinem Herrn im gleichen Tempo, wie sein Schatten, aber nach einer halben Stunde schien er es satt zu haben, und fragte, ob sie etwa die ganze Nacht so weiterreiten wollten. – »Bewahre, Planchet; du bist schon an Ort und Stelle.« – »Wie, ich? Und der gnädige Herr?« – »Ich reite noch ein Stück weiter.« – »Und mich läßt der Herr allein hier?« – »Wenn es dich friert, Planchet, so kannst du ja in eine von den Schenken da unten gehen und dort auf mich warten.« – »Den

Taler, den mir der Herr gestern abend gegeben hat, habe ich verzehrt bis auf den letzten Sou.« – »Na, da hast du noch eine halbe Pistole. Geh und verhalte dich ruhig!« rief d'Artagnan. »Morgen früh sehen wir uns.«

D'Artagnan stieg ab, warf Planchet den Zügel zu, hüllte sich in seinen Mantel und entfernte sich raschen Schrittes... »Jesus! Ist das eine Kälte!« rief Planchet, sobald er seinen Herrn aus dem Gesicht hatte, und rannte, um sich zu wärmen, spornstreichs nach einer der durch Schild und anderes Zubehör kenntlich gemachten Schenken. – D'Artagnan hatte unterdes einen kleinen Wiesenpfad eingeschlagen, der nach Saint-Cloud hinüberführte; auch dort vermied er die Heerstraße und bog hinter dem Schloß in eine versteckte kleine Gasse, die ihn nach wenigen Augenblicken vor ein Gartenhaus führte. Dies war die für das Stelldichein bezeichnete Örtlichkeit. Da aber nicht vereinbart war, seine Anwesenheit durch ein Zeichen kundzutun, wartete er. Ringsumher blieb es still, nicht der leiseste Hauch ließ sich vernehmen, und man hätte tatsächlich meinen können, an die hundert Meilen von Paris fern zu sein. D'Artagnan ließ seine Blicke umhergleiten; dann lehnte er sich an eine Hecke, süßer Erwartungen voll. Nebel stieg auf und hüllte die Gegend ein wie ein düsteres Grab. Drüben vom Turm hallten zehn Glockenschläge; die eherne Stimme hatte einen trüben, fast klagenden Ton; aber jeder ihrer Schläge führte ihm den Augenblick näher, der ihm den Liebeslohn für soviel schweres Ungemach bringen sollte. Das Herz begann dem jungen Mann stürmisch zu klopfen. Er suchte das kleine Gartenhaus mit den Blicken zu durchdringen, aber bis auf eines waren sämtliche Fenster durch Läden geschlossen. Aus diesem einen Fenster schimmerte ein mattes Licht. Oh! Hier harrte seiner sicher die hübsche, kleine Frau! Von dieser süßen Erwartung beherrscht, wartete d'Artagnan, frei von Ungeduld, eine reichliche halbe Stunde. Drüben vom Turm schlug es zweimal: halb elf! Ein seltsamer Schauder ergriff den Jüngling.

War es die Kälte der Nacht oder seelische Pein? Nun fiel ihm ein, er habe vielleicht in seiner Erregtheit die Ziffer falsch gelesen, das Stelldichein sei erst auf elf bestimmt; er trat zum Fenster, zog das Billett aus der Brusttasche, überflog es noch einmal; nein, er hatte sich nicht verlesen, in dem Briefchen stand deutlich: zehn Uhr! Er ging wieder auf die Stelle zurück, wo er bisher gewartet hatte, und versank in düsteres Sinnen über die Stille und Einsamkeit, die ihn umgab.

Drüben vom Turm schlug es elf. Jetzt beschlich ihn bange Sorge um das Schicksal der geliebten Frau! Er klatschte dreimal in die Hände; doch nicht einmal das Echo gab ihm Antwort. Nun kam ihm der Gedanke, der kleinen Frau sei es vielleicht zu lang geworden, zu warten, und sie sei eingeschlafen? Nicht ohne einen Anflug von Verdruß trat er zur Mauer und versuchte hochzuklettern; aber er mühte sich vergeblich. Da streifte sein Blick die Bäume, die das Haus umstanden. Einer stand abseits; von ihm aus mußte es möglich sein, einen Blick in den Pavillon zu werfen. Ein junger Mensch von zwanzig Jahren besinnt sich nicht lange, wenn es heißt, einen Baum erklettern, und d'Artagnan war im Handumdrehen zwischen dem Geäst und bemüht, einen Blick in den Pavillon zu gewinnen.

Es war ein grausiges Bild, das er nun sah: ein Bild, das ihm eine Gänsehaut verursachte. Die Tür war eingestoßen, der Tisch, auf dem ein reiches Abendessen serviert gewesen sein mußte, war umgerannt, Flaschenscherben lagen auf den Dielen, Speisereste und Früchte dazwischen; alles verriet, daß hier ein heftiger Kampf getobt hatte, ja, d'Artagnan war es, als sähe er am Tischtuch, an den Vorhängen Blutflecken.

Er kletterte rasch wieder von dem Baum herab und suchte das Gartengelände nach weiteren Spuren der hier verübten Gewalttat ab. Da sah er, was ihm vordem nicht aufgefallen war, daß der Boden eingetreten, von Wagenrädern zerwühlt war. In der Nähe der Mauer fand er einen zerrissenen Frauenhandschuh, der aber an allen schmutzfreien Stellen noch von untadelhafter Frische

war und jenen berauschenden Duft ausströmte, der Verliebte so leicht bewegt, sich der Hand zu bemächtigen, die ihn trägt.

Umsonst suchte er sich einzureden, daß dieser Pavillon mit Frau Bonacieux nichts gemein, daß sie ihn ja vor und nicht in das Gartenhaus bestellt habe und daß sie wahrscheinlich von ihrem eifersüchtigen Herrn in Paris festgehalten würde. Dieser Selbstbetrug mußte jenem schmerzlichen innern Gefühl weichen, das sich bei gewissen Anlässen unseres ganzen Wesens bemächtigt und uns von allen Seiten her zuzurufen scheint, daß ein schweres Unglück über unserm Haupt schwebe. Kalter Schweiß trat dem jungen Mann auf die Stirn, krampfhaft schnürte sich sein Herz zusammen, keuchend rang sich der Atem aus seiner Brust. Wie von Sinnen rannte er auf die Landstraße und zur Fähre hinunter, um sich beim Fährmann zu erkundigen, wen er abends übergesetzt habe... »Eine in einen schwarzen Mantel gehüllte Frau«, lautete die Antwort, »der viel daran gelegen schien, nicht erkannt zu werden.« Aber gerade deswegen hatte der Fährmann sie genau ins Auge gefaßt und wahrgenommen, daß es eine junge, schöne Frau war. Aber, wie heute, so kamen auch damals schon schöne, junge Frauen nach Saint-Cloud, und wohl den meisten von ihnen lag daran, nicht erkannt zu werden. Und doch zweifelte d'Artagnan keinen Augenblick, daß der Fährmann Frau Bonacieux erkannt hatte. Immer mehr von der Furcht beherrscht, daß ihr und niemand sonst ein schlimmes Unglück zugestoßen sei, rannte er wieder zum Schloß zurück in der Erwartung, daß sich dort inzwischen neue Dinge ereignet haben mochten.

Die Gasse war noch immer öde und leer; die Gartentür geschlossen; auf der anderen Seite der Hecke bellte ein Kettenhund. Aber d'Artagnan war, ohne sich daran zu kehren, mit einem Satz hinüber und näherte sich der hinter dem Gartenhaus gelegenen Hütte. Er pochte. Zuerst gab niemand Antwort. Nach einer Weile aber schien es, als wenn sich im Innern der Hütte leise etwas regte. D'Artagnan rief, aber es

wurde wieder still. D'Artagnan pochte wieder, dann bat er, so angstvoll, so schmeichlerisch, und versprach so viel Gutes und Liebes für eine Auskunft, daß auch der Verstockteste, der Furchtsamste nicht ungerührt bleiben konnte. Ein alter Fensterladen, vom Wurm schon zerfressen, wurde ein wenig gelupft, aber gleich wieder geschlossen, als aus einem Winkel der Schein einer kleinen Lampe auf d'Artagnans Wehrgehänge und Pistolenläufe fiel. Aber den Blick von einem Greisenhaupt zu erhäschen, fand d'Artagnan doch Zeit genug. »Im Namen des Himmels, Mann, öffnet mir!« rief er. »Hören Sie mich! Ich warte auf jemand, der nicht kommt! Ich sterbe vor Ungeduld! Sollte hier etwa ein Unglück geschehen sein? Reden Sie, bitte! Sprechen Sie!«

Langsam öffnete sich das Fenster, und das nämliche Gesicht kam wieder zum Vorschein; nur war es noch blasser als das erste Mal. D'Artagnan erzählte, was ihn hergeführt, daß er sich mit einer jungen Frau hier treffen wollte, daß er, da sie nicht gekommen sei, auf die Linde geklettert sei und im Lampenschimmer die Unordnung in der Stube gesehen habe. Der Greis hörte aufmerksam zu, hin und wieder nickend, daß es schon so sein möge, wie d'Artagnan erzählte. Als dieser fertig war, wiegte er den Kopf hin und her mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß... »Was wollen Sie sagen?« rief d'Artagnan; »im Namen des Himmels reden Sie, reden Sie!«

»Oh, Herr!« sagte der Greis, »fragen Sie mich nichts, denn wollte ich Ihnen sagen, was ich gesehen habe, käme sicher für mich nichts Gutes heraus!« – »Sie haben also etwas gesehen?« rief d'Artagnan; »dann, im Namen des Himmels!« fuhr er fort und warf ihm ein Goldstück zu, »sagen Sie, was Sie gesehen haben, und ich gebe ihnen mein Edelmannswort, daß keines Ihrer Worte den Weg über meine Lippen finden soll!«

Der Greis las auf d'Artagnans Gesicht soviel Schmerz und Freimut, daß er ihm winkte, still zu sein, und ihm erzählte: »Es war gegen neun. Da hörte ich Wagengerassel, und sah, durch

einen Türspalt lugend, im Schatten eine Kutsche und drei Reitpferde halten. Kurz darauf sah ich drei Männer im Reitkostüm, denen die Pferde gehören mochten, auf meine Tür zukommen. Sie verlangten eine Leiter von mir, und als ich ihren Wunsch erfüllte, gab mir einer von ihnen einen Taler, schärfte mir aber ein, keinen Fuß aus meiner Hütte zu setzen, wenn mir mein Leben lieb sei. Als sie verschwunden waren, konnte ich aber, aus Furcht, daß etwas Schlimmes im Werke sei, den Drang, hinauszugehen, nicht überwinden, und huschte hinter den Wacholderbusch, in dessen Schatten ich alles sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Ein kleines, dickes, aber ärmliches Männchen wurde jetzt aus dem Wagen gezogen und zur Leiter geführt. Derjenige von den drei Männern, der die Leiter von mir gefordert und mir den Taler zugeworfen hatte, hieß ihn hinaufsteigen. Der Mann gehorchte, aber es fiel ihm schwer, die Leiter zu ersteigen; endlich kam er wieder herunter, nachdem er oben behutsam in das Zimmer gelugt hatte; und sagte leise: ›Jawohl, sie ist es!‹ Sogleich trat der Mann, der ihn hinaufgeschickt hatte, ans Haustor, schloß auf und verschwand im Innern, während die beiden andern die Leiter hinaufstiegen. Der kleine alte Mann blieb am Verschlag, der Kutscher hielt die Pferde, ein Diener die drei Reitpferde. Plötzlich drang aus dem Gartenhaus lautes Geschrei; ich sah eine Frau ans Fenster stürzen, als wenn sie sich durch dieses flüchten wollte. Als sie die beiden Männer aber auf der Leiter stehen sah, fuhr sie zurück; die beiden sprangen nun ins Zimmer hinein. Nun sah ich nichts mehr, hörte aber in dem Raum oben heftigen Lärm, wie wenn ein wilder Kampf stattfände. Eine Frau schrie dann ein paarmal hintereinander um Hilfe; dann aber verstummte das Schreien. Ich sah, wie die Frau von den drei Männern zum Fenster hinausgeschoben und die Leiter hinuntergeschleppt, dann in den Wagen hineingeschoben wurde, in der der kleine Alte hinter ihr her stieg. Der eine von den Männern überzeugte sich, daß die Frau auch wirklich im Wagen war, gab dem

Kutscher einen Wink, schwang sich mit seinen beiden Kameraden auf die Pferde, und dann ging's im Galopp fort. Seitdem habe ich nichts mehr gehört und nichts mehr gesehen.«

Überwältigt von der schrecklichen Nachricht, stand d'Artagnan erst stumm und starr, während in seinem Herzen alle Teufel des Zornes und der Eifersucht rasten. Dann fragte er: »Kennt Ihr den Schuft, der den teuflischen Anschlag vollführt hat?« – »Nein, es war ein großer, hagerer Mann, brünett, mit dunklem Schnauzbart, schwarzen Augen, aber ein echter Kavalier«. – »Ha, er ist's!« rief d'Artagnan, »er und immer er! Mein böser Dämon, scheint es! Und der andere?« – »Welcher?« – »Der kleine Alte.« – »Oh, das war keiner von Adel, ganz gewiß nicht! Er trug keinen Degen und wurde auch nicht sonderlich respektiert.« – »Irgendein Lakai wahrscheinlich«, brummte d'Artagnan vor sich hin. – »Oh, die arme Frau! Was haben sie mit ihr angefangen?« – »Nun, umgebracht haben sie sie nicht! Dafür stehe ich, denn das hätten sie doch, wenn sie es wollten, hier besser tun können, als irgendwo sonst; aber, Herr«, sagte der Greis, »Sie haben mir versprochen, reinen Mund zu halten!« – »Dieses Versprechen wiederhole ich. Seien Sie unbesorgt, mein Lieber! Ich bin Edelmann, und jeder Edelmann hält sein Wort.«

Es war fast Mitternacht, als d'Artagnan, in tiefster Seele verwundet, den Weg nach der Fähre einschlug, um seinen Pagen zu suchen. Aber er fand ihn in keiner der Schenken, und in der sechsten, des Suchens müde, setzte er sich in eine Ecke, ließ sich eine Flasche Wein geben und lauschte aufmerksam auf die mit groben Späßen und Flüchen gemischte Unterhaltung der Schiffer und Fischer, Arbeiter, Diener und Fuhrleute, die hier das Publikum bildeten. Aber seine Hoffnung, auf diese Weise Kunde über das Abenteuer zu erhalten, das sich in unmittelbarer Nähe abgespielt hatte, sollte sich nicht erfüllen. Es fiel kein Wort darüber, und, um kein Aufsehen zu erregen, trank er in aller Muße seine Flasche aus und suchte in seinem Winkel ein

paar Stunden zu schlafen. In dem Alter, in dem d'Artagnan stand, hat der Schlaf noch unbezwingliche Stärke über das menschliche Gemüt, und hielt ihn bis zur sechsten Morgenstunde gefangen. Dann brachte er schnell seinen Anzug in Ordnung, überzeugte sich, daß er seinen Diamant noch am Finger, seine Börse in der Tasche und seine Pistolen noch im Gürtel hatte – zahlte seine Zeche, sah sich, in der Hoffnung, jetzt mehr Glück zu haben als in der Nacht, nach seinem Pagen um und wurde seiner auch alsbald in dem feuchten, grauen Nebel vor der Tür einer kleinen Kneipe ansichtig, wo er mit den beiden Pferden stand und wartete. In der Nacht war d'Artagnan an dem unscheinbaren Häuschen vorbeigegangen, ohne eine Schenke darin zu vermuten.

Porthos

D'Artagnan begab sich nicht gleich nach Hause, sondern stieg im Palais Tréville ab, dessen Treppe er mit ein paar Sätzen hinaufsprang. Diesmal war er willens, mit nichts hinterm Berge zu halten, in der Hoffnung, in Herrn von Tréville, der die Königin ja fast täglich sah, einen Fürsprecher für die arme Frau Bonacieux zu finden. Herr von Tréville hörte ihm mit so gespannter Aufmerksamkeit und solchem Ernst zu, daß d'Artagnan sehr bald erkannte, daß dieser in dem Abenteuer etwas ganz anderes sah als eine bloße Liebesaffäre. »Das riecht ja auf eine ganze Meile nach dem Kardinal«, sagte er, als d'Artagnan geendet hatte, »ich kann Ihnen bloß wiederholen: verlassen Sie so schnell wie möglich Paris! Ich will der Königin, sobald ich sie sehe, alles wiedersagen, was ich von Ihnen gehört habe; vielleicht weiß sie noch gar nichts davon, daß die Frau überfallen worden ist. Vielleicht kann ich Ihnen, wenn Sie wiederkommen, erfreulichere Kunde geben. Verlassen dürfen Sie sich auf mich, wie immer.«

D'Artagnan wußte, daß Herr von Tréville niemals zuviel versprach und immer hielt, was er versprach, und so verabschiedete er sich dankerfüllten Herzens, um sich in die Rue de Fossoyeurs zu begeben, wo er schon von weitem Herrn Bonacieux im Schlafrock vor seiner Haustür auf und ab schreiten sah. Eingedenk der Worte, die sein Page über den Duckmäuser geäußert, faßte er ihn schärfer ins Auge, als es sonst seine Gewohnheit war, und es kam ihm so vor, als ob der widerwärtige Patron die häßlichste Maske trüge, die ein Mensch aufsetzen könnte... Von Ekel erfüllt, wollte er achtlos an ihm vorbeigehen; der Krämer aber rief ihn, wie tags zuvor, mit hämischer Miene an... »Ei, ei, junger Herr, Sie kommen wohl aus dem Mummenschanz gar nicht mehr heraus? Sie stellen ja die ganze menschliche Ordnung auf den Kopf! Um sieben Uhr, wenn andere ausgeschlafen haben, lassen Sie sich erst zu Hause

sehen? Teufel! Sie treiben's wirklich gut!« – »Ihnen kann man so etwas freilich nicht nachreden, Meister Bonacieux, denn Sie sind ja ein Muster von Solidität! Sie haben ja auch ein so schmuckes, junges Frauchen! Was sollten Sie dem Glück nachrennen? Ihnen kommt's ja, wenn Sie es nicht schon zu Hause haben, täglich ins Haus gerannt!«

Bonacieux wurde leichenblaß, und ein häßliches Grinsen trat auf sein Gesicht... »Ah, ah!« rief er, »Sie sind ein lustiger Kumpan! Aber wo, zum Teufel, haben Sie denn in dieser Nacht gesteckt, junger Freund? Wohl nicht auf den saubersten Seitenwegen?«

D'Artagnan warf erst jetzt einen Blick auf seine Stiefel und sah nun, daß sie bis oben hinauf mit Schmutz bespritzt waren; seine Blicke wanderten von seinen Stiefeln zu den Gamaschen und Schuhen seines Wirtes hinüber und er sah nun, daß diese nicht viel anders aussahen, daß zwischen seinem und seines Wirtes Schmutz eine höchst merkwürdige Ähnlichkeit in Beschaffenheit und Farbe zu bestehen schien. Da schoß ihm plötzlich der Gedanke durch den Kopf, daß der dicke kleine Mann in ärmlicher Tracht, von dem der Greis in der Hütte hinterm Gartenhaus in Saint-Cloud gesprochen hatte, kein anderer sein mochte, als Herr Bonacieux selbst! Da packte d'Artagnan eine wahnsinnige Wut, diesem Duckmäuser an die Gurgel zu springen und ihm den Hals umzudrehen. Er war jedoch ein kluger Mensch, und so hielt er an sich. Aber in seinem Gesicht hatte sich doch eine so blitzgeschwinde Veränderung vollzogen, daß Bonacieux vor Schreck ein paar Schritte zurückweichen wollte. Er stand aber gerade mit dem Rücken gegen das Haustor gelehnt, und dieses wuchtige Hindernis zwang ihn, auf dem Platz zu bleiben, den er innehatte...

»Beliebt's zu spaßen, Herr?« erwiderte d'Artagnan. »Wenn meinen Stiefeln der Putzlappen gut tut, so Ihren Schuhen, scheint's, die Bürste! Sie sind in letzter Nacht vielleicht auch

mal unsolid gewesen, Herr Wirt? Teufel auch, bei einem Herrn von Ihrem Alter, der obendrein ein so schmuckes Frauchen hat, wäre das eine unverzeihliche Missetat!« – »Du meine Zeit!« antwortete Bonacieux, »ich bin gestern drüben in Saint-Mandé gewesen, um ein Dienstmädchen zu mieten. Es geht bei mir nicht mehr ohne Hilfe. Die Wege dorthinaus waren grundlos. Kein Wunder, daß ich mir schmutzige Schuhe geholt habe!«

Da Saint-Mandé in der entgegengesetzten Richtung von Saint-Cloud lag, schöpfte d'Artagnan aus dieser Angabe des Krämers neuen Verdacht, daß der »kleine, dicke Mann« wirklich kein anderer als Bonacieux selbst gewesen sei. Um sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob Bonacieux die Nacht zu Hause gewesen sei oder nicht, trat er ohne weiteres in dessen Stube und sah hier, daß das Bett unberührt war. Er glaubte nun bestimmt, daß Bonacieux nicht viel früher als er nach Hause gekommen sei und seine Frau, wenn nicht bis zu dem Ort ihrer Haft, so doch bis zur ersten Relais-Stelle begleitet habe... »So, mein lieber Herr Wirt, nun bin ich mir klar!« sagte er. »Mehr wollte ich nicht wissen; ich lasse mir jetzt von Planchet die Stiefel putzen; wenn's Ihnen recht ist, kann er Ihnen die Schuhe auch gleich mit abbürsten.«

D'Artagnan fand Planchet in heller Aufregung... »Oh, ein Glück, gnädiger Herr, daß Sie endlich da sind! Ich habe es gar nicht erwarten können, bis Sie wieder da waren.« – »Na, was ist denn los?« fragte d'Artagnan. – »Ich wette tausend gegen eins, Herr, daß Sie nicht erraten, was für Besuch inzwischen hier gewesen ist.« – »Wann denn?« – »Vor einer knappen halben Stunde, Herr.« – »Na, und wer war denn da?« – »Kein anderer als Herr von Cavois, Herr!« – »Der Kapitän der Leibwache des Kardinals?« – »Ganz recht.« – »Oho! der hat mich am Ende gar verhaften wollen?« – »Das habe ich gefürchtet, Herr, trotz der freundlichen Miene, die er schnitt.« – »Was hat er gesagt?« – »Seine Eminenz möchten Sie sehr gern bei sich sehen, Herr!« – »Na, na! Und was hast du geantwortet?« – »Es könne doch nicht

sein, weil Sie nicht da seien!« – »Und was sagte er darauf?« – »Daß Sie ihm ja im Lauf des Tages Ihren Besuch machen könnten; und nun sagte er, ich sollte Ihnen bestellen, Seine Eminenz sei sehr für Sie eingenommen, und von diesem Besuch könnte leicht Ihr ganzes Lebensglück abhängen.« – »Für den Kardinal ist die Falle nicht sonderlich geschickt«, meinte lächelnd der junge Mann. – »Mir ist's selbst auch schon so vorgekommen; darum sagte ich noch, Sie würden, wenn Sie heimkämen, es sicher sehr bedauern. Er fragte dann noch, wo und seit wann Sie fort seien; ich sagte ihm, Sie seien gestern abend nach Troyes in der Champagne geritten.«

»Planchet, du bist wirklich ein prächtiger Kerl!« rief d'Artagnan, »und damit du dem wackern Herrn gegenüber nicht zum Lügner wirst, wollen wir in einer Viertelstunde aufbrechen.« – »Dazu wollte ich auch raten«, sagte Planchet. »Sagen Sie mir bloß, wohin? Ich will schon dafür sorgen, daß wir, wenn's irgend geht, schon früher unterwegs sind.« – »Schnüre unsere Mantelsäcke, Planchet!« befahl d'Artagnan. »Ich gehe ruhig bis zur Gardekaserne, damit niemand Verdacht schöpft. Dorthin kommst du mir nach. Aber wir reiten in entgegengesetzter Richtung von der, die du Cavois genannt hast. Ich denke, ein bißchen wird dir doch daran liegen, zu erfahren, was aus Grimaud, Mousqueton und Bazin geworden ist. Mich bedrückt's doch auch, was meine Kameraden Athos, Porthos und Aramis machen.«

D'Artagnan verließ zuerst die Wohnung, sprach aber, ehe er die Richtung zur Kaserne nahm, noch einmal in der Wohnung seiner drei Freunde vor, um nachzusehen, ob einer zurück oder von einem Nachricht da sei. Beides aber war nicht der Fall, bloß bei Aramis lag ein parfümiertes Billett auf dem Tisch, das d'Artagnan zu sich steckte. Zehn Minuten nach ihm kam Planchet in die Gardekaserne. Damit keine Zeit verlorenging, hatte d'Artagnan sein Pferd schon selbst gesattelt, befahl aber Planchet, sobald er seinen Mantelsack aufgeschnallt hatte, auch

die drei anderen Rosse zu satteln. »Meinen Sie, daß wir mit zwei Pferden pro Mann schneller weiterkommen?«, fragte der Page mit dem ihm eigenen verschmitzten Lächeln. – »Nein, Spaßvogel«, erwiderte d'Artagnan, »aber mit unsern vier Pferden dürften wir die drei Freunde, wenn wir sie noch am Leben antreffen, leichter nach Paris zurückbringen, als wenn sie neben uns her laufen müßten.«

Auf verschiedenen Straßen, der eine durch das Tor de la Vilette, der andere durch das Tor Montmartre, verließen sie Paris, um hinter Saint-Denis einander zu treffen: eine letzte List, die von beiden geschickt ausgeführt wurde und ihr bisheriges Verhalten mit dem schönsten Erfolge krönte, denn in Pierrefitte ritten sie zusammen ein. Bei Tage war Planchet allerdings mutiger als bei Nacht. Aber seine natürliche Klugheit verließ ihn keinen Augenblick. Von den Vorfällen der ersten Reise hatte er nichts vergessen und hielt jeden Menschen, der ihnen begegnete, für einen Feind. Ohne Aufenthalt oder Unfall gelangten sie indessen nach Chantilly, wo sie in demselben Gasthof abstiegen wie auf ihrer ersten Tour. Der Wirt trat ehrerbietig auf die Schwelle, als er einen jungen Gardereiter mit Pagen und zwei Handpferden vor seinem Hause halten sah. Die Garderegimenter rekrutierten sich damals ausschließlich aus den alten Adelsgeschlechtern des Reiches, und so war es nicht weiter zu verwundern, daß der Wirt es sich nicht nehmen lassen wollte, seinen vornehmen Gast selbst zu bedienen. D'Artagnan wehrte es ihm nicht, bat aber um zwei Gläser und ließ sich in folgendes Gespräch ein:

»Meiner Treu, Herr Wirt, ich habe von Ihrem Besten verlangt, und wenn Sie mich mit einer schlechten Marke bedient haben, so sollen Sie für Ihre Sünde mit büßen; allein trinke ich eine Bouteille nicht gern aus, drum setzen Sie sich mit her und leisten Sie mir Gesellschaft. Worauf stoßen wir an, um nicht irgendwo anzuecken? Auf das Gedeihen Ihres Hauses!« – »Euer Gnaden erweisen mir sehr viel Ehre«, sagte der Wirt, »und ich

bin von Herzen dankbar für den freundlichen Wunsch.« – »Aber täuschen Sie sich nicht«, versetzte d'Artagnan: »ich bin doch nicht frei von selbstsüchtigen Gedanken, wenn ich solchen Spruch ausbringe. Ich bin ziemlich viel unterwegs und weiß, daß Reisende immer nur dann in Gasthöfen gute Unterkunft finden, wenn es den Wirten gut geht.« – »Mir scheint, Euer Gnaden sind auch nicht das erste Mal mein Gast?« fragte der Wirt. – »Ich bin schon wiederholt in Chantilly gewesen und jedesmal bei Ihnen eingekehrt, zuletzt vor etwa zehn Tagen, in Begleitung von drei Musketieren. Sie werden sich wohl besinnen, wenn ich Sie erinnere, daß einer davon hier in der Gaststube mit einem Fremden, Gott weiß, aus welchem Grund, Händel bekam.« – »Ach, richtig«, sagte der Wirt, »Sie haben recht! Vom Herrn Porthos sprechen Euer Gnaden?« – »Ja so hieß mein Kamerad... Es ist ihm doch kein Unglück passiert, Herr Wirt?« – »Aber Euer Gnaden haben doch bemerken müssen, daß er seine Reise unterbrochen hat?« fragte der Wirt. – »Allerdings, er hatte versprochen, nachzukommen, und wir haben ihn nicht mehr gesehen.« – »Er hat uns die Ehre erwiesen, hierzubleiben.« – »Was Sie sagen!« – »Ja, und nichts weniger als uns zur Freude«, sagte seufzend der Wirt. – »Inwiefern?« – »Hm, er hat schon viel aufkreiden lassen, nur zuviel!« – »Oh, was er schuldig ist, wird er auch bezahlen«, sagte d'Artagnan. – »Euer Gnaden Worte sind Balsam für mein Herz«, erwiderte der Wirt. »Wir haben wirklich schon tüchtig bluten müssen, und erst heute morgen hat der Wundarzt gesagt, daß er sich, wenn Herr Porthos nicht bezahlte, an mich halten würde, denn ich hätte ihn rufen lassen, und nicht Herr Porthos.« – »Aber ist denn Porthos verwundet?« – »Ich könnte es nicht sagen, Herr.« – »Wie soll ich das verstehen? Ich sollte meinen, das müßten Sie doch am besten wissen!«

»Das schon, aber wir sprechen in unserm Beruf nicht von allem, was wir wissen, Herr, besonders, wenn uns gesagt worden ist, daß wir mit unsern Ohren für unsere Zungen

einstehen.« – »Aber ich kann doch zu ihm?« fragte d'Artagnan. – »Gewiß, Herr! Die Stiege hier hinauf, Nummer 4, im ersten Stock. Bloß sagen Sie, daß Sie es sind; denn Herr Porthos läßt niemand aus dem Hause in seine Stube; und wenn er dächte, daß ich ihn behelligen wollte, könnte es Ihnen passieren, daß er Ihnen den Degen in den Leib rennt oder den Schädel einschlägt.« – »Was haben Sie denn mit ihm angestellt?«

»Weiter nichts, als daß ich mein Geld gefordert habe.« – »Teufel auch! Dann kann ich's mir freilich denken. Wenn Porthos nicht bei Kasse ist, versteht er bei solchem Begehr keinen Spaß; aber meiner Meinung nach muß er doch Geld haben!«

»Das haben wir auch gedacht, Herr; bei uns im Hause herrscht in allen Dingen strenge Ordnung, und alle acht Tage werden die Rechnungen ausgeschrieben und vorgelegt. Wir mögen aber wohl in einem schlimmen Moment an ihn herangetreten sein, denn beim ersten Wort, das aus unserm Munde fiel, hieß er uns zu allen Teufeln gehen. Allerdings hatte er die Nacht vorher gespielt.« – »Was, gespielt? Und mit wem?« – »Ja, wer weiß das? Mit irgendeinem Herrn von Adel, den der Weg vorbeiführte, und dem er eine Partie Landsknecht vorschlug.« – »Und dabei hat der Pechvogel gehörig geblutet?« – »Alles hat er verspielt, sogar sein Pferd; denn als der fremde Herr weiterzog, sattelte sein Page auch den Rappen des Herrn Porthos.«

»Den Rappen?« fragte d'Artagnan, »wirklich, den Rappen?« – »Ja, und da meinten wir, ihn davon unterrichten zu sollen; er fuhr uns aber hart an, wir sollten unsere Nase nicht in Dinge stecken, die uns nichts angingen. Wenn der Edelmann das Pferd mit sattelte, würde er schon wissen, warum.«

»Daran erkenne ich meinen Freund Porthos«, murmelte d'Artagnan. »Darauf ließ ich ihm sagen«, fuhr der Wirt fort, »daß wir uns doch einmal über die Zeche auseinandersetzen müßten; andernfalls müßte ich ihn bitten, meinen Kollegen im *Goldnen Anker* statt meiner in Nahrung zu setzen. Aber Herr

Porthos antwortete mir, mein Gasthof sei der bessere, und so würde er hier bleiben. Ich entgegnete, mir sei das sehr schmeichelhaft, und ich wolle mich mit seiner Anwesenheit auch ferner befreunden, er möge mir aber den Gefallen tun, sein Zimmer, das das beste im Hause sei, zu räumen, um mit einem geringeren fürlieb zu nehmen. Darauf bekam ich den Bescheid, Herr Porthos erwarte stündlich seine Dame, die eine der ersten Stellen bei Hofe bekleidete; der könne er nicht zumuten, in ein geringeres Zimmer den Fuß zu setzen. Ich meinte, dagegen ließe sich von seinem Standpunkt aus nichts sagen; mein Standpunkt könne sich aber auch durch diesen Bescheid nicht ändern. Darauf verlor er kein Wort mehr, sondern griff zu seinen Pistolen und erklärte, dem ersten, der sich erfreche, ihn in dieser Sache noch einmal zu behelligen, das Lebenslicht auszublasen. Daraufhin hat sich niemand mehr zu ihm getraut, mit Ausnahme seines Pagen.«

»So? Mousqueton ist also da?« – »Jawohl, Herr, am sechsten Tage nach seiner Abreise ist er in der schlimmsten Laune wiedergekommen; es mag ihm unterwegs wohl schlecht ergangen sein. Unglücklicherweise ist er noch unwirscher als sein Herr, dreht für ihn das Unterste zu oberst und wartet nicht erst ab, bis etwas gebracht wird, sondern nimmt sich einfach, was er braucht oder sein Herr haben will.« – »Nun, ängstigen Sie sich nur nicht, Herr Porthos wird Ihnen seine Zeche nicht schuldig bleiben«, meinte d'Artagnan, worauf der Wirt mit einem bedenklichen »Hm! Hm!« antwortete. – »Aber Sie brauchen wirklich sich keine Sorge zu machen«, sagte d'Artagnan wieder, »Herr Porthos ist der Günstling einer sehr vornehmen Dame, die ihn wegen solcher Lumperei nicht im Stich läßt.« – »Na, gnädigster Herr«, erwiderte der Wirt, »darüber habe ich meine eigenen Gedanken.« – »Was meinen Sie da mit den Worten?« – »Wenn ich auf Euer Gnaden Verschwiegenheit rechnen darf?« – »Mein Edelmannswort!« – »Nun, Euer Gnaden, Geldsorgen führen zu allerhand

Ausflüchten, und so habe ich denn, als mir Herr Porthos einen Brief gab mit dem Auftrag, ihn dem Postboten mitzugeben, es vorgezogen, ihn durch einen Dienstboten, der gerade etwas in Paris zu verrichten hatte, persönlich besorgen zu lassen. Hm, wissen Sie, wer die große Dame ist?« – »Nein. Ich habe Porthos nur von ihr reden hören.« – »Als von einer Herzogin?« – »Jawohl.« – »Nun, eine alte Schachtel ist's, Euer Gnaden, Ehefrau eines Anwalts, mit Namen Coquenard, mindestens schon angehende Fünfzigerin und dem Anschein nach eifersüchtig wie eine Xantippe. Eine Herzogin, die in der Rue aux Ours ihr Palais hat! Sie wollen wohl scherzen?«

»Eifersüchtig? Woher wissen Sie das?« fragte d'Artagnan. – »Na, mein Bote hat sich ausschütten wollen vor Lachen über die alte Dame, die, als sie den Brief bekam, fuchswild geworden ist und geschrien hat, Herr Porthos wäre ein Lump, der immer neuen Schürzen nachjagen müßte und seinen Degenstich doch sicher bloß bei einer Liebesaffäre bekommen hätte.« – »Degenstich?« rief d'Artagnan erschrocken. »Also ist Porthos verwundet?« – »Ja, aber er hat mir verboten, ein Wort darüber verlauten zu lassen.« – »Und warum?« – »Weil er sich hoch und heilig verschworen hat, dem Fremden, mit dem er in Streit geraten war, den Degen durch den Leib zu jagen, aber statt dessen schon beim ersten Gang auf den Sand gestreckt wurde.« – »Porthos?« – »Jawohl, Porthos! Der andere verstand sein Geschäft augenscheinlich noch besser, und als er Ihrem Freund den Degen an die Gurgel setzte, erklärte dieser sich für überwunden und nannte seinen Namen: kaum aber hatte der Fremde den Namen Porthos gehört, so erklärte er, da habe er sich doch über den Unrechten hergemacht, bot Porthos den Arm und bat ihn, den Herrn d'Artagnan recht schön zu grüßen und ihm zu bestellen, das nächste Mal wolle er sich genauer erkundigen. Als er mir Herrn Porthos übergeben hatte, beglich er seine Zeche, stieg zu Roß und verschwand!«

»So, so? Also auf Herrn d'Artagnan war der Überfall gemünzt

gewesen?« fragte dieser. – »Augenscheinlich.« – »Sie wissen nicht, was aus dem Fremden geworden ist?« – »Nein. Er hat sich nicht mehr sehen lassen.« – »Schön. Ich weiß nun, worauf es mir ankommt. Im ersten Stock also, sagen Sie, Nummer vier?« – »Ich hätte das Zimmer schon zehnmal wieder vermieten können, denn, wie gesagt, es ist das beste im Hause.« – »Na, lassen Sie nur gut sein, zu Ihrem Geld werden Sie schon kommen, wenn nicht anders, durch die Frau Herzogin Coquenard!« – »Viel Hoffnung auf diese Quelle habe ich nicht; die Frau hat meinem Boten vielmehr gesagt, von ihr gäbe es keinen roten Heller mehr; jetzt hätte sie es endlich satt, und ihretwegen könnte Herr Porthos hängen oder kleben, wo er wolle!« – »Haben Sie diesen Bescheid Ihrem Gast gemeldet?« – »Ich werde mich hüten! Da hätte er doch gleich gewußt, wie sein Brief besorgt worden ist!« – »Er wartet also noch immer auf Geld?« – »Freilich! Erst gestern hat er wieder geschrieben; aber diesmal hat der Postbote den Brief mitgenommen.« – »Nun, ich denke, sie wird wohl gelindere Saiten aufziehen, die Frau Coquenard; so sehr viel schuldig kann Ihnen übrigens Herr Porthos doch gar nicht sein?« – »Nicht viel? Oho! An zwanzig Pistolen kommen schon zusammen.« – »Nun, läßt ihn die Liebste sitzen, so ist er ja nicht ohne Freunde, die für ihn einspringen werden. Also lassen Sie es ihm nur an nichts fehlen, Herr Wirt!« – »Der gnädige Herr haben mir zugesagt, reinen Mund zu halten!« rief der Wirt d'Artagnan nach, der schon auf der halben Treppe war. – »Sie haben mein Wort!« antwortete dieser und klopfte an eine Tür, die durch eine Vier von mächtiger Größe kenntlich war. Porthos rief »Herein!« und d'Artagnan trat ein.

Der Freund lag im Bett und vertrieb sich die Zeit durch eine Partie Landsknecht mit seinem Pagen Mousqueton, während am Spieß sich ein halbes Dutzend Rebhühner drehte, auf dem großen Herd in zwei großen Pfannen ebensoviel Schleie dufteten und aus der Herdröhre ein lieblicher Frikasseeduft die Nase kitzelte. Auf Schrank und Kommode standen ganze

Batterien von Wein- und anderen Flaschen. Porthos begrüßte den Freund mit einem Freudenschrei; Mousqueton erhob sich respektvoll und trat an den Herd, um dem Gast seinen Platz am Bett des Verwundeten einzuräumen.

»Hallo, wieder da?« rief Porthos; »willkommen! Entschuldigen Sie nur, daß ich Ihnen nicht entgegeneile. Aber«, setzte er hinzu, mit einem nicht eben selbstbewußten Blick auf den Freund, »Sie wissen, was mir widerfahren ist?« – »Nein.« – »So hat Ihnen der Wirt nichts gesagt?« – »Ich habe mich bloß nach Ihnen erkundigt und bin gleich hinaufgeeilt.« – Es sah ganz so aus, als wenn Porthos sich um eine Zentnerlast erleichtert fühlte. – »Aber, mein lieber Porthos«, rief d'Artagnan, »was ist denn Ihnen widerfahren?« – »Das Knie habe ich mir verstaucht, als ich meinem Gegner mit einem vierten Degenstich den Garaus machen wollte, nachdem ich ihm schon drei in den Leib gejagt hatte.« – »Schändliches Pech!« – »Na, für meinen Gegner war's ein Glück, denn sonst wäre er tot auf dem Platz geblieben.« – »Und was ist aus ihm geworden?« – »Kann's nicht sagen; weiß bloß, daß er genug hatte und wie ein begossener Pudel abzog.« – »Ich hätte mich aber doch längst nach Paris bringen lassen!« rief d'Artagnan. – »Das war freilich auch meine Absicht. Aber, mein lieber d'Artagnan, Sie wissen ja, ein Pech kommt selten allein. Während ich hier liege und meine fünfundsiebzig Goldfüchse zähle, die ich Ihrer freundlichen Huld verdankte, jagt der Teufel einen Landsmann des Weges her, und mit dem eine Partie Landsknecht spielen und meine Goldstücke mitsamt dem Rappen verspielen, das war das Werk einer halben Nacht. Nun liege ich hier und warte!«

»In allen Dingen kann Fortuna einem nun einmal nicht hold sein, lieber Porthos! Sie wissen doch: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe! Wer eine Herzogin zur Liebsten hat, der braucht für Morgen nicht zu sorgen!« – »Ach, mein lieber d'Artagnan«, klagte Porthos, »mir geht jetzt alles quer! Ich schrieb an sie um fünfzig Pistolen...« – »Nun?« – »Und habe bis heute noch keine

Antwort. Ich kann mir nichts anderes denken, als daß sie auf ihre Güter gefahren sein muß.« – »Wirklich?« – »Ich habe ihr gestern noch einmal geschrieben, dringlicher als das erste Mal, aber, mein Lieber, reden wir doch auch einmal von Ihnen! Ich muß sagen, daß ich mir über Sie schon allerhand Gedanken gemacht habe.«

»Aber über Ihren Wirt scheinen Sie sich nicht eben beklagen zu müssen, lieber Porthos«, sagte d'Artagnan, indem er auf die vollen Pfannen und leeren Flaschen zeigte. – »Pst! Pst!« antwortete Porthos; »der unverschämte Kerl hat mir erst vorgestern eine Rechnung heraufgeschickt; aber ich habe Boten und Rechnung zusammen die Treppe hinuntergeworfen. Jetzt bin ich hier in der Rolle halb als Sieger, halb als Belagerter, und, da man in solcher Lage immer eines Angriffs gewärtig sein muß, auch bewaffnet bis an die Zähne.« – »An einem Ausfall«, erwiderte d'Artagnan lächelnd, zum andern Mal auf die Flaschen und Pfannen zeigend, »scheinen Sie es freilich von Zeit zu Zeit nicht fehlen zu lassen.« – »Ich nicht, ich leider nicht!« rief Porthos, »mich fesselt die vermaledeite Verstauchung ans Bett, aber Mousqueton führt die Schlachten und schafft die Lebensmittel herbei. Freund Mousqueton«, wandte Porthos sich an den Pagen, »du siehst, wir bekommen Verstärkung, werden also Zuwachs an Fourage brauchen.«

»Mousqueton«, wandte d'Artagnan sich an den Pagen, »du mußt mir einen Gefallen tun.« – »Was befiehlt der Herr?« fragte Mousqueton. – »Gib Planchet dein Rezept! Mir könnte es auch mal so gehen, daß ich belagert werde. Wenn er nun verstünde, soviel Benefizien herauszuschinden wie du für deinen Herrn, so wäre ich dann sicher nicht böse.« – »Du liebe Zeit, gnädiger Herr«, versetzte Mousqueton mit der bescheidensten Miene von der Welt, »es gibt doch nichts Einfacheres und Leichteres. Ein bißchen Geschick, das ist alles. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen, und mein Vater war in seiner freien Zeit dem Wildern nicht abhold. Und wie man eine Schlinge dreht und

eine Angel legt, das hat er mir gezeigt. Als es mir nun ein bißchen zu arg wurde, wie sich der Wirt meinem Herrn gegenüber benahm, der uns täglich nur hartes Fleisch vorsetzte, wie es kaum ein Bauernmagen verträgt, da bin ich in den Wald gegangen und habe Schlingen gelegt, habe mich an den Bach gesetzt und geangelt. Seitdem fehlt es uns, Gott sei Dank, an nichts, was für eine bessere Kost gelten kann.« – »Und wer liefert den Wein?« fragte d'Artagnan; »doch der Wirt?« – »Ja und nein! Freilich ist er der Lieferant, doch ohne es zu wissen. Auf meinen Irrfahrten, Herr, hat mich nämlich der Zufall einmal, mit einem Spanier zusammengeführt, der auch in der Neuen Welt gewesen war.« – »Wie kann das mit den Weinflaschen zusammenhängen, die ich auf Schrank und Kommode sehe?« – »Geduld, Herr, Geduld! Alles zu seiner Zeit. Der Spanier hatte einen Pagen, und das war ein Landsmann von mir. Der war mit ihm in Mexiko, und dort traf ich ihn. Wir hatten mancherlei Liebhaberei gemein, unter anderm die Jagd. Da weihte er mich ein in die Jagd mit dem Lasso, indem er Flaschen im Abstand von dreißig Schritt auf die Erde stellte. Ich war bald so weit im Lassowerfen, daß ich jedesmal die Flasche aus der Mitte herausholte. Verstehen Sie nun? Unser gestrenger Wirt hat einen trefflich versorgten Keller, läßt aber den Schlüssel niemals liegen. Da aber sein Keller ein Luftloch hat, und durch dieses Luftloch sich ein Lasso werfen läßt und Mousqueton weiß, wo der beste Tropfen lagert, so braucht's wohl nicht weiterer Worte, um Ihnen die Herkunft unseres Flaschenbestandes begreiflich zu machen? Darf ich Ihnen eine Probe zum Kosten anbieten?«

»Nun, Mousqueton«, rief Porthos, »bring den Tisch her und laß uns frühstücken! Unterdes wird uns d'Artagnan erzählen, was ihm in den zehn Tagen passiert ist, die er fern von uns verlebt hat.« – »Von Herzen gern«, antwortete d'Artagnan.

Das war bald geschehen. Als er zu den vier Pferden gelangte, die er vom Herzog von Buckingham als Präsent für sich und

seine Kameraden bekommen und aus England nach Frankreich gebracht hatte, meldete Planchet seinem Herrn, daß die Pferde wieder frisch seien, sie bis gegen Abend noch Clermont erreichen und dort übernachten könnten. Da d'Artagnan seiner Sorgen über Porthos einigermaßen enthoben war und vor Begierde brannte, auch von seinen beiden anderen Freunden Kunde zu bekommen, reichte er Porthos die Hand und versprach ihm, in acht bis zehn Tagen zurückzukommen und ihn dann mit nach Paris zu nehmen. Porthos antwortete, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach wohl noch hier sein werde, da die Verstauchung bis dahin schwerlich auskuriert sein werde. Zudem könne, wenn seine Herzogin, wie er vermute, auf ihren Gütern sei, Geld von ihr unmöglich früher eintreffen.

Aramis und seine These

D'Artagnan hatte Porthos in dem Glauben gelassen, er wisse nichts von seinem unglücklichen Duell und von der Lüge mit der Herzogin, und sich gestellt, als hielte er seine Prahlereien für bare Münze. Er ließ sich dabei von der Überzeugung leiten, daß man Leuten gegenüber, deren Leben man kennt, immer im Vorteil ist. Zudem war er des festen Willens, seine drei Kameraden zu Werkzeugen seines Glückes zu machen, und war deshalb nicht ungehalten darüber, daß sich die unsichtbaren Fäden, mittels deren er sie zu lenken gedachte, schon jetzt in seiner Hand zusammenzufinden begannen. Gleichwohl schnürte ihm während des ganzen Rittes tiefe Traurigkeit das Herz zusammen, denn seine Gedanken kehrten immer wieder zu der jungen, hübschen Frau Bonacieux zurück, die ihm den Preis für seine Treue spenden wollte, und die nun vielleicht Gott weiß wie unglücklich war. Daß sie der Rache des Kardinals zum Opfer gefallen war, stand für ihn außer allem Zweifel, und daß Seine Eminenz grausame Rache zu üben gewohnt war, wußte jedes Kind in Frankreich.

In solch trüben Gedanken legte d'Artagnan die Strecke zwischen Chantilly und Crevecceur zurück. Erst der Anblick der Schenke, in der er Aramis zurückgelassen hatte, riß ihn aus seiner Versunkenheit. Aber nicht ein Wirt war es, der ihn diesmal begrüßte, sondern eine Wirtin. D'Artagnan verstand sich darauf, die Menschen nach ihren Gesichtszügen zu beurteilen, und war sich sofort klar darüber, daß er von dem feisten, gutmütigen Gesicht, das diese Frau zeigte, keinen Verdruß oder Ärger zu gewärtigen hatte.

»Meine gute Frau«, fragte d'Artagnan, »könnten Sie mir wohl sagen, was aus einem meiner Freunde geworden, den wir vor knapp vierzehn Tagen hier zurücklassen mußten?« – »Einem schmucken, jungen Mann von dreiundzwanzig bis

vierundzwanzig Jahren, nicht wahr?« – »Er war an der Schulter verwundet.« – »Richtig! Oh, der ist noch da!« – »Wirklich, gute Frau?« rief d'Artagnan, aus dem Sattel springend, und warf Planchet die Zügel zu. »Oh, Sie schenken mir das Leben wieder! Wo ist er, mein lieber Aramis? Sagen Sie es mir! Es drängt mich, ihn in die Arme zu schließen.« – »Das tut mir leid, Herr, denn daß Sie ihn gerade jetzt werden sehen können, bezweifle ich.« – »Warum nicht? Ist etwa eine Frau bei ihm?« – »Du lieber Gott, was reden Sie da? Nein, der arme Mensch kümmert sich nicht um Weiber.« – »Und um wen sonst?« – »Der Pfarrer von Montdidier und der Superior des Jesuitenklosters sind eben bei ihm.« – »Gerechter Himmel! Steht es so schlimm mit ihm?« – »Im Gegenteil, Herr, es steht recht gut mit ihm, und um dem Himmel für seine Genesung würdig zu danken, hat er sich entschlossen, ins Kloster zu gehen.« – »Ach richtig!« rief d'Artagnan, »ich hatte fast vergessen, daß er bloß vorübergehend Musketier ist.« – »Der Herr wünscht aber, ihn zu sehen?« – »Mehr denn je!« – »Nun, dann braucht der Herr nur im Hof die Treppe rechts zum zweiten Stock hinaufzugehen und an die Tür von Nummer fünf zu pochen.«

Doch d'Artagnan kam nicht so leicht zu dem künftigen Abbé, denn die Zugänge zu ihm waren scharf bewacht. Page Bazin, dessen sehnlicher Wunsch seit langem war, Famulus eines geistlichen Herrn zu sein, hütete als grimmer Zerberus die Pforte im Hof. Hätte ihm Aramis nicht schon immer die tröstliche Versicherung gegeben, daß er bald die kriegerische Uniform gegen die fromme Soutane vertauschen werde, so hätte er sich wohl schon nach einer seinen Anschauungen besser entsprechenden Tätigkeit umgesehen. Jetzt aber schwamm Bazin in einem Meer der Freude, denn diesmal hatte Aramis allem Anschein nach keine Lust mehr, noch einmal in die weltliche Laufbahn zurückzukehren. Daß Bazin in solcher Lage sich über das plötzliche Wiederauftauchen d'Artagnans nicht freute, leuchtet ein, und daß er die Hauspforte mutig verteidigte,

nicht minder. Daß Aramis nicht zu Hause sei, diese Ausflucht konnte er nicht benutzen, weil dessen Anwesenheit schon die Wirtin verraten hatte. Indessen suchte er dem Besucher auf alle mögliche Weise begreiflich zu machen, daß es unmöglich anginge, seinen Herrn in der frommen Übung zu stören, die schon am frühen Morgen begonnen habe und vor Abend schwerlich zu Ende sein werde.

D'Artagnan war jedoch nicht der Mann, der sich mit solchen Worten abspeisen ließ; aber sich in einen langen Disput mit einem Pagen einzulassen, war seine Sache erst recht nicht. Er gab ihm einen Stoß mit der einen Hand, daß er beiseite flog, und mit der andern stieß er die Haustür auf, stürmte die Stiege hinauf und riß die durch eine Fünf bezifferte Zimmertür auf... Aramis saß im schwarzen Oberrock, das Haupt mit einem runden, flachen Käppchen bedeckt, das als Barett für einen Geistlichen gelten konnte, vor einem länglichen, über und über mit Folianten bedeckten Tisch.

Rechts von ihm saß der Jesuitenpater, links der Pfarrer von Montdidier. Durch die halbgeschlossenen Vorhänge drang ein geheimnisvolles, träumerisches Licht. All die weltlichen Dinge, die man sonst im Zimmer eines jungen Mannes trifft, vor allem, wenn solcher zur Musketierkompanie gehört, waren streng verbannt. Man sah weder Degen noch Pistolen oder Federhut, auch von Litzen und Tressen keine Spur. Statt dessen meinte d'Artagnan in einem Winkel ein Ding zu sehen, das mit einer Geißel bedenkliche Ähnlichkeit hatte.

Infolge des Geräusches, das d'Artagnans Eintritt verursachte, hob Aramis den Kopf. Er erkannte den Freund auf der Stelle, aber zu dessen Verwunderung verriet sein Gesicht keine Überraschung oder gar Freude, dermaßen hatte sein Geist sich bereits von allem Irdischen abgewandt. »Guten Tag, mein lieber d'Artagnan«, sprach Aramis. »Glauben Sie mir, daß ich mich glücklich preise, Sie zu sehen.« – »Ich nicht minder«, versetzte d'Artagnan, »wenn ich auch meiner Sache noch nicht recht

sicher bin, wirklich mit Aramis zu sprechen.« – »Mit niemand anderm als ihm! Wie konnten Sie auf solchen Zweifel stoßen?« – »Ich fürchtete, in ein falsches Zimmer und zu einem geistlichen Herrn geraten zu sein; nachher machte mir der Anblick der beiden Herren in anderer Weise bange; ich befürchtete nämlich, Sie seien ernstlich krank.«

Die beiden geistlichen Herren warfen auf d'Artagnan, dessen Absichten sie durchschauten, einen fast drohenden Blick; dieser aber ließ sich dadurch nicht im geringsten einschüchtern.

»Ich störe vielleicht, mein lieber Aramis«, fuhr er fort, »denn nach allem, was ich sehe, macht es mir den Eindruck, als wenn Sie vor den beiden Herren Beichte ablegen.« – Aramis wurde sichtlich rot. – »Sie und mich stören? Oh, ganz im Gegenteil, Freund!« – »Aha«, dachte d'Artagnan; »endlich taut er auf! So schlimm scheint's also mit ihm noch nicht zu stehen.«

Aramis dagegen wandte sich gelassen zu seinen beiden Gästen und fuhr in salbungsvollem Ton fort: »Der Herr hier, ein guter Freund von mir, ist nämlich eben einer sehr schweren Gefahr entronnen.« – »Preisen Sie Gott dafür, Herr«, sprachen die beiden geistlichen Herren wie aus einem Munde. – »Daran habe ich es nicht fehlen lassen, ihr frommen Herren«, erwiderte der junge Mann, sie nun seinerseits begrüßend.

»Sie kommen wie gerufen, lieber d'Artagnan«, nahm Aramis wieder das Wort. »Sie müssen an unserm Disput teilnehmen und ihn mit Ihrem Licht erleuchten. Wir beraten nämlich zu dritt über verschiedene theologische Fragen, mit denen wir uns schon eine Zeitlang befassen; es wäre mir wertvoll, Ihre Meinung darüber zu hören.« – »Die Meinung eines Kriegers entbehrt wohl jeglichen Gewichts«, versetzte d'Artagnan, der über die Wendung, die die Dinge nahmen, sich zu beunruhigen anfing. »Sie dürften wohl besser tun, sich an das Wissen dieser beiden Herren zu halten.« – Die beiden schwarzen Herren verneigten sich zum Zeichen ihres Dankes für solche Rede.

»Im Gegenteil«, erwiderte Aramis, »Ihre Meinung, lieber d'Artagnan, wird mir von Wert sein. Es handelt sich um folgendes: Der Herr Pater meint, die von mir aufgestellte These müsse vor allem dogmatisch und didaktisch sein.« – »Ihre These?« rief d'Artagnan, »Sie befassen sich mit Thesen?« – »Gewiß«, antwortete der Jesuit, »der Weihe muß die Prüfung vorausgehen, und dazu ist eine These unbedingt erforderlich.«

»Der Weihe?« rief d'Artagnan, der nicht daran glauben konnte, was er von der Wirtin und von Bazin schon gehört hatte. Seine Augen wanderten verwundert von einer der drei Personen, die er vor sich hatte, zur andern.

»Nun wünscht«, nahm Aramis wieder das Wort, indem er in seinem Sessel die männliche graziöse Pose annahm, als hätte er sich in einem Chorstuhl befunden, und wohlgefällig seine weiße, weiche Hand, die an eine Frauenhand erinnerte, betrachtete, »nun wünscht, wie Sie eben hörten, mein lieber d'Artagnan, der Herr Pater, meine These solle dogmatisch sein, während ich vorhatte, sie ideal zu halten. Darum hat er mir das folgende Thema genannt, das noch nicht behandelt worden sei und worin ich allerdings Stoff zu herrlichen Entwicklungen finde: Utraque manus in benedicendo clericis inferioribus necessaria est.«

D'Artagnan zuckte bei diesem lateinischen Zitat so wenig mit der Wimper wie Herrn von Tréville gegenüber, als dieser ihn vor den Ränken des Kardinals gewarnt hatte.

»Diese lateinischen Worte bedeuten, in unsere Sprache übertragen«, nahm Aramis wieder das Wort, um ihm die Sache zu erleichtern: »Dem Geistlichen der unteren Grade sind beide Hände unentbehrlich, wenn er den Segen spendet.« – »Ein großartiges Thema!« rief der Jesuit. – »Großartig und dogmatisch!« wiederholte der Geistliche, der, im Lateinischen ungefähr so gut bewandert wie d'Artagnan, ängstlich den Jesuitenpater im Auge hielt, um Schritt mit ihm zu halten und seine Worte wie ein Echo zu wiederholen.

D'Artagnan verzog angesichts der Begeisterung der beiden schwarzen Herren keine Miene.

»Jawohl, ein großartiges Thema! prorsus admirabile!« rief Aramis, »das aber ein tiefes Studium der Kirchenväter und der Heiligen Schrift erfordert. Nun habe ich diesen gelehrten Herren in aller Demut bekannt, daß ich über dem Dienst in der Kompanie und beim König das geistliche Studium notwendigerweise vernachlässigen mußte. Leichter wird es mir nun bei einem Thema meiner Wahl fallen, das zu diesen strengen theologischen Fragen sich etwa verhält wie die Moral zur Metaphysik in der Philosophie.«

D'Artagnan wurde die Geschichte schrecklich langweilig und dem Geistlichen auch. – »Betrachten Sie dieses Exordium!« rief der Jesuit. – »Exordium!« wiederholte der Pfarrer, um etwas zu sagen. – »quemadmodum intercoelorum immensitatem.« – Aramis warf einen Seitenblick auf d'Artagnan und sah, daß sein Freund gähnte, daß sich ihm fast die Kinnladen verrenkten. – »Ich denke, Herr Pater«, sagte er zu dem Jesuiten, »wir reden lieber in unserer Landessprache, da sie Herr d'Artagnan doch besser verstehen dürfte.« – »Ja, ich bin von dem Ritt abgespannt«, sagte d'Artagnan, »und habe alles Latein längst vergessen.« – »Mir auch recht«, versetzte der Jesuit, ein wenig aus dem Konzept geraten, während der Pfarrer, um einen Zentner erleichtert, auf d'Artagnan einen dankerfüllten Blick warf, »nun denn, wie würden Sie sich zu der Aufgabe stellen?«

»Moses, Gottes Diener... ist nur Diener, verstehen Sie wohl! Moses segnete mit den Händen; er hob die beiden Arme auf, dieweil die Hebräer ihre Feinde schlugen; mithin segnete er mit den beiden Händen. Übrigens steht auch im Evangelium: Imponite manus, nicht manum; leget die Hände auf, und nicht: die Hand!« – »Leget die Hände auf«, wiederholte der Pfarrer, die Gebärde nachahmend. – »Der heilige Petrus dagegen, dessen Nachfolger die Päpste sind«, fuhr der Jesuit fort, »spricht: porrige digitos! Reichet die Finger! Verstehen Sie nun?« –

»Gewiß«, antwortete Aramis, sich von Herzen freuend, »aber die Sache ist heikel.« – »Die Finger!« rief der Jesuit wieder; »der heilige Petrus segnete mit den Fingern. Der Papst segnet auch mit den Fingern. Und mit wieviel Fingern segnet er? Mit drei Fingern: einen für den Vater, einen für den Sohn, einen für den Heiligen Geist.«

Alle Anwesenden bekreuzigten sich; d'Artagnan meinte, dieses Beispiel nachahmen zu sollen.

»Der Papst ist der Nachfolger des heiligen Petrus und stellt die drei göttlichen Mächte dar; die übrigen, ordines inferiores der kirchlichen Hierarchie, segnen durch den Namen der heiligen Erzengel und Engel. Die untersten Geistlichen, wie unsere Diakone und Sakristane, segnen mit den Weihwedeln, die eine unendliche Zahl weihender Finger versinnbildlichen. Hier kommen wir nun zu dem vereinfachten Thema: Argumentum, omni denudatum ornamento. Damit würde ich«, fuhr der Jesuit fort, »zwei Bände von diesem Format füllen.« In seiner Begeisterung schlug er auf den heiligen Chrysostomus, daß der Tisch wackelte.

D'Artagnan wurde es langsam zumute, als ob er sich unter Narren befände, und als ob er selbst einer werden müsse. Endlich fragte der Jesuit, nachdem er das Thema noch von verschiedenen anderen Gesichtspunkten erörtert hatte: »Sie beharren also bei Ihrer These?« – »Ich fühle mich dazu berufen, diese These durchzuführen und keine andere zu wählen.« – »Lassen Sie sich mit der Arbeit Zeit«, antwortete der Geistliche, »wir verlassen Sie in der besten Stimmung.« – »Jawohl, die Saat ist ausgestreut«, sagte der Jesuit, »wir brauchen nicht zu befürchten, daß ein Teil auf Gestein und ein anderer auf den Weg falle, und daß die Vögel des Himmels das übrige verzehren, aves coeli comederunt illam.«

Möge die Pest dich mit deinem Latein ersticken! dachte d'Artagnan, dem die Kräfte auszugehen drohten.

»Gott mit Ihnen, mein Sohn«, sprach der Pfarrer, »auf morgen!« – »Auf morgen, junger Streiter«, sagte der Jesuit, »Sie versprechen, eine Leuchte der Kirche zu werden. Gebe der Himmel, daß diese Leuchte zu einem verzehrenden Feuer werde!«

Als die beiden Freunde einander wieder allein gegenübersaßen, fand im ersten Augenblick keiner ein Wort, und doch mußte das Schweigen einmal gebrochen werden, aber d'Artagnan schien das erste Wort Aramis lassen zu wollen, und so sagte dieser denn: »Sie sehen, daß ich zu meinem ursprünglichen Plan zurückgekehrt bin, lieber Freund.« – »Ja, wie der geistliche Herr eben sagte, die göttliche Gnade hat sich über Sie ergossen«, antwortete d'Artagnan. – »Oh, der Plan, mich von allem Irdischen zurückzuziehen, wohnt schon lange in meiner Seele«, sagte Aramis. »Sie haben mich wohl schon öfter davon sprechen hören.« – »Freilich; aber ich habe, wie ich nicht leugnen will, immer gedacht, Sie machten bloß Scherz.« – »Scherz mit dergleichen Dingen? Aber d'Artagnan!« – »Sapperlot! Mag sein, aber wenn ich Sie bitten darf, so wollen wir den theologischen Kram lieber beiseite lassen; Sie müßten doch, dächte ich, für heute genug davon haben. Ich habe mich mit Latein im ganzen Leben nicht befaßt und, was ich schließlich mal davon gewußt habe, längst vergessen... Zudem muß ich Ihnen sagen, daß ich heute noch keinen Bissen im Magen habe, und daß ich einen Appetit habe wie ein Werwolf.« – »Nun, wir wollen gleich frühstücken, lieber Freund; doch vergessen Sie nicht, daß wir heute Freitag haben, und freitags darf ich Fleisch weder sehen noch essen. Mein Menü besteht heute bloß aus Tetragonien und Obst.« – »Was meinen Sie mit Tetragonien?« fragte d'Artagnan unruhig. – »Spinat, lieber Freund«, versetzte Aramis, »aber Ihnen werde ich ein paar Ochsenaugen braten lassen.« – »Ochsenaugen?« wiederholte d'Artagnan, »was soll denn das sein?« – »Spiegeleier«, erklärte Aramis, »es ist zwar ein schwerer Verstoß wider die Regel, denn

Eier sind Fleisch, da das Huhn sie legt.«

»Na, Magendrücken werden wir wohl davon nicht bekommen, aber immerhin, um Sie nicht allein lassen zu müssen, will ich mich drein schicken.« – »Ich bin Ihnen für dieses Opfer sehr dankbar«, sagte Aramis, »nützt es aber Ihrem Leib nicht, dann doch sicher Ihrer Seele.«

»Also ist es Ihr fester Entschluß, Aramis, in den geistlichen Stand zu treten? Was werden unsere Freunde, was wird Herr von Tréville dazu sagen? Als Deserteur werden Sie in aller Augen gelten, das kann ich Ihnen schon jetzt sagen.« – »Ich trete nicht in den geistlichen Stand ein, sondern in den geistlichen Stand zurück«, antwortete Aramis. »Um der Welt willen hatte ich der Kirche den Rücken gekehrt, und daß ich mir Gewalt angetan habe, den Musketierrock anzuziehen, wissen Sie doch.« – »Ich? Oh, ich weiß gar nichts!« – »Sie wissen nicht, daß ich aus dem Seminar ausgetreten bin?«

»Keine Silbe!« – »Nun, so hören Sie! Heißt es nicht in der Schrift: Beichtet untereinander? Ich beichte also Ihnen, Freund!« – »Und ich erteile Ihnen die Absolution schon im voraus; Sie sehen also, ich lasse mit mir reden.« – »Treiben Sie nicht Spott mit heiligen Dingen, Freund!« – »Na, legen Sie los, Kamerad! Ich bin ganz Ohr.«

»Ich war vom neunten Jahr im Seminar und sollte drei Tage vor meinem zwanzigsten Lebensjahr Abbé werden. Aber da war ich abends, wie schon früher dann und wann – du lieber Gott, man ist eben jung – zu einer befreundeten Familie gegangen, um der Herrin des Hauses ein Kapitel aus dem Leben der Heiligen vorzulesen. Da kam plötzlich unangemeldet ein Offizier ins Zimmer. Ich gebe zu, daß die Stellung, in der wir uns eben befanden, geeignet war, Eifersucht zu wecken. Ich hatte nämlich gerade ein Kapitel aus der Judith vor, und die Dame interessierte das Thema so lebhaft, daß sie sich über meine Schulter neigte und mitlas. Den Offizier schien das zu wurmen. Solange er mit mir im Zimmer war, verhielt er sich still; draußen aber stellte er

mich und fragte, ob ich schon Bekanntschaft mit Prügeln gemacht hätte. – ›Nicht, daß ich wüßte, Herr‹, versetzte ich, ›noch niemand hat gewagt, sie mir zuzumuten.‹ – ›Nun, dann lassen Sie es sich gesagt sein, Herr Abbé in spe‹, rief er, ›setzen Sie noch einmal den Fuß in dieses Haus, dann werde ich es wagen.‹ – Ich glaube, daß mich Furcht beschlich, daß ich bleich wurde, daß ich das Gefühl hatte, als ob die Beine mir den Dienst versagten; ich suchte nach einer Antwort, aber umsonst. Der Offizier rechnete auf eine solche, und da er sah, daß sie ausblieb, drehte er mir den Rücken und ging in das Haus, ich aber wieder in das Seminar. Ich bin Edelmann aus gutem Hause und, wie Sie wohl schon wahrgenommen haben, heißblütig. Den Schimpf, den mir der Offizier angetan hatte, wenngleich ohne Zeugen, konnte ich nicht verwinden. Ich erklärte meinen Oberen, daß ich mich nicht genügend vorbereitet für die Weihe fühlte, und bat, mich ein Jahr zurückzustellen. Mein Wunsch wurde bewilligt, und ich nahm Fechtunterricht beim besten Meister dieser Kunst. Ein ganzes Jahr lang übte ich Tag für Tag, und an dem Tag, da sich der Schimpf jährte, den ich von dem Offizier erlitten hatte, hing ich meine Soutane an den Nagel, legte Edelmannskostüm an und begab mich auf ein Ballfest, wo ich sicher sein durfte, den Offizier zu treffen, der mich beleidigt hatte. Meine Vermutung erfüllte sich. Gerade als er einer Dame sehr eifrig den Hof machte, trat ich auf ihn zu und fragte ihn, ob es ihm noch immer unangenehm sei, wenn ich mich in der Rue Payenne sehen ließe, und ob er, wenn ich mich dort sehen ließe, noch immer die Courage hätte, mir mit Prügeln zu drohen. Er blickte mich verwundert an und sagte, er wisse beim besten Willen nicht, wer ich sei und was ich von ihm wolle. – ›Der kleine Abbé bin ich‹, erwiderte ich ihm, ›der der Dame in der Rue Payenne aus der Geschichte der Heiligen vorlas.‹ – ›Ach!‹ rief er, ›jetzt fällt's mir ein! Aber womit kann ich dienen?‹ – ›Ich möchte Sie bitten, einen kleinen Gang mit mir zu machen.‹ – ›Oh, morgen in aller Frühe gern, bloß jetzt nicht‹, erwiderte er.

›Nein, nicht erst morgen, sondern auf der Stelle, wenn ich bitten darf.‹ – ›Na, mir soll's recht sein‹, versetzte er lachend, entschuldigte sich bei den Damen und folgte mir. Ich führte ihn in die Rue Payenne vor das Haus, in dem er mich beschimpft hatte. Wir kreuzten vor der Tür die Degen, und mit dem ersten Stoß streckte ich ihn tot nieder.«

»Teufel auch!« rief d'Artagnan.

»Die Sache machte natürlich Aufsehen, und ich sah mich genötigt, auf das geistliche Kleid zu verzichten, wenigstens für gewisse Zeit. Es traf sich, daß ich mit Athos bekannt wurde, und er und Porthos, der mir mancherlei Fechterkniffe beigebracht hatte, bestimmten mich, um Einstellung in die Musketierkompanie nachzusuchen. Mein Vater war bei der Belagerung von Arras gefallen; der König hatte viel auf ihn gehalten, und so bewilligte er mein Gesuch. Wenn ich nun erkläre, daß ich den Zeitpunkt, in die Kirche zurückzutreten, für gekommen erachte, so wird Sie das nicht weiter verwundern, nachdem ich Ihnen diesen Einblick in mein bisheriges Leben gewährt habe.«

»Und warum gerade heute eher als gestern und morgen?« rief d'Artagnan. – »Meine Verwundung ist mir ein Wink des Himmels gewesen.« – »Ihre Verwundung? Pah, die ist bald geheilt, und was Ihnen heute Herzeleid bereitet, ist meiner Überzeugung nach ganz etwas anderes!« – »Und was sollte es sonst sein?« fragte Aramis, tief errötend.

»Ihr Herz ist verwundet, Aramis!« rief d'Artagnan. »Und das sitzt tiefer und trifft einen empfindlicher als so ein Degenstich!«

Aramis' Augen blitzten... »Ha«, rief er, seine Bewegung unter einer erheuchelten Gleichgültigkeit verbergend, »kein Wort davon! Ich und Liebeskummer? Wie sollen mir solche Gedanken kommen? Vanitas vanitatum! Und was sollte mir den Kopf verdrehen? Ein Kammerkätzchen? Ein Bürgertöchterlein? Ach, gehen Sie!« – »Ich hätte gedacht, Ihre Ambitionen gingen

höher hinauf!« meinte d'Artagnan. – »Höher hinauf? Und wer bin ich, daß ich solchen Ehrgeiz haben sollte? Ein armseliger Musketier, der kaum etwas zu beißen hat und den kein Mensch kennt, dem aller Dienst verhaßt ist, der sich in der Welt an ganz verkehrtem Platz befindet?«

»Aramis! Aramis!« rief d'Artagnan, den Freund mit Blicken des Zweifels messend.

»Staub zu Staub, Asche zu Asche«, sprach Aramis salbungsvoll; »darum kehre ich beizeiten zurück in den Staub... Das Leben ist voller Demütigungen und Schmerzen«, fuhr er fort, während seine Stirn sich in düstere Falten legte. »Alle Fäden, die es mit dem Glück verknüpfen, reißen nach und nach in der Hand des Menschen, vor allem die Goldfäden. Oh, mein lieber d'Artagnan«, fuhr Aramis fort, seiner Stimme einen leichten Anflug von Bitterkeit gebend, »glauben Sie mir, verbergen Sie Wunden, wenn Sie Wunden haben, recht sorgfältig! Schweigen ist die letzte Freude der Unglücklichen. Hüten Sie sich, irgendwen, wer es auch sei, von Schmerzen, die Ihr Herz zerreißen, etwas merken zu lassen! Die Neugierigen saugen uns die Tränen aus wie die Fliegen einem waidwunden Hirsch das Blut.« – »Ach, mein teurer Aramis!« rief d'Artagnan, nun seinerseits einen tiefen Seufzer ausstoßend, »was Sie da erzählen, ist ja ganz meine eigne Geschichte!« – »Wie?« – »Ja, eine Frau, die ich liebe, die ich anbete, ist mir gewaltsam entführt worden. Ich weiß nicht, wo sie weilt, wohin man sie geschleppt hat; die Ärmste ist vielleicht gefangen, vielleicht gar tot.« – »Aber den Trost haben Sie wenigstens, daß Sie sich sagen dürfen, sie sei nicht freiwillig von Ihnen gegangen; und wenn Sie von ihr nichts sehen und nichts hören, so rührt es daher, weil Sie in keinerlei Verbindung mehr mit ihr stehen können, während...«

»Während...«, wiederholte d'Artagnan. – »Nichts, nichts«, versetzte Aramis. – »Also entsagen Sie tatsächlich auf ewig der Welt? Ist das Ihr fester Entschluß? Ihr unwiderruflicher Wille?«

– »Mein felsenfester Entschluß! Heute sind Sie mein Freund noch, und morgen? Morgen werden Sie mir nichts mehr sein als ein Schatten, oder vielmehr, Sie werden für mich überhaupt nicht mehr existieren. Und die Welt? Was wird sie mir morgen sein? Ein Grab, ein Grab, nichts anderes!«

»Teufel! Das hört sich recht trübselig an! Reden wir also nicht weiter darüber«, rief d'Artagnan, »und übergeben wir diesen Brief, der Ihnen doch bloß irgendeine neue Untreue Ihres Kammerkätzchens oder Bürgertöchterleins meldet, dem Feuer!«

»Welchen Brief denn?« rief Aramis lebhaft. – »Einen Brief, der während Ihrer Abwesenheit bei Ihnen abgegeben und mir zur Besorgung an Sie überlassen wurde.« – »Aber von wem ist der Brief?« – »Von wem sonst als einer in Tränen schwimmenden Zofe oder einem in Not und Verzweiflung gestürzten Kammerkätzchen? Vielleicht gar von der Zofe der Frau von Chevreuse, die mit ihrer Herrin wieder nach Tours zurück mußte und doch so gern in Paris geblieben wäre? Die vielleicht, um sich wichtig zu machen, ihrer Herrin einen duftigen Briefbogen entwand und mit dem Petschaft ihrer Dame ihren Brief versiegelt hat? Denn wie ließe sich sonst die Herzogskrone erklären?«

»D'Artagnan! Was faseln Sie?« – »Ah, nun habe ich ihn wohl gar verloren!« rief d'Artagnan, indem er so tat, als suche er nach dem Brief... »Na, ein Glück nur, daß die Welt ein Grab ist, daß Männer und Weiber also Schatten sind, daß Liebe ein Gefühl ist, dem ein derbes Pfui gehört!« – »D'Artagnan, d'Artagnan!« schrie Aramis, »Sie bringen mich um!« – »Na, da finde ich ihn ja doch noch!« rief d'Artagnan und zog den Brief endlich aus der Tasche.

Wie ein Tiger sprang Aramis auf ihn zu, riß ihm den Brief aus der Hand, las ihn, verschlang ihn... Sein Gesicht strahlte vor Wonne.

»Mir kommt es so vor«, meinte d'Artagnan harmlos, »als ob

das Kätzchen einen recht blumigen Stil hat.«

»Dank dir, d'Artagnan! Dank dir!« rief Aramis, fast außer sich; »sie mußte wieder nach Tours, ist mir nicht untreu geworden, liebt mich noch immer! Komm, Freund, und laß dich umarmen! Das Glück erstickt mich!« und, tapfer auf den Blättern der These umherstampfend, die vom Tisch auf den Boden gefallen waren, umtanzten die beiden Freunde den Schmöker des höchst ehrsamen Chrysostomus... Da trat Bazin mit dem Spinat und den Spiegeleiern in die Stube.

»Fliehe, Unglücklicher!« rief Aramis, indem er ihm sein Käppchen ins Gesicht warf, »gehe hin, wo du hergekommen! Schaffe mir dies greuliche Gemüse, diese ekle Beilage weg! Bringe einen gespickten Hasen, einen fetten Kapaun, einen Schlegel mit Knoblauch und vier Pullen alten Burgunder!«

Bazin sah seinen Herrn verstört an, denn er konnte sich, was er sah und hörte, nicht zusammenreimen, und ließ entsetzt die Spiegeleier in den Spinat und den Spinat zu Boden fallen...

»Das ist der Augenblick, Ihr Dasein dem König der Könige zu weihen!« rief d'Artagnan, »sofern Ihnen daran gelegen ist, eine Artigkeit zu erweisen.« – »Non inutile desiderium in oblatione!« – »Scheren Sie sich mit ihrem Latein dorthin, wo der Pfeffer wächst!« – »Mein lieber d'Artagnan, trinken wir! Tod und Teufel! Trinken wir! Und erzählen Sie mir ein bißchen, was man dort unten treibt.«

Frau Athos

»Jetzt gilt's bloß noch, Nachricht von Athos zu bekommen,« sagte d'Artagnan, nachdem er Aramis über alles unterrichtet hatte, was sich seit seiner Abreise aus der Hauptstadt dort zugetragen, und ein vortreffliches Essen den einen seine These, den andern seine Strapazen vergessen ließ... »Sie meinen also, es sei ihm ein Unglück passiert?« fragte Aramis. »Athos ist aber doch so kaltblütig, so tapfer und führt seinen Degen so geschickt!« – »Gewiß, ohne Zweifel, und niemand erkennt besser Athos' Mut und Gewandtheit an als ich. Ich fürchte, Athos wird von dem Bedientenpack böse gestriegelt worden sein. Bediente schlagen derb zu und werden so schnell nicht fertig. Darum möchte ich so schnell wie möglich wieder aufbrechen.«

»Ich will versuchen, ob ich mit kann«, erwiderte Aramis, »obwohl es mir nicht eben nach Reiten zumute ist. Gestern habe ich die Geißel probiert, die Sie dort an der Wand sehen, aber der Schmerz hat mich zur Unterbrechung der frommen Übung genötigt.« – »Wer hat denn je erlebt, daß man Musketenschüsse mit Geißelhieben heilt? Aber Sie waren krank, und Krankheit macht den Kopf schwach; das mag Sie entschuldigen.« – »Und wann brechen Sie auf?« – »Morgen, bei Tagesgrauen; ruhen Sie sich heute nacht aus, und wenn Sie können, so wollen wir zusammen losziehen.« – »Also morgen,« sagte Aramis, »denn so eisern Sie auch zu sein scheinen, ein Bedürfnis nach Ruhe und Erholung müssen doch auch Sie haben.«

Am andern Morgen fand d'Artagnan Aramis, als er zu ihm kam, am Fenster. »Was sehen Sie denn dort?« fragte d'Artagnan. – »Meiner Treu! Die stattlichen Pferde bewundere ich, die die Stallburschen am Zügel halten! Ein fürstliches Vergnügen, auf solchen Rossen zu reiten.« – »Ei, lieber Aramis! Dieses Vergnügen sollen Sie haben, denn eins von den Pferden gehört

Ihnen.« – »Und die reiche Decke auch?« – »Gewiß.« – »Sie scherzen, d'Artagnan!« – »Nicht mehr, seit Sie das Latein zum Teufel gejagt haben.« – »Mord und Brand, d'Artagnan! Das sind stattliche Rosse!« – »Wenn ich Ihren Geschmack getroffen habe, schätze ich mich glücklich.« – »Ein Geschenk des Königs?« – »Jedenfalls nicht vom Kardinal; aber denken Sie nicht daran, woher die Rosse stammen, sondern freuen Sie sich nur, daß eines davon Ihnen gehört.« – »Ich nehme das, das der rote Lakai hält.« – »Famos!« – »Bei Gott und allen Heiligen!« rief Aramis, »das vertreibt mir den letzten Schmerz! Und hätte ich dreißig Musketenkugeln im Leib, das Tier müßte ich unter meinen Schenkeln fühlen! Meiner Treu, sind das ein Paar Steigbügel! Holla, Bazin, sofort hierher!«

Bazin erschien träge und mürrisch auf der Türschwelle. »Putze meinen Degen, stutze meinen Filz! Bürste meinen Mantel und lade meine Pistolen!« befahl Aramis. – »Das letztere ist überflüssig«, bemerkte d'Artagnan, »Pistolen sind in den Halftern.« – Bazin seufzte. – »Ruhig, Bazin!« sagte d'Artagnan, »das Himmelreich gewinnt man in allen Lebenslagen!« – »Ach! Der Herr war ein so tüchtiger Gottesmann!« wehklagte Bazin, »er wäre ganz sicher Bischof, vielleicht gar Kardinal geworden!«

»Nun, mein armer Bazin, denk doch ein bißchen nach! Was nützt's, ein Mann der Kirche zu sein? Damit entgeht man doch nicht der Notwendigkeit, in den Krieg zu ziehen! Beweis: unser Kardinal!« – »Ja, ich weiß!« greinte Bazin; »es geht eben heute alles verkehrt in der Welt!« – Inzwischen waren die beiden Edelleute und der kriegstüchtige Diener auf den Hof hinuntergegangen. »Bazin, halte mir den Steigbügel!« befahl Aramis, sprang anmutig und flott wie sonst in den Sattel, fühlte aber nach ein paar Volten und Courbetten des edlen Tieres solche Schmerzen, daß er bleich wurde und im Sattel taumelte. D'Artagnan hatte den Freund nicht aus den Augen gelassen. Er sprang zu ihm hin, fing ihn in seinen Armen auf und führte ihn

in sein Zimmer zurück.

»Gut, mein lieber Aramis«, sagte er. »Bleiben Sie ruhig hier und erholen Sie sich! Ich werde allein zu Athos reiten. Aber keine Thesen mehr über Finger und Segnungen... he?« – Aramis lächelte. »Ich werde Verse machen«, sagte er. – »Ja, Verse, so duftend wie der Brief der Kammerjungfer! Ihr Roß aber besteigen Sie jeden Tag ein Weilchen; das wird Sie wieder sattelfest machen.« – »Oh, in dieser Hinsicht keine Bange!« rief Aramis; »bei Ihrer Rückkehr werde ich schon wieder munter sein!«

Hierauf nahmen sie voneinander Abschied. D'Artagnan trabte, nachdem er seinen Freund noch der Fürsorge der drallen Wirtin anempfohlen hatte, in der Richtung nach Amiens weiter.

Wie würde er Athos antreffen, wenn er ihn überhaupt noch fand? Er hatte den Freund in einer höchst mißlichen Lage zurückgelassen, und daß er darin zugrunde gegangen sein könnte, war wirklich nichts weniger als unwahrscheinlich. Je mehr er sich das klarmachte, desto finsterer wurden die Falten auf seiner Stirn. Athos war freilich der älteste von seinen drei Freunden und derjenige, der ihm, was Lebensgeschmack und Neigung anging, von allen am fernsten stand; und doch hatte er gerade für Athos eine unwiderstehliche Vorliebe. Sein vornehmes Aussehen, sein Mut und seine Kaltblütigkeit imponierten ihm außerordentlich, und seine hervorragenden Kenntnisse in fast allen Fächern, von der Kochkunst bis zur Wappenkunde, nicht minder. Und doch war der so edel besaitete Musketier in seinen Mußestunden ein arger Genußmensch – und Mußestunden waren bei ihm ja keine Seltenheit! – Ja, er hörte dann wohl gar auf, Mensch zu sein! Dann konnte er stundenlang dem Pagen Grimaud gegenüber hinter der Flasche sitzen und gesenkten Hauptes, matten Auges vor sich hinstieren. Man sagte ihm nach, er könne trinken für vier, und damit sagte man nicht zuviel. Wer aber gemeint hätte, ihn einmal unter den Tisch zu trinken, der hätte bald eingesehen, daß er sich damit zuviel

zumutete; denn an Athos zeigte sich, und wenn er noch so viel trank, keinerlei Veränderung als höchstens, daß sich auf seinem Gesicht ein Zug tiefer Traurigkeit einstellte und die Falten der Stirn sich dichter zusammenzogen. Es war ohne Frage in seinem Leben irgend etwas geschehen, das ihn zu einem so ernsten Mann gewandelt hatte. Aber darüber wußte niemand etwas Genaueres; nur war es schon manchem aufgefallen, daß seine düstere Stimmung sich in den Monaten Juni und Juli regelmäßig verschärfte. Durch diesen geheimnisvollen Anstrich seines Wesens mehrte sich begreiflicherweise das Interesse an seiner Person, zumal er, selbst wenn er nicht mehr nüchtern war, weder durch Blicke noch gar durch Worte sich auch nur die geringste Schwäche gab.

»Armer Athos«, dachte d'Artagnan. »Vielleicht bist du schon tot, und dann durch meine Schuld, denn wer anders als ich hat dich in diese Affäre verstrickt, von deren Ursachen du nichts wußtest, von deren Ausgang du nichts erfahren hast, aus der du dir keinerlei Vorteil versprechen konntest!« – Er mochte seine Gedanken wohl laut geäußert haben, denn Planchet gab ihm eine sehr treffende Ergänzung... »Gar nicht zu rechnen, Herr«, sagte er nämlich, »daß wir ihm wahrscheinlich das Leben verdanken. Sie besinnen sich doch, wie er uns zurief: *D'Artagnan, fort! Ich bin gefangen!* Und wie hat er mit seinem Degen gefuchtelt, als er seine beiden Pistolen abgefeuert hatte! Man hätte schier meinen können, nicht einer stände im Kampf, sondern ihrer zwanzig, zwanzig rasende Teufel!«

Gegen elf Uhr vormittags kam Amiens in Sicht, und um halb zwölf hielten die beiden Reiter vor der verwünschten Herberge. D'Artagnan hatte dem verräterischen Wirt heimlich Rache geschworen und trat jetzt, den Hut in die Stirn rückend, mit der Linken am Degengriff, in der Rechten die Reitpeitsche, in die Gaststube. »Sie kennen mich wohl noch?« fragte er den Wirt, der ihm mit einem tiefen Kompliment entgegentrat. – »Ich habe nicht die Ehre, gnädiger Herr«, erwiderte dieser, noch immer

geblendet von dem stattlichen Aussehen des schmucken Gardereiters. – »So, wirklich nicht?« fragte d'Artagnan wieder. – »Nein, gnädiger Herr, in der Tat nicht!« – »Nun, dann werden wohl wenige Worte genügen, um Ihr Gedächtnis aufzufrischen!« rief d'Artagnan. »Was ist denn aus dem Musketier geworden, den Sie vor etwa vierzehn Tagen der Falschmünzerei beschuldigten?«

Der Wirt wurde leichenblaß, denn d'Artagnan hatte eine drohende Miene angenommen, und Planchet, der ihm an die Seite getreten war, nicht minder. »Ach, Euer Gnaden«, rief der Wirt mit kläglicher Stimme, »bloß darüber kein Wort! Was hat mich diese Dummheit nicht schon gekostet! Ach, es kann keinen unglücklicheren Menschen geben als mich!« – »Was ist aus dem Edelmann geworden?« fragte d'Artagnan streng. – »Vergönnen Sie mir Gehör, gnädigster Herr, und haben Sie Nachsicht! Bitte, Euer Gnaden, nehmen Sie doch erst Platz!«

Vor Zorn und Unruhe keines Wortes mächtig, setzte sich d'Artagnan, in der drohenden Haltung eines Richters, während Planchet sich grimmig hinter ihm aufstellte. »So lassen Sie sich erzählen, wie es zugegangen ist, gnädiger Herr«, hob der Wirt, zitternd am ganzen Leib, an. »Jetzt erkenne ich Sie. Sie brachen auf, als ich mit dem Edelmann, von dem Sie sprechen, den unseligen Zwist hatte.« – »Jawohl, der bin ich«, versetzte d'Artagnan. »Sie merken wohl, daß Sie auf Gnade nicht zu rechnen haben? Sie müßten denn die reine Wahrheit bekennen!«

»Hören Sie gefälligst weiter, Euer Gnaden, und Sie sollen alles erfahren. Es war von den Behörden Mitteilung ergangen, daß ein vornehmer Herr Falschmünzerei triebe und mit Musketieren und Gardisten in meinem Gasthof vorsprechen werde. Pferde, Diener, Gesichter, alles war mir genau gemeldet worden, Herr!«

»Weiter!« rief d'Artagnan. – »Es wurden mir von der Behörde sechs Mann zur Unterstützung geschickt und mir die Maßregeln vorgeschrieben, die ich ergreifen sollte, mich der Missetäter zu

versichern.« – »Oho! Auch das noch!« rief d'Artagnan, der den ganzen teuflischen Plan durchschaute, der vom Kardinal gegen ihn ins Werk gesetzt worden war. – »Verzeihen der gnädige Herr«, jammerte der Wirt, »daß ich mich solcher Ausdrücke bediene, aber nur so kann ich mich in Ihren Augen rechtfertigen. Die Obrigkeit hatte mir Angst eingejagt, und was kann ein Wirt tun, als den Anordnungen der Behörden sich fügen?« – »Aber noch einmal, wo ist der Edelmann?« rief d'Artagnan. »Was ist aus ihm geworden? Ist er tot? Oder lebt er noch?«

»Geduld, gnädiger Herr, wir kommen schon zur Sache. Es ging also alles so zu, wie Ihnen bekannt ist. Ihr Freund, der Edelmann und Musketier, verteidigte sich mit wahrer Berserkerwut, und sein Page, der sich leider mit den als Stallknechten verkleideten Stadtpolizisten in Zwist eingelassen hatte...«

»Ha, Schurke!« rief d'Artagnan, »also waren Sie im Einverständnis. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme, mit Euch und Eurer Bagage noch viel Federlesens zu machen!«

»Nicht doch, gnädiger Herr, von Einverständnis war keine Rede, wie Sie gleich sehen werden. Ihr Herr Freund – verzeihen Sie, daß ich ihn nicht mit Namen nenne, aber er ist mir nicht bekannt, und keinem in meinem Hause – Ihr Herr Freund also schoß mit seinen Pistolen zwei Mann über den Haufen, zog sich dann fechtend, einen von meinen Knechten dabei zum Krüppel schlagend und mich durch einen Hieb mit der flachen Klinge betäubend, in der Richtung nach dem Keller zurück, dessen Tür offen gelassen worden war, und sprang hinein, riß den Schlüssel heraus, schlug die Tür hinter sich zu und verbarrikadierte sich dort nach allen Regeln der Kunst. In der Überzeugung, ihn hier jederzeit wiederzufinden, hat man sich zunächst nicht mehr um ihn gekümmert.«

»Also hinter Schloß und Riegel wurde er seitdem gehalten?« rief d'Artagnan empört.

»Kein Gedanke, gnädiger Herr, daß man sich darum gerissen hätte, ihn hinter Schloß und Riegel zu halten! Er kam ja selbst nicht wieder heraus, und gut hergerichtet hatte er uns, das muß man ihm lassen. Als ich wieder bei Bewußtsein war, suchte ich den Offizier auf, der von der Stadt aus geschickt worden war, den vermutlichen Falschmünzer aufzuhalten, und fragte, was mit dem Musketier im Keller nun werden sollte. Der aber tat, als fiele er aus den Wolken, sagte, die Befehle, von denen ich faselte, seien gar nicht von ihm gegeben worden, und sollte ich mir einfallen lassen, zu jemand zu äußern, daß er mit der Geschichte irgend etwas zu tun gehabt hätte, würde er dafür sorgen, daß ich an den Galgen käme.«

»Aber, Athos?« rief d'Artagnan, der durch das Verhalten der Behörde in maßlose Wut geriet, »was ist aus Athos geworden?« – »Er will nicht aus dem Keller heraus, obwohl ich ihm alles mögliche schon erklärt habe. Er sagt und bleibt dabei, man wolle ihm nur eine Falle stellen. Nach allerhand Hin und Her forderte er endlich, daß ihm sein Page wiedergegeben werde, und zwar in voller Bewaffnung. Herr Grimaud – denn so hat er sich uns gegenüber genannt – war verwundet, wurde aber zu dem Edelmann in den Keller hinuntergelassen. Das hat aber weiter nichts genützt, als daß uns nun befohlen wurde, oben in unserer Schenkstube zu bleiben und kein Wort weiter über die Räumung des Kellers zu verlieren.«

»Also finde ich meinen Freund im Keller?« rief d'Artagnan.

»Gewiß«, antwortete der Wirt; »er hat den Fuß nicht herausgesetzt. Wir müssen ihm Tag für Tag durch das Luftloch Brot und Fleisch hinunterreichen. Aber das allein genügt ihm und seinem Pagen doch nicht. Von den Vorräten, die in meinem Keller lagen, werde ich nicht viel mehr sehen, weder vom Flaschen- und Faßwein, noch vom Bier und dem Speise- und anderm Öl, noch vom Speck und von den Würsten.«

»Das wäre nicht mehr als billig, Sie Schuft!« rief d'Artagnan. »Ich dächte, uns könnte man es vom Gesicht ablesen, daß wir

mit Falschmünzerei nichts zu tun haben!«

»Ach, das wohl, gnädiger Herr! Aber was kann ein armer Wirt gegen behördliche Anordnung?« – D'Artagnan wollte eben dem Wirt die rechte Antwort auf diesen wiederholten Versuch, sich reinzuwaschen, geben, als aus dem Keller herauf ein wilder Lärm erschallte. – »Da hören Sie nur, gnädiger Herr, wie er wieder rumort!«

»Gewiß habt Ihr ihn von neuem belästigt?« – »Was sollen wir denn machen? Es kommen doch fortwährend Gäste! Und nicht allein, daß wir selbst alle auf dem Trockenen sitzen und kaum wissen, wie wir uns Speise und Trank beschaffen sollen, seitdem Ihr Freund den Keller verbarrikadiert hält, können wir ja keinem Gast mehr etwas vorsetzen! Eben sind ein paar vornehme Engländer abgestiegen und haben Wein bestellt. Da habe ich die Frau hinuntergeschickt, um zu versuchen, ob sich mit ihrem Freund nicht ein vernünftiges Wort reden läßt.«

Der Lärm aus dem Keller verdoppelte sich. D'Artagnan erhob sich. Händeringend ging der Wirt vor ihm die Treppe hinauf, Planchet folgte mit der geladenen Muskete Die beiden Engländer, hungrig und durstig von einem langen Ritt, forderten ungestüm Wein und Braten. Die Wirtin hatte ihnen erzählt, unter welcher Drangsal sie mit ihrem Mann zu leiden hätte.

»Aber das ist ja niederträchtige Tyrannei!« riefen sie im besten Französisch, wenn auch mit einem fremden Akzent, »wie kommt ein solcher Narr dazu, rechtschaffenen Leuten den Wein vorzuenthalten? Vorwärts! Wir schlagen die Kellertür ein, und wenn er es gar zu toll treibt, so schlagen wir ihn einfach nieder!«

»Das werden Sie bleibenlassen, meine Herren!« erklärte d'Artagnan und zog die Pistolen aus seinem Gürtel. »Von Totschlagen wird hier keine Rede sein!« – »Schön!« klang Athos' ruhige Stimme hinter der Kellertür hervor. »Sie sollen nur kommen, diese Maulhelden, und sehen, wie wir ihnen den Weg weisen.«

So tapfer die beiden Herren aus England auch zu sein schienen, so blickten sie einander doch bedenklich an, denn in dem Keller unten schien einer jener heißhungrigen Werwölfe zu stecken, die jeden, wie die Sage berichtet, zerreißen, der den Fuß in ihre Höhle setzt. Eine Weile herrschte Stille; schließlich schämten sie sich aber, unverrichteter Sache wieder abzuziehen, und derjenige von ihnen, der die meiste Courage hatte, ging das halbe Dutzend Stufen hinunter, das zum Keller führte, und stieß mit dem Fuß gegen die Tür.

»Planchet!« rief d'Artagnan, seine Pistolen ladend, »ich nehme den oben auf mich; sieh zu, daß du mit dem unten fertig wirst. Meine Herren«, wandte er sich an die Engländer, »Sie gehen wohl darauf aus, Händel mit uns zu suchen? Nun, Sie sollen welche haben!« – »Herrgott!« rief Athos mit seiner hohlen Stimme, »das ist doch d'Artagnan!« – »Allerdings!« versetzte dieser. »Ja es ist d'Artagnan.« – »Oh, das ist ja großartig!« sagte Athos, »jetzt wollen wir sie mal vornehmen. Die sollen sich nicht noch einmal einfallen lassen, die Türen einzuschlagen!«

Die Edelleute hatten schon die Hand am Degengriff. Da sie sich aber zwischen zwei Feuern sahen, zauderten sie noch einen Augenblick; der Stolz riß sie aber, wie das erste Mal, fort, und ein neuer Tritt gegen die Tür erfolgte. »Beiseite getreten, d'Artagnan«, rief Athos, »ich schieße!« – »Meine Herren!« erklärte d'Artagnan, der stets besonnen blieb, »bedenken Sie die Folgen! Geduld, Athos! Sie lassen sich in einen bösen Handel ein und werden Kugeln über Kugeln riechen. Hier stehe ich mit meinem Pagen und gebe wenigstens drei Salven, und aus dem Keller dürfen Sie mindestens auf die gleiche Portion rechnen. Dann bleiben uns noch unsere Degen, und damit wissen wir, mein Freund und ich, recht gut umzugehen. Lassen Sie mich die Sache in Ordnung bringen! Mein Wort darauf, daß Sie nicht lange mehr auf Wein zu warten brauchen.«

»Wenn bloß noch welcher da ist!« höhnte Athos. – Dem Wirt

lief kalter Schweiß das Rückgrat entlang. – »Was, wenn bloß noch welcher da ist?« stöhnte er. – »Teufel auch! Da sein wird noch etwas!« versetzte d'Artagnan. »Die beiden Männer werden doch nicht den ganzen Keller ausgetrunken haben! Stecken Sie ruhig Ihre Degen wieder ein!« – »Wenn Sie Ihre Pistolen wieder in den Gürtel stecken!« – »Gern«, antwortete d'Artagnan und ging mit dem besten Beispiel voran, indem er nicht bloß selbst der Aufforderung nachkam, sondern auch seinem Pagen den Befehl dazu gab.

Brummend, aber überzeugt, daß ihnen nichts Besseres übrigblieb, steckten sie ihre Degen in die Scheiden. Man erzählte ihnen, wie es zu der Gefangennahme von Athos gekommen war, und da sie wackere Edelleute waren, gaben sie dem Wirt in jeder Hinsicht unrecht. »Und nun, meine Herren«, sagte d'Artagnan, »gehen Sie ruhig wieder in die Gaststube hinauf! Ich stehe Ihnen dafür, daß man Ihnen in zehn Minuten alles auftragen wird, was Sie nur wünschen können.«

Die Engländer grüßten und gingen. »Und nun ich allein an Ihrer Tür bin, mein lieber Athos«, sagte d'Artagnan, »so machen Sie mir, bitte, auf!« – Gleich darauf wankte die Tür, und man sah den bleichen Kopf des Musketiers erscheinen, der mit raschem Blick die Gegend erkundete. D'Artagnan warf sich ihm an den Hals und umarmte ihn herzlich; dann wollte er ihn aus dem feuchten Raum ziehen. Da aber merkte er, daß Athos taumelte.

»Sie sind verwundet?« fragte er. – »Ich? Nicht im geringsten, aber entsetzlich betrunken bin ich! Betrunken, wie kaum je ein Mensch es ärger gewesen sein dürfte... Es wird aber auch keinem die Gelegenheit dazu so günstig geboten worden sein, wie mir; denn anderthalb hundert Flaschen sind wenigstens meine Kehle hinuntergelaufen.« – »Barmherzigkeit!« rief der Wirt, »wenn der Page bloß die Hälfte auf sein Teil genommen hat, bin ich ein ruinierter Mann!« – »Grimaud ist ein Page aus gutem Hause«, erwiderte Athos, »der sich nicht herausnähme,

mit mir eine Flasche auszustechen. Er hat nur aus dem Faß getrunken. Aber, Mord und Brand! Der Patron hat vergessen, den Spund wieder ins Faß zu stecken... Hört nur, wie es rauscht!«

D'Artagnan wollte sich ausschütten vor Lachen, während der Wirt gelb und grün vor Angst und Ärger wurde. Grimaud erschien jetzt, mit der Muskete auf der Schulter, schwankenden Hauptes, wie die trunkenen Satyrn auf Gemälden von Rubens, hinter seinem Herrn, vorn und hinten mit einer fettigen Flüssigkeit übergossen, in der der Wirt sein bestes Olivenöl erkannte. Der Zug passierte den großen Saal und installierte sich im besten Zimmer des Gasthofes, das d'Artagnan, ohne den Wirt zu fragen, beschlagnahmte. Mittlerweile stürzte dieser mit seiner besseren Hälfte in den ihnen so lange vorenthalten gebliebenen Keller, um ihn abzuleuchten, und hier bot sich ihnen nun ein so schreckliches Schauspiel, daß ihr Jammergeschrei alsbald das ganze Haus erfüllte. In förmlichen Teichen von Öl und Wein schwammen Schinkenknochen, Brat- und andere Würste, Flaschen über Flaschen mit abgebrochenen Hälsen füllten alle Ecken und Winkel, und aus einem Faß, dessen Spundloch zu schließen vergessen worden war, rannen die letzten Tropfen des Rebenblutes, mit dem es bis an den Rand gefüllt gewesen war. Athos wandte nicht einmal den Kopf nach dem jammernden Paar. Aber den Wirt packte, als er den Schmerz überwunden hatte, eine Berserkerwut; er wappnete sich mit einem Bratspieß und raste, von Verzweiflung gehetzt, in die Stube hinein, wohin die beiden Freunde sich zurückgezogen hatten. »Wein!« rief Athos, sobald er ihn kommen sah. – »Wein!« wiederholte, außer sich vor Wut, der Amphitryon. »Für anderthalbhundert Pistolen haben Sie mir welchen ausgeleert! Ich bin ein geschlagener Mann! Ich bin ein geschlagener Mann!«

»Pah!« rief Athos, »unser Durst ist immer der gleiche.« – »Hätten Sie sich wenigstens am Trinken genug sein lassen; aber Sie haben ja sämtliche Flaschen zerschlagen.« – »Wenn es

Scherben im Keller gibt, so ist das einzig und allein Ihre Schuld. Wer heißt Sie, mich auf einen Flaschenständer treiben?« – »All mein Öl ist ausgelaufen!« wehklagte der Wirt. – »Öl ist ein erhabener Balsam für Wunden, und mein armer Grimaud mußte sich doch die Wunden verbinden, die ihm geschlagen wurden.« – »All meine Würste sind angeknabbert!« – »Sie haben ja Ratten über Ratten im Keller.«

»Dafür werden Sie mir aufkommen! Das werden Sie mir auf Heller und Pfennig bezahlen!« schrie der Wirt, schäumend vor Wut. »Dreifacher Esel!« rief Athos, indem er sich aufrichtete; aber er sank sogleich wieder um.

»Das soll eine gute Lehre für Sie sein!« rief d'Artagnan, »wie es sich gehört, mit Gästen umzugehen, die Ihnen vom Himmel kommen.« – »Aus der Hölle, sagen Sie lieber«, rief klagend der Wirt. – »Lieber Mann«, sagte d'Artagnan, »wenn Sie uns noch lange die Ohren vollbrummen, so werden wir uns alle vier in Ihren Keller einsperren und zusehen, ob der Schaden wirklich so groß ist, wie Sie angeben.« – »Ich gebe ja zu, meine Herren«, erwiderte kleinlaut der arme Wirt, »daß das Unrecht auf meiner Seite liegt; aber jede Sünde findet Gnade, und Sie sind vornehme Herren, ich aber bin bloß ein armer Teufe!, darum haben Sie Mitleid mit mir, meine Herren!«

»Ach, wenn du so sprichst, mein Lieber«, sagte Athos, »dann spaltest du mir das Herz, und meinen Augen werden die Tränen entrinnen, wie deinen Fässern der Wein. Solch schlimmer Teufel bin ich schließlich doch nicht, wie ich aussehe. Komm, Männchen, setz dich mit zu uns und laß uns plaudern.« – Ängstlich rückte der Wirt näher. – »Komm, sage ich dir, und habe keine Bange!« fuhr Athos fort, »gerade als ich berappen wollte, du weißt doch...« – »Kamen die Häscher«, fiel ihm der Wirt ins Wort. – »Ich hatte meinen Beutel auf den Tisch gelegt...« – »Jawohl, Euer Gnaden!« – »Mein Beutel enthielt sechzig Pistolen!« rief Athos. »Wo ist er?« – »Die Häscher nahmen ihn mit, weil sie behaupteten, das Gold darin sei

falsch.« – »Dann laß ihn dir von den Kerlen herausgeben und mach dich mit den sechzig Pistolen bezahlt!«

»Aber. Euer Gnaden wissen doch, daß die Gerichtskanzlei nichts mehr herausgibt, was sie einmal geschluckt hat. War's falsches Geld, so bestünde ja noch Hoffnung; aber leider sind's echte, urechte Goldfüchse!«

»So sieh zu, wie du mit der Kanzlei zurechtkommst; mich soll die Sache um so weniger kümmern, als ich selbst keinen Heller im Vermögen habe.« – »Ein Wort noch«, sagte d'Artagnan, »wo steckt Ihr Pferd, Athos?«

»Im Stall.« – »Was gilt's unter Brüdern?« – »Höchstens fünfzig Pistolen.« – »Sagen wir achtzig! Billiger würde man es nicht hergeben; lassen Sie es den Wirt nehmen und sich damit bezahlt machen.« – »Was? Mein Pferd soll ich hergeben? Meinen Bajazet? Und wie soll ich reiten? Etwa Huckepack auf Grimauds Buckel?«

»Ich bringe Ihnen ein anderes Pferd, Athos!« sagte d'Artagnan. – »Ein stattliches Tier!« rief der Wirt. – »Nun, bekomme ich ein anderes, das schöner und jünger ist, dann nimm das alte, Wirt! Aber Wein her, Wirt! Wein her!« – »Was denn für eine Marke?« fragte der Wirt, plötzlich wieder heiter und froh. – »Von der Sorte, die hinten auf den Latten liegt! An fünfundzwanzig Pullen liegen wohl noch dort; die anderen sind leider zum Geier; bring ein halbes Dutzend herauf!«

»Ein echter Teufelsbraten!« brummte der Wirt; »bleibt der bloß vierzehn Tage noch mein Gast und berappt alles, bin ich wieder ein gemachter Mann!« – »Vergeßt nicht«, rief d'Artagnan ihm nach, »den beiden Herren aus England vier Flaschen von der gleichen Sorte zu bringen!« – »Und nun«, rief Athos, »bis der Wein kommt, erzähle, Freund, was unsere Kameraden machen!«

D'Artagnan berichtete ihm, wie er Porthos mit einem verstauchten Knie im Bett und Aramis zwischen zwei Pfaffen,

im Begriff, der Welt zu entsagen, gefunden habe. Als er fertig war, kam auch der Wirt wieder mit dem halben Dutzend Flaschen und einem Schinken, den er zu seinem Glück nicht im Keller aufgehoben hatte. – »Schön!« rief Athos, zwei Gläser füllend; »ein Glas für Porthos und eins für Aramis! Aber, Freund, von Ihnen selbst habe ich ja nichts gehört; sagen Sie, wie ist es denn Ihnen ergangen? Sie schneiden ja ein recht trübseliges Gesicht!« – »Ach!« rief d'Artagnan, »ich bin der Unglücklichste von uns allen.« – »Du, d'Artagnan? Und wieso?« erwiderte Athos; »sage es mir doch!« – »Später, Athos, später!« – »Warum später?« fragte Athos; »Weil du mich für betrunken hältst? Dann laß dir eins sagen: Bei keinem gilt das Wort, daß im Wein Wahrheit liegt, so viel wie bei mir. Sprich, sprich! Ich bin ganz Ohr!«

Nun erzählte d'Artagnan, wie es ihm mit Frau Bonacieux ergangen war. Athos lauschte seinen Worten, ohne ihn ein einziges Mal zu unterbrechen; als er aber zu Ende war, rief er: »Weiter nichts als erbärmliche Geschichten! Eine immer schlimmer als die andere!« – »Solche Worte, lieber Athos, aus Ihrem Mund?« versetzte d'Artagnan. »Das hört sich seltsam an! Sie haben wohl niemals geliebt?«

Da blitzte es plötzlich wild auf in den Augen des Musketiers, aber in der nächsten Sekunde senkte sich wieder der trübe Schleier über sie, der sie gewöhnlich umflorte.

»Ja, ja, Sie haben recht!« erwiderte er ruhig, »ich habe nie geliebt!« – »Da sehen Sie, wie unrecht Sie hatten, Sie steinernes Herz, gegen uns andere zarten Herzen hart zu sein!« – »Zarte Herzen, zerrissene Herzen!« höhnte Athos. – »Was sagen Sie da?« – »Daß Liebe eine Lotterie ist, wo der Gewinner mit dem Tode herauskommt! Glauben Sie mir, d'Artagnan, Sie sind ein glücklicher Mensch, da Sie verloren haben. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, so bleiben Sie immer Verlierer!«

»Sie schien mich doch so sehr zu lieben!« – »Schien!« wiederholte Athos. – »Oh, sie hat mich geliebt!« – »Kind, es

gibt keinen Mann, der nicht wie Sie geglaubt hätte, seine Liebste liebe ihn, und keinen, der nicht von seiner Liebsten betrogen worden wäre!« – »Sie, Athos, ausgenommen, denn Sie haben nie eine Liebste gehabt!« – »Ja, ja, Sie haben recht«, versetzte der Musketier nach einer kurzen Pause, »ich habe nie eine Herzliebste besessen! Also... trinken wir! trinken wir!« – »Mir tut Wissen not und Trost!« erwiderte d'Artagnan, »und ein Philosoph, wie Sie, Athos, kann mir beides geben. Lassen Sie mich nicht umsonst bitten!« – »Trost brauchen Sie?« fragte Athos. »Trost? Wofür?« – »Für mein Unglück.« – »Ihr Unglück wirkt auf meine Lachmuskeln«, versetzte Athos achselzuckend. »Da möchte ich wissen, was Sie sagen würden, wenn ich Ihnen mal eine Liebesgeschichte erzählte.« – »Die Ihnen passiert ist?« – »Oder einem Freund von mir, was kommt's darauf an?« – »Athos, erzählen Sie, erzählen Sie!« – »Trinken wir, dann wird's besser gehen.« – Er leerte sein Glas und füllte es wieder und suchte sich zu sammeln; aber je länger er saß und sann, desto bleicher wurde sein Antlitz; er befand sich in jenem Stadium der Trunkenheit, in dem der Durchschnittstrinker umsinkt und einschläft. Er aber träumte laut, ohne zu schlafen. »Sie bestehen wirklich darauf?« fragte er. – »Ich bitte Sie darum!« erwiderte d'Artagnan, – »Nun, so geschehe nach Ihrem Wunsch!« rief er. Noch einmal leerte er sein Glas und füllte es noch einmal; dann begann er mit finsterem Lächeln:

»Eines Freundes Geschichte, verstehen Sie wohl? Nicht meine eigene. Es war ein Graf im Berry, edel wie ein Dandalo oder ein Montmorency; der verliebte sich mit fünfundzwanzig in ein Mädchen von sechzehn, die schön war wie eine Liebesgöttin. Durch die Unschuld ihres Alters sprühte ein sengender Geist, kein Frauen-, sondern ein Dichtergeist; sie weckte nicht Verlangen, sondern berauschte; sie lebte in einem Dorf bei ihrem Bruder, der Geistlicher war. Sie waren beide ins Land gekommen, doch niemand wußte, woher. Wer sie aber sah in ihrer Schönheit und ihren Bruder in seiner Frömmigkeit, der

dachte nicht daran, sie zu fragen, von wannen sie kämen. Zudem ging die Rede, sie seien guten Herkommens. Mein Freund, der Grundherr des Landes, hätte sie verführen oder mit Gewalt nehmen können, denn er gebot über Leben und Eigentum seiner Hörigen. Wer hätte sich der beiden Fremden, der beiden Unbekannten angenommen? Wer hätte ihnen Beistand und Hilfe geleistet?... Leider war er ein Ehrenmann und nahm sie zur Frau! Der Esel! Der Tropf! Der Narr!«

»Aber wieso, wenn er sie liebte?« fragte d'Artagnan. – »Warten Sie nur ab«, erwiderte Athos. »Mein Freund, der Graf, führte sie in sein Schloß und erhob sie zur ersten Dame in seiner Provinz, und die Gerechtigkeit muß man ihr antun, sie verstand zu repräsentieren und ihrem Stande gemäß aufzutreten. Da kam ein Tag, an dem sie mit ihrem Gemahl auf die Jagd ging« – die Stimme des Musketiers wurde leiser, der Fluß seiner Rede aber schneller – »auf der Jagd stürzte sie und wurde ohnmächtig... Der Graf eilte ihr zu Hilfe, und da ihre Kleider sie beengten, riß er sie auf und – entblößte dabei ihre Schulter. Was aber erblickten da seine Augen?« und Athos schlug eine schrille Lache auf.

»Wie soll ich es wissen?« fragte d'Artagnan.

»Ein Lilienmal!« schrie Athos... »Das Weib war gebrandmarkt!«[1] Und mit einem einzigen Zug leerte er das Glas, das vor ihm stand.

»Grausig!« rief d'Artagnan, »was erzählen Sie mir da?« – »Die Wahrheit, Freund! Der Engel war ein Teufel: das arme Mädchen hatte gestohlen!« – »Und der Graf? Was tat der Graf?« – »Der Graf war Grundherr, war Herr über Leben und Eigentum seiner Hörigen. Der Graf riß ihr die Kleider vom Leib, band ihr die Hände auf dem Rücken und knüpfte sie an einen Ast.« – »Jesus!« schrie d'Artagnan, »das war ja Mord, Athos!« –

[1] In Frankreich wurde Verbrechern als Kennzeichen mittels eines glühenden Eisens eine Lilie in die Schulter eingebrannt.

»Jawohl, ein Mord, weiter nichts!« wiederholte Athos, bleich wie der Tod. »Aber mein Glas ist, scheint mir, leer.« Er hob die letzte Flasche, die noch vor ihm stand, zum Mund und schüttete sie auf einen Zug hinunter, ohne abzusetzen. Dann sank ihm der Kopf zwischen die Hände. D'Artagnan aber saß, stumm vor Entsetzen, ihm gegenüber und starrte ihn an. »Und das, d'Artagnan, hat mich geheilt von den schönen, poetischen, liebreichen Weibern«, sagte Athos und richtete sich auf; aber das Märchen vom Grafen fortzusetzen, kam ihm nicht mehr in den Sinn. »Gott sei Ihnen ebenso gnädig, Freund! Her mit dem Glas! Trinken wir, trinken wir!«

»Also ist sie tot!« stammelte d'Artagnan. – »So wird es sein!« rief Athos. »Aber so geben Sie doch Ihr Glas her! Schinken, du Schafskopf! Braten, Kamel!« schrie er den Wirt an; »wir können ja nicht mehr saufen!« – »Und ihr Bruder?« fragte d'Artagnan weiter. – »Ihr Bruder?« wiederholte Athos blöde. – »Ja, der Geistliche?« – »Oh, ihn wollte ich holen lassen, weil er auch hängen sollte; aber er hatte Lunte gerochen und war noch in derselben Nacht aus seiner Pfarrei geflohen.« – »Hat man wenigstens erfahren, wie es um diesen Elenden sich verhalten?« – »Sicher war er der erste Galan und Mitschuldige der Schönen, ein würdiger Herr, der sich als Pfarrer ausgab, um sie unter die Haube zu bringen und ihr eine Zukunft zu sichern. Hoffentlich hat er schon Bekanntschaft mit dem Rad gemacht!«

»O mein Gott!« rief d'Artagnan, von der grausigen Begebenheit schier wie von Sinnen.

»Aber so nehmen Sie doch ein Stück Schinken, d'Artagnan!« rief Athos, »er ist ausgezeichnet«, und er legte seinem Freund eine Scheibe auf den Teller. »Ein Pech, wahrhaftig, daß ich nicht wenigstens vier von der Sorte im Keller hatte! Fünfzig Pullen hätte ich sicher mehr getrunken!«

D'Artagnan war außerstande, diese Unterhaltung länger zu ertragen, sie hätte ihn um den Verstand gebracht. Er ließ den Kopf in die Hände sinken und stellte sich, als ob er einschlafe.

Athos blickte ihn mitleidig an.

»Die jungen Leute haben das Trinken verlernt«, sagte er. »Und dabei ist der da noch einer von den besten!«

Rückkehr

Die schreckliche Enthüllung des Freundes hatte d'Artagnan wie ein Keulenschlag getroffen. Und doch blieb ihm darin vieles noch dunkel; vor allen Dingen war sie von einem völlig betrunkenen Mann einem halb betrunkenen gemacht worden. So begab er sich gleich nach dem Frühstück wieder zu dem Freund, in der festen Absicht, die Unterhaltung vom Abend wieder anzuknüpfen. Aber er traf Athos in der ruhigen, vorsichtigen und verschlossenen Stimmung, die ihn gewöhnlich beherrschte. Sobald sie einen Händedruck gewechselt hatten, kam übrigens der Musketier dem Freund auf halbem Wege entgegen.

»Ich war gestern total betrunken, lieber d'Artagnan«, sagte er, »hab's gleich heute morgen an meiner schweren Zunge gemerkt, wie an meinem noch immer stark erregten Puls. Ich möchte wetten, daß ich das tollste Zeug durcheinander geschwatzt habe.«

»Nicht daß ich wüßte«, antwortete d'Artagnan, »Sie haben meines Erinnerns doch nur von ganz gewöhnlichen Dingen gesprochen.« – Athos ließ sich jedoch mit dieser Ausrede nicht abspeisen, sondern erwiderte: »Sie haben gewiß schon die Beobachtung gemacht, mein Lieber, daß ein jeder seinen besonderen Rausch hat: der eine den sentimentalen, der andere den fidelen Rausch; ich gehöre zur sentimentalen Gattung und neige dazu, in der Trunkenheit allerhand unheimliche Geschichten zu erzählen, mit denen mir meine Amme den Kopf verdummt hat. An diesem Gebrechen leide ich und gebe zu, daß es ein Kapitalfehler ist; sonst aber, Freund, sonst bin ich ein starker Trinker vor dem Herrn.«

Athos sagte das auf so natürliche Weise, daß d'Artagnan an sich irre zu werden begann. »Oh, es ist mir jetzt freilich«, versetzte er, mit einem Versuch, die Wahrheit doch zu ermitteln, »als besänne ich mich – wie man sich auf Träume besinnt –, daß

wir von Gehenkten gesprochen haben.« – »Na, sehen Sie«, antwortete Athos, erbleichend und doch gezwungen lachend, »wußte ich es doch! Die Gehenkten sind mein Alp!« – »Ja, ja«, sagte d'Artagnan weiter, »jetzt taut mein Gedächtnis auf; ja, ja... von einer... warten Sie doch!... von einer Frau war die Rede!« – »Sehen Sie«, erwiderte Athos, während eine fast fahle Blässe auf sein Gesicht trat, »das ist meine große Mär von der blonden Frau, und wenn ich die erst erzähle, bin ich immer sternhagelvoll betrunken.« – »Ja, von einer großen, schönen Blondine mit blauen Augen haben Sie gesprochen, Freund«, sagte d'Artagnan. – »Und die gehenkt worden ist? Nicht wahr?« – »Ja, von ihrem Mann, einem Grundherrn Ihrer Bekanntschaft«, fuhr d'Artagnan fort, seine Blicke starr auf Athos heftend. – »Nun, da können Sie sehen«, rief Athos achselzuckend, »wie man seine Mitmenschen bloßstellen kann, wenn man seiner Sinne nicht mehr mächtig ist!«

D'Artagnan schwieg; dann wechselte Athos plötzlich das Thema. »Übrigens«, sagte er, »schönen Dank für das Pferd, das Sie mir mitgebracht haben!« – »Nun, ist's nach Ihrem Geschmack?« fragte d'Artagnan. – »Ja, aber ein Tier zum Strapazieren wär's nicht.« – »Da irren Sie; ich habe in anderthalb Stunden über zehn Meilen mit ihm gemacht, und ihm keine Spur von Müdigkeit angemerkt.« – »So? Na, da könnte es einem freilich leid tun!« – »Leid tun? Was denn?« – »Daß ich's los bin!« – »Los bin? Wie soll ich das verstehen?« – »Die Sache ist die, mein Lieber. Als ich heute früh gegen sechs Uhr aufwachte, schliefen Sie noch wie ein Murmeltier, und ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Von unserm gestrigen Gelage war ich noch ganz schlapp. Da hörte ich, wie einer von unsern Engländern mit einem Roßkamm in der Gaststube unten um ein Pferd handelte. Das seine war gestern gestürzt. Ich trat zu ihm, und als ich sah, daß er für einen Brandfuchs hundert Pistolen bot, sagte ich: ›Sapperlot, Herr! Ich habe auch gerade einen Gaul zu verkaufen.‹ – ›Wenn es der ist, den der Page Ihres

Freundes gestern am Zügel führte, so dürfen Sie sogar sagen, einen sehr schönen Gaul‹, erwiderte der Engländer. – ›Meinen Sie, daß er hundert Pistolen wert sei?‹ – ›Allemal! Wollen Sie ihn dafür hergeben?‹ – ›Verkaufen nicht‹, sagte ich; ›aber spielen um ihn.‹ – ›Spielen? Karten oder Würfel?‹ – ›Würfel!‹ Und so geschah es, und ich verspielte den Gaul; aber«, setzte er hinzu, »das Sattelzeug habe ich wiedergewonnen.«

D'Artagnan zog ein sehr verdrießliches Gesicht. »Das ärgert Sie?« fragte Athos. – »Allerdings, ich kann es nicht leugnen«, antwortete d'Artagnan. »Mit den drei Rossen sollten wir ins Feld ziehen, und sie sollten uns gleichsam als Legitimation dienen; jedenfalls war das Roß, das Sie verspielt haben, ein Pfand, ein Andenken.«

»Freund, versetzen Sie sich an meine Stelle«, antwortete der Musketier. »Ich langweilte mich zum Sterben, und bin, wie ich offen sage, mein Lebtag kein Freund von englischen Pferden gewesen. Wenn es übrigens darauf ankam, daß uns die Pferde ausweisen sollten, so reicht dazu doch der Sattel; und an einem Grund, der das Verschwinden des einen Rackers erklärt, wird's wohl nicht fehlen! Meinetwegen mag's wurm- oder rotzkrank geworden sein: ich habe weder gegen das eine noch gegen das andere etwas einzuwenden.«

Aus d'Artagnans Antlitz schwanden indessen die Runzeln nicht. »Daß Ihnen an diesen Gäulen soviel gelegen zu sein scheint«, sagte Athos wieder, »ist mir recht verdrießlich, denn ich bin mit dem, was ich zu erzählen habe, noch nicht zu Ende.« – »Was haben Sie mir noch weiter zu erzählen?« – »Nun, nachdem ich mein Pferd verspielt, kam mir der Einfall, das Ihrige zu setzen, und ich verlor auch dieses.« – »Was? Mein Pferd?« rief d'Artagnan außer sich. »Sie reden wohl nicht im Ernst?«

»Doch! Es gingen sieben gegen acht. Um ein einziges Auge! Sie kennen doch das Sprichwort!« – »Athos! Ich möchte schwören, Sie reden nicht im Ernst!« – »Das hätten Sie mir

besser schon gestern gesagt, als ich Ihnen die tolle Geschichte zum besten gab; heute ist's kaum am Platz, Freund! Ich verspielte Ihren Gaul samt Sattel und Kappzeug.« – »Aber das ist ja geradezu schändlich!« – »Geduld, Geduld!« rief Athos; »Mein Verderb beim Spiel wie bei der Flasche ist bloß mein Eigensinn; hätte ich den nicht, so wäre ich ein ebenso guter Spieler wie Zecher!«

»Aber was hätten Sie denn weiter noch verspielen können? Sie besaßen ja nichts mehr.« – »Ich nicht, mein Lieber, wohl aber Sie!« erwiderte Athos mit größter Seelenruhe. »Ich setzte Ihren Diamanten!« – »Athos!« schrie d'Artagnan, außer sich, indem er mit der Hand an seinen Ring griff. – »Ich schätze ihn auf tausend Goldfüchse, denn ich bin auf diesem Gebiet einigermaßen Kenner; er war, wie Sie einsehen werden, mein einziger Rettungsanker, und mit ihm konnte ich Gäule, Reitzeug, ja sogar Geld für unsere Weiterreise gewinnen.«

»Athos! Sie setzen mich in namenlosen Schreck!« rief d'Artagnan. – »Lassen Sie mich doch ausreden! Wir zerlegten also Ihren Diamanten in zehn Lose zu je hundert Goldfüchsen...«

»Athos!« rief d'Artagnan, »Sie wollen's mir weismachen, bloß aus Freude, mich recht in Angst zu sehen...«

»Ihnen etwas weiszumachen, fällt mir gar nicht ein, und was soll ich an Ihrer Angst für Freude haben?« erwiderte Athos. »Ich hätte Sie an meiner Stelle sehen mögen, wenn Sie vierzehn Tage lang kein menschliches Gesicht erblickt und bloß Weinflaschen hätten die Hälse brechen können!« – »Das ist aber noch immer kein Grund, einen Diamanten zu verspielen«, versetzte d'Artagnan, die Hand krampfhaft zusammenballend. – »Aber so lassen Sie mich doch erst fertig sein! Zehn Lose, sage ich, zu je hundert Pistolen ohne Revanche; in dreizehn Würfen verlor ich alles – in dreizehn Würfen! Nun, die Zahl dreizehn war immer meine böse Zahl; am dreizehnten Juli war's ja auch, daß ich...«

»Mord und Brand!« rief d'Artagnan, vom Tisch aufspringend, denn über die Geschichte von heute morgen hatte er die vom Abend zuvor vergessen.

»Geduld!« erwiderte Athos, »ich hatte einen Plan. Der Engländer war ein Original. Ich hatte ihn am Morgen mit Grimaud schwatzen sehen, und Grimaud hatte mir gesagt, der Engländer wolle ihn in seinen Dienst nehmen. Ich habe mit ihm um Grimaud gespielt, um meinen maulfaulen Grimaud, zerlegt in zehn Lose.«

»Das geht doch über meinen Horizont!« rief d'Artagnan, wider Willen von Lachen geschüttelt.

»Um Grimaud selbst ging's also nun, um Grimaud, zerlegt in zehn Lose, verstehen Sie! Und mit Grimaud, der doch kaum einen ganzen Dukaten wert ist, gewann ich den Diamanten wieder. Sage mir also jemand, Ausdauer sei keine Tugend!« – »Sapperlot! die Affäre ist wirklich recht drollig!« rief d'Artagnan, auf einmal wieder froh, daß er sich die Seiten vor Lachen halten mußte. – »Sie begreifen, daß ich, erst wieder Fortunas sicher, den Diamanten noch einmal setzte.« – »Hol mich der Teufel!« rief d'Artagnan, von neuem in bange Sorge gestürzt. – »Ich habe Ihr Sattelzeug, dann Ihr Pferd, dann mein Sattelzeug, mein Pferd wiedergewonnen, dann wieder verloren. Kurz, jetzt steht die Partie so, daß ich Ihr und mein Sattelzeug zum drittenmal wiedergewonnen habe. Ein vortrefflicher Wurf, der letzte! Bei ihm bin ich stehengeblieben.«

D'Artagnan atmete auf, als sei ihm die ganze Gastwirtschaft von der Brust genommen worden. »Also der Diamant ist mir geblieben?« fragte er beklommen. – »Intakt, völlig intakt!« antwortete Athos; »nicht minder das Sattelzeug von Ihrem und meinem Bucephalus.« – »Aber was sollen wir mit Sattelzeug, wenn uns der Gaul dazu fehlt?« – »Ich habe einen Einfall in dieser Hinsicht.« – »Athos, Sie verursachen mir Herzklopfen.« – »D'Artagnan, nicht wahr, Sie haben lange nicht gespielt?« fragte Athos, lebhafter werdend. – »Habe auch gar kein Verlangen

danach!« versetzte d'Artagnan, schroffer als sonst. – »Verreden wir nichts! Wenn Sie lange nicht gespielt haben, so werden Sie unbedingt eine glückliche Hand haben. Sie halten, wie es scheint, viel auf Ihr Pferd. Der Engländer mit seinem Kameraden ist noch da. Ich an Ihrer Stelle hielte mein Reitzeug gegen mein Pferd.« – »Ein Reitzeug allein wird er doch nicht haben wollen!« – »So setzen Sie beide! Mein Gott, ich bin doch kein eigennütziger Mensch!« – »Ist das Ihr Ernst, Athos?« fragte d'Artagnan unschlüssig, denn schon hatte ihn die Spiellust und Zuversicht des andern angesteckt. »Sicher, auf mein Wort! Ich setzte sie beide auf einen Wurf.« – »Nach dem Verlust der beiden Pferde muß mir doch daran liegen, wenigstens die beiden Reitzeuge zu behalte«, erklärte d'Artagnan. »Nun, dann setzen Sie Ihren Ring!« – »Meinen Ring? Nie und nimmer!« rief d'Artagnan. – »Na, dann meinetwegen Grimaud! Setzen Sie Grimaud! Bloß fürchte ich, der Engländer wird nicht recht wollen, da Grimaud schon einmal ausgespielt worden ist.« – »Ach, lassen Sie mich ungeschoren«, erklärte d'Artagnan, »ich will überhaupt nicht spielen.«

»Schade, sehr schade!« sagte Athos. »Der Beutel des Engländers ist gespickt voll, und Gold hätten wir brauchen können! Probieren Sie es doch mit einem Wurf! Ums Leben geht's ja nicht!« – »Und wenn ich verliere?« – »Verlassen Sie sich darauf, Sie werden gewinnen!« – »Und wenn nicht?« – »Nun, dann ist unser Reitzeug weg!« rief Athos. – »Nun, meinethalben! Ein Wurf also!«

Athos begab sich auf die Suche nach dem Engländer und traf ihn im Stall, wo er liebäugelnd vor den beiden Reitzeugen stand. Die Gelegenheit war günstig. Athos stellte seine Bedingungen: die beiden Reitzeuge gegen ein Pferd oder hundert Pistolen, Auswahl frei. Der Engländer rechnete geschwind: die beiden Reitzeuge waren dreihundert Pistolen unter Brüdern wert: er schlug ein.

D'Artagnan hatte den ersten Wurf und bekam drei Augen.

Leichenblässe überzog sein Gesicht. Athos begnügte sich mit der Bemerkung: »Ein trauriger Wurf, Kamerad! Sie werden also Pferde mit Sattelzeug Ihr eigen nennen, mein Herr!« – Der Engländer triumphierte; ohne die Würfel im Becher zu schütteln, ohne hinzusehen, stülpte er den Becher auf den Tisch. D'Artagnan hatte sich, um seine üble Laune nicht sehen zu lassen, umgedreht. »Da, da, da,!« rief Athos mit seiner ruhigen Stimme, »das ist ja ein Wurf, wie ich ihn bloß viermal in meinem Leben erlebt habe! Zwei Asse!...«

Der Engländer sah hin und erschrak vor Staunen; d'Artagnan sah hin und ward von Freude ergriffen.

»Der Herr bekommt also sein Pferd wieder«, sagte der Engländer. – »Allerdings«, erwiderte d'Artagnan. – »Also keine Revanche?« – »Unsere Bedingungen lauteten so, wie Sie wohl nicht vergessen haben werden.« – »Sie haben recht! Das Pferd wird Ihrem Pagen ausgefolgt werden, mein Herr.« – »Einen Augenblick«, sagte Athos; »mit Verlaub, Herr, ich möchte mit meinem Freund ein Wort reden.« – »Bitte!«

Athos nahm d'Artagnan auf die Seite. »Nun, was willst du noch von mir, Versucher?« fragte d'Artagnan; »weiter soll ich spielen? He?« – »Nein, überlegen sollen Sie!« – »Was?« – »Sie nehmen das Pferd wieder, nicht wahr?« – »Zweifelsohne!« – »Doch zu Unrecht! Ich an Ihrer Stelle nähme die hundert Pistolen; Sie wissen doch, die Wahl zwischen Pferd oder Pistolen stand Ihnen frei!« – »Ich nehme das Pferd!« erklärte d'Artagnan wieder. – »Und ich wiederhole, daß Sie damit unrecht tun. Was sollen wir beide mit einem einzigen Pferd? Bis nach Paris zu kommen, brauchen wir Geld, und nochmals Geld!«

»Aber wie sollen wir vom Fleck kommen?« – »Ei, auf den Gäulen unserer Pagen! Daß wir Leute von Stand sind, sieht uns doch jeder am Gesicht an!« – »Schön werden wir aussehen auf den beiden Mähren neben Porthos und Aramis auf ihren stattlichen Rennern!« – »Porthos und Aramis!« rief Athos, in

Lachen ausbrechend. – »Was denn?« fragte d'Artagnan, der die Lustigkeit seines Freundes nicht begreifen konnte. »Schön, schön! Fahren wir fort!« erwiderte Athos. – »Ihre Meinung also?« – »Bleibt, daß Sie die Pistolen nehmen, d'Artagnan; mit den hundert Pistolen können wir bis zum Monatsschluß fein auskommen. Strapazen haben wir genug ertragen, und ein bißchen Ruhe wird uns guttun.« – »Ich, und Ruhe! O nein, Athos, sobald ich in Paris bin, mache ich mich auf die Suche nach jener armen Frau.« – »Nun, meinen Sie, daß Ihnen Ihr Pferd dazu ebensoviel nützen werde, wie das Gold? Ich sage Ihnen, Freund, nehmen Sie die hundert Pistolen! Das ist gescheiter!«

Dieser Grund überzeugte d'Artagnan. Er wählte das Gold, das ihm der Engländer sogleich auf den Tisch zählte, und nun dachten sie an nichts weiter als an den Aufbruch. Außer dem alten Rappen von Athos kostete der Friedensschluß mit dem Wirt noch sechs Pistolen. D'Artagnan und Athos nahmen die Gäule ihrer beiden Pagen, während diese die Sättel auf den Buckel luden und zu Fuß marschierten. Waren sie auch nichts weniger als gut beritten, so gewannen sie doch rasch Vorsprung vor ihren Pagen und erreichten glücklich Crêvecceur, wo sie schon von weitem Aramis trübselig am Fenster sitzen und den Horizont absuchen sahen.

»Holla, Aramis, was zum Teufel treiben Sie denn da?« riefen sie ihm zu. – »Ach, Sie sind's, d'Artagnan? und Sie, Athos?« rief dieser; »ich dachte eben darüber nach, wie rasch doch alle irdischen Güter zerrinnen! Mein Roß aus England, das mir ausgerissen und eben in einer Staubwolke verschwunden ist, war mir ein lebendiger Beweis dafür. Das Leben läßt sich wirklich in drei Worte fassen: fuit, est, erit.[2]«

»Was soll die Rede?« fragte d'Artagnan, dem die Wahrheit zu dämmern anfing. – »Weiter nichts, als daß ich eben einen recht

[2] War, ist, wird sein.

dummen Handel abgeschlossen habe«, erwiderte Aramis. »Für sechzig Louisdor habe ich ein Pferd losgeschlagen, das, seinem Gang nach zu schließen, seine fünf Meilen in der Stunde machen dürfte.« – D'Artagnan und Athos lachten hell auf. – »Lieber d'Artagnan«, sagte Aramis, »seien Sie mir, bitte, nicht allzu böse! Not kennt nun einmal kein Gebot. Zudem bin ich ja doch derjenige, der den ersten und größten Schaden hat, denn dieser Hundsfott von Roßkamm hat mich um wenigstens fünfzig Louisdor geprellt. Nun, da sind Sie doch ganz andere und bessere Menschen! Sie schonen Ihre Luxusrosse und strapazieren die Gäule Ihrer Pagen.«

Da fuhr in der Richtung von Amiens her ein Frachtwagen am Gasthof vor, aus dem Grimaud und Planchet mit den Sätteln auf den Buckeln herauskletterten. Die beiden waren unterwegs gegen Zusicherung freier Wegzehrung für den Fuhrmann aufgestiegen. »Was ist denn das?« rief Aramis, betroffen über diesen Anblick, »bloß Pagen und Sättel?« – »Ei, nun geht Ihnen wohl ein Licht auf?« fragte Athos lachend. – »Freunde, es steht also bei Ihnen wie bei mir?« rief Aramis. »Aus Instinkt habe auch ich das Reitzeug behalten... Holla, Bazin! Bring mal das neue Reitzeug her!«

»Aber was haben Sie denn mit Ihren Gottesgelehrten gemacht?« fragte d'Artagnan. – »Die habe ich am andern Tage zum Essen geladen«, antwortete Aramis. »Hier gibt's einen ausgezeichneten Tropfen, nebenbei gesagt; ich habe mein Bestes getan, ihnen zu einem tüchtigen Rausch zu verhelfen; darauf hat mir der Pfarrer verboten, den Musketierrock an den Nagel zu hängen, und der Pater Jesuit hat mich gebeten, ihm zu einem Platz in unserer Kompanie zu verhelfen.« – »Ohne These!« rief d'Artagnan, »ohne These! Ich für mein Teil befürworte den Wegfall der These!«

»Seitdem führe ich das angenehmste Leben«, erzählte Aramis weiter: »habe ein Epos in einsilbigen Versen angefangen, eine ziemlich schwierige Materie, aber, wie bei allem im Leben, liegt

hier Verdienst in der Schwierigkeit. Die Tendenz ist galant. Ich will Ihnen den ersten Gesang vorlesen; er zählt vierhundert Verse. Erschrecken Sie nicht, denn es kostet bloß eine Minute.« – »Meiner Treu, lieber Aramis«, sagte d'Artagnan, dem Verse ein ebensolcher Greuel waren wie Latein, »fügen Sie zu dem Verdienst der Schwierigkeit noch das der Kürze, und Sie dürfen sicher sein, daß Ihrem Epos ein doppeltes Verdienst gebührt.« – »Sodann atmet es«, begann Aramis wieder, »wie Sie sehen werden, ehrliche Leidenschaft. Was mich aber über alle Maßen freut, Freunde,« rief er lustig, »ist, daß wir Paris und Porthos wiedersehen werden. Wie sehr mir diese lange Latte gefehlt hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Der hätte sein Pferd nicht verkauft, nicht um ein Königreich! Ich möchte ihn schon sehen, auf seinem Roß und seinem Sattel; er spielt sich doch sicher als Großmogul auf.«

Um die Pferde verschnaufen zu lassen, wurde eine einstündige Rast gemacht. Aramis beglich seine Zeche und schickte seinen Pagen zu den andern beiden in den Frachtwagen; dann wurde abmarschiert, in der Richtung auf die Stätte zu, wo d'Artagnan Porthos zuletzt verlassen hatte. Sie trafen ihn noch dort, aber so gut wie genesen, und demzufolge mit bereits wieder einigermaßen geröteten Wangen. Er war zwar allein, aber sein Tisch war gedeckt, wie wenn er zum wenigsten vier Gäste hätte; es gab mehrere Fleischgerichte, Wein von den besten Marken und Obst von den besten Sorten. »Mord und Brand!« rief er, »Sie kommen wie gerufen, meine Herren! Ich bin gerade bei der Suppe; Sie müssen also mit mir speisen.« – »Oho!« erwiderte d'Artagnan, »Flaschen von dieser Qualität hat doch Mousqueton nicht mit dem Lasso gefangen? Und gespickte Kalbsbrust gibt's außer Lendenbeefsteak und...« – »Ich mausere mich wieder heraus«, erwiderte Porthos, »aber nichts nimmt einen so infam mit, wie solche vertrackte Quetschung. Haben Sie schon mal so etwas durchgemacht, Athos?« – »Noch nie in meinem Leben. Bloß der Degenstich, den ich in der Rue Pérou

abkriegte, brachte nach zwei oder drei Wochen eine ähnliche Wirkung bei mir hervor.« – »Aber dieses Diner hatten Sie doch nicht für sich allein berechnet, Porthos?« fragte Aramis. – »Nein«, versetzte Porthos, »ich habe ein paar Edelleute aus der Nachbarschaft erwartet, die aber absagen ließen; da Sie nun da sind, meine Herren, werden Sie meine Gäste sein, und ich erleide dabei wahrlich keine Einbuße. Holla. Mousqueton! Stühle her, und die Flaschenbatterie verdoppelt!«

»Wissen Sie, was wir hier essen?« fragte Athos nach Verlauf von zehn Minuten. – »Schockschwerenot!« rief d'Artagnan, »ich esse gespickte Kalbsbrust mit Artischocken und Rindermark.« – »Ich habe Lammfilet!« rief Porthos. – »Und ich Frikassee vom Huhn!« rief Aramis. – »Sie irren sich alle meine Herren«, antwortete Athos mit gewichtigem Ernst, »denn wir essen Pferdefleisch«. – »Aber reden Sie doch nicht!« rief d'Artagnan. – »Hottehü!« schrie Aramis, von starkem Ekel geschüttelt. – Porthos allein enthielt sich jeglicher Äußerung. – »Jawohl, Pferdefleisch!« wiederholte Athos; »nicht wahr, Porthos, ich habe recht? Vielleicht Sattel und Riemzeug mit?« – »Nein. Sattel und Reitzeug habe ich behalten, meine Herren«, erklärte nun Porthos.

»Meiner Treu!« rief Aramis, »von uns ist doch wirklich einer so viel wert wie der andere! Ist's nicht gerade, als hätten wir uns das Wort gegeben?« – »Aber ich bitte Sie, meine Herren, dies Pferd hätte ja bloß meinen Gästen Schande gemacht, und solche Demütigung wollte ich Ihnen doch ersparen.« – »Dann ist Ihre Herzogin noch immer im Bad?« fragte d'Artagnan. – »Noch immer!« antwortete Porthos. »Der Provinzgouverneur, einer von den Edelleuten, die ich heute zu Tisch erwartete, hatte nun aber, wie mir vorkam, solche Sehnsucht nach seinem Besitz, daß ich es ihm geschenkt habe.« – »Geschenkt?« wiederholte d'Artagnan. – »Du lieber Gott, ja! Geschenkt! Es ist in der Tat das rechte Wort«, versetzte Porthos; »denn seine anderthalbhundert Louis ist's doch unter Brüdern wert gewesen;

und der Filz wollte unter keinen Umständen mehr als achtzig geben.«

»Ohne Sattel und Reitzeug?« fragte Aramis. – »Allerdings.« – »Sie werden bemerken, meine Herren«, sagte Athos, »daß Porthos von uns allen noch immer das beste Teil erwählt hat.« Durch das schallende Gelächter, womit diese Worte begrüßt wurden, geriet Porthos in sichtliche Bestürzung; es wurde ihm aber sehr bald der Grund zu dieser fröhlichen Stimmung auseinandergesetzt, und seiner Gewohnheit nach ließ er sich nicht lange nötigen, kräftig einzustimmen.

»So trifft es sich denn«, meinte d'Artagnan, »daß wir alle reichlich bei Kasse sind?« – »Darauf muß ich nun leider bemerken«, sagte Athos, »daß mir der Wein von Aramis so vorzüglich gemundet hat, daß ich in den Frachtwagen, mit dem unsere Pagen fahren, sechzig Flaschen habe einpacken lassen, wodurch sich natürlich mein Barbestand merklich verringert hat.,« – »Und ich«, nahm Aramis hierauf das Wort, »habe der Kirche von Montdidier und den Jesuiten in Amiens meinen letzten Heller geschenkt, hatte mich außerdem zu Messen für mich und Sie, meine Herren, verpflichtet, die natürlich bezahlt werden mußten, die sich aber für unser Seelenheil als höchst wirksamer Balsam erweisen werden.«

»Und mich«, meinte Porthos, »hat natürlich meine Krankheit auch ein Heidengeld gekostet; oder glauben Sie etwa das Gegenteil? Von Mousquetons Verwundung gar nicht zu reden, die täglich zweimaligen Besuch des Wundarztes notwendig machte, denn der arme Kerl hat sich eine Kugel in einen Körperteil jagen lassen, den man gewöhnlich bloß dem Doktor zeigt; um so unverantwortlicher von ihm, als ich es ihm unzählige Male gepredigt habe, sich in dieser Hinsicht besser vorzusehen.«

»Na, na,« meinte Athos, indem er mit d'Artagnan und Aramis ein Lächeln austauschte, »ich sehe schon, daß Sie sich gegen den armen Kerl recht nobel benommen haben, Porthos, wie es

eben einem wackern Herrn zukommt.« – »Kurz und gut«, meinte Porthos, »wenn ich alles beglichen habe, so werden mir wohl noch rund dreißig Taler im Vermögen bleiben.« – »Und mir ein Dutzend Pistolen«, sagte Aramis. – »Da scheint's doch«, rief Athos lachend, »als wenn wir die Krösusse der Gesellschaft wären. Wieviel bleibt denn Ihnen von Ihren hundert Pistolen, d'Artagnan?« – »Von meinen hundert Pistolen?« fragte d'Artagnan; »fünfzig davon habe ich doch Ihnen gegeben.« – »Ah, richtig, es ist so! Jetzt fällt mir's ein«, sagte Athos. – »Sechs habe ich dem Wirt noch zahlen müssen«, fügte d'Artagnan hinzu. – »Diesem Halunken von Wirt?« rief Athos; »warum haben Sie dem noch den Hals gestopft?« – »Sie haben mir doch selbst gesagt, daß ich sie ihm geben solle!« – »Freilich! Ich bin eben auch immer zu gutmütig. Na, und was bleibt uns noch?« – »Fünfundzwanzig Pistolen«, entgegnete d'Artagnan. – »Und mir?« fragte Athos, ein bißchen Kleingeld aus seiner Tasche hervorsuchend, »mir...« – »Ihnen«, sagte d'Artagnan, »Ihnen bleibt nichts!« – »Meiner Treu, oder so wenig, daß es sich nicht verlohnt, es zur Masse zu schlagen!« sagte Athos. »Immerhin«, fuhr er fort, »rechnen wir mal zusammen, was uns noch gehört. Was hat Porthos noch?« – »Dreißig Taler.« – »Und Aramis?« – »Zehn Pistolen.« – »Und Sie, d'Artagnan?« – »Fünfundzwanzig Pistolen.« – »Das macht im ganzen?« fragte Athos heiter. – »Vierhundertundfünfundsiebzig Livres«, antwortete Aramis, der es im Rechnen mit Archimedes hätte aufnehmen können.

»Abgesehen von dem prächtigen Diamanten«, sagte Athos, der aber mit dieser Bemerkung klüglich gewartet hatte, bis d'Artagnan, der keine Minute säumen wollte, um Herrn von Tréville für seine Güte zu danken, die Tür hinter sich geschlossen hatte, »der am Finger unseres Freundes funkelt... Mord und Brand! D'Artagnan ist ein viel zu guter Kamerad, als daß er's über sein Herz bringen könnte, Brüder in solcher Klemme sitzenzulassen, während er an seinem Mittelfinger ein

Vermögen trägt, mit dem er einen König loskaufen könnte!«

»Wenn wir in Paris sind«, meinte Porthos, »werden wir also noch gerade vierhundert Livres haben, mit Ausnahme der Sättel und des Reitzeugs.« – »Aber unsere Eskadronpferde?«, meinte Aramis. – »Nun, aus den vier Pagenpferden werden wir zwei Kavaliersrosse machen, um die wir losen werden; mit den vierhundert Livres, die wir noch haben, werden wir für die Pagen eins zum Auswechseln beschaffen; dann werden wir alles zusammenkratzen, was wir noch in unsern Taschen haben, und d'Artagnan überantworten, der eine glückliche Hand hat, und in dem ersten besten Wirtshaus, an dem wir vorbeikommen, sein Glück versuchen soll. Damit gut!« – »Nun, so laßt uns essen!« rief Porthos, »die Speisen werden kalt!«

Die vier Freunde, die nun ruhiger der Zukunft entgegenschauten, taten der Mahlzeit alle Ehre an. Was sie davon übrigließen, wanderte zu den Pagen Mousqueton, Bazin, Planchet und Grimaud.

In Paris fand d'Artagnan einen Brief von Herrn von Tréville vor, der ihn davon unterrichtete, daß ihm der König die Gnade erwiesen habe, ihn in seine Musketierkompanie aufzunehmen. Da d'Artagnans Ehrgeiz vor allem andern auf der Welt, abgesehen einzig und allein von dem Besitz der kleinen Frau Bonacieux, hiernach strebte, rannte er seelenvergnügt zu seinen Kameraden, die er vor einer knappen Viertelstunde erst verlassen hatte; aber er traf sie allesamt in einer sehr betrübten Stimmung zur Beratung versammelt bei Athos. Daraus ließ sich folgern, daß etwas Ernstes vorgefallen sein mußte. Es war auch so, denn Herr von Tréville hatte ihnen eben mitteilen lassen, daß seine Majestät gewillt sei, am ersten Mai ins Feld zu rücken, und daß sie demzufolge sich mit ihrer Ausrüstung dazu bereit zu halten hätten. Ganz verblüfft schauten die vier Philosophen einander an, denn was Dienstfragen anging, verstand Herr von Tréville keinen Spaß.

»Und wie hoch schätzen Sie die Ausrüstungskosten?« fragte

d'Artagnan. – »Oh, das läßt sich so leicht nicht sagen«, erwiderte Aramis. »Wir haben gerade mit echt spartanischer Knickrigkeit unsere Rechnung gemacht, und dabei festgestellt, daß wir pro Mann etwa fünfzehnhundert Livres brauchen werden.« – »Viermal fünfzehn macht sechzig, und viermal fünfzehnhundert sechstausend«, sagte Athos. – »Mir scheint«, bemerkte d'Artagnan, »daß wir mit tausend pro Mann auch auskommen werden; ich rede da freilich nicht als Spartaner, sondern als Sachwalter.«

Das Wort Sachwalter rüttelte Porthos auf. »Halt!« rief er, »Ich habe da eine Idee!« – »Das ist schon etwas«, erwiderte Athos frostig. »Ich freilich habe keinen Schatten von einer solchen; was aber d'Artagnan angeht, meine Herren, so hat ihn das Glück, hinfort einer der Unsrigen zu sein, aus Rand und Band gebracht. Tausend Livres! Was fällt ihm bloß ein! Ich für mein Teil werde unter zweitausend nicht zurechtkommen.« – »Vier mal zwei macht acht«, sagte da Aramis. »Also würden wir für unsere Equipierung achttausend Livres brauchen, denn wir haben, wie sich nun einmal nicht ändern läßt, weiter nichts dazu als Reitzeug und Sattel.«